

Geheime Geschichten

und

Räthselhafte Menschen.

Sammlung

verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben

von

Friedrich Bülau.

Vierter Band.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1852.

Inhalt.

Miscellen.

I. Die Geheimnißvollen im Schlosse zu Eishausen.

Eine wahre Geschichte ohne Lösung.

---

1. Einleitung.

An der Straße, welche von Koburg nach Hildburghausen führt, liegt, eine gute Stunde vor letztgenannter Stadt, das Dorf Eishausen. Links ab von der Chaussee, am fernsten Ende des ziemlich ansehnlichen Dorfes, bemerkt der Reisende ein stattliches, alle anderen Häuser des Ortes

überragendes Gebäude. Und wer einmal in der Zeit von **1810** bis **1845** des Weges gekommen ist und im Dorfe sich näher erkundigt hat, der erinnert sich wohl, daß ihm die Bauern gesagt haben, jenes Haus sei das Schloß; darin wohne der „gnädige Herr“; der sei sehr reich und sehr wohlthätig; aber wer er selbst sei, das wisse kein Mensch, selbst der Herzog nicht.

Am 8. April **1845** standen zum ersten Male nach 35 Jahren die Thüren des geheimnißvollen Schlosses offen. Der Unbekannte war gestorben. Männer, Weiber und Kinder drängten sich mit geheimer Scheu in das Schloß; von Thränen verdunkelte Augen suchten nach der Lösung des Geheimnisses, das länger als ein Vierteljahrhundert unter ihnen gelebt hatte. Das Gericht drang ein, Schlösser wurden geöffnet, Siegel angelegt; aber der greise Einsiedler, noch im Tode ein kräftiges, schönes Bild, hielt sein Geheimniß fest.

Geschäftige Federn brachten jetzt die Geschichte auf den Markt der Journalistik und, wie es bei einer so mysteriösen Sache natürlich ist, mischten sich wahre Nachrichten mit falschen, wenige wohlmeinende Vermuthungen mit vielen schlimmen auf so wunderliche Weise, daß es dem gespannten Publikum unmöglich werden mußte, zu einer nur etwas klaren Auffassung des geheimnißvollen Lebens zu gelangen.

Ich habe dieses merkwürdige Einsiedlerleben, das ein günstiges Zusammentreffen von Umständen meiner Beobachtung besonders naherückte, 34 Jahre lang nur selten aus dem Auge verloren. Was ich beobachtet oder mittelbar erfahren habe, will ich in diesen Blättern mittheilen. Ich glaube, daß ich im Stande bin, mehr zu erzählen, als irgend Jemand aus der nähern oder fernern Umgebung des Geheimnißvollen; aber ich muß

freilich zugleich erklären, daß selbst die ganze Summe meiner Wahrnehmungen nicht hinreicht, um den Schluß der Geschichte — die Lösung des Räthsels — finden zu lassen.

Das Bild, das ich den Lesern gebe, ist immer nur ein verschleiertes Bild. Es hat sich auch mir nie enthüllt. Wäre dies der Fall, so würde ich anders erzählen — oder auch vielleicht gar nicht.

Ich habe 40 Jahre lang auf die Enthüllung des Geheimnisses gewartet, das ich vor Augen hatte; jetzt geht meine Geschichte in die Welt, nicht um eine solche Enthüllung zu geben, sondern um sie zu suchen. Die Neugierde des Publikums, der Scharfsinn der Polizei, alle Bemühungen der Gerichte haben nicht vermocht, den Schleier zu heben. Vielleicht kommen diese Blätter vor die Augen eines Menschen, der mit Hülfe der Daten, die sie enthalten, den Schlüssel des Räthsels zu finden vermag.

Ich bin mit meinen Wahrnehmungen nicht hervorgetreten zu jener Zeit (unmittelbar nach dem Tode des Unbekannten), als alle Zeitungen das Interesse ihrer Leser nach dem geheimnißvollen Schlosse in Eishausen lenkten und die widersprechendsten Hypothesen über das Leben des Einsiedlers durcheinander fluteten, und ich komme deswegen mit meinen Mittheilungen vielleicht etwas zu spät für die Curiosität des Publikums. Aber ich wünsche eben auch ein höheres Interesse in Anspruch zu nehmen, als das der Neugierde, und in solcher Beziehung wird es von einigem Werthe sein, daß die Eindrücke, die ich empfing, Zeit genug hatten, sich abzuklären. Selbst jetzt würde ich mit diesen Mittheilungen, obgleich es mir nicht an mancher Aufforderung zu deren Veröffentlichung gefehlt hat, schwerlich hervortreten, wenn

ich nicht glaubte, daß die Oeffentlichkeit ein Recht wie ein Interesse an dem Geheimnisse des Schlosses in Eishausen hat, und daß der Wahrheit nicht allein, sondern selbst dem Interesse der Personen besser gedient sei, wenn die düstere Wolke des Zweifels und Argwohns, die sich über das Grab des Einsiedlers gelagert hat, mit scharfem Strahl beleuchtet und zerstreut, oder selbst zur Entladung ihres Wetterstoffs gebracht wird, als wenn ihre giftigen Dünste im ungestörten Zwielichte des Gerüchts das Monument, das Dankbarkeit und Pietät auf dem Grabe des Unbekannten erhalten möchten, allmälig zerbröckeln.

Die Leser bitte ich, daß sie durch den Reiz des Geheimnißvollen, Abenteuerlichen und Schauerlichen sich nicht verleiten lassen, bei der Betrachtung des wunderbaren Lebens, das ich ihnen vorführen will, den Standpunkt psychologischer Beobachtung zu verlassen; denn von diesem aus betrachtet bietet der Gegenstand, nach meiner Meinung, unter allen Umständen das größte und reinste Interesse. Die Gesichtspunkte, welche das Interesse der Polizei und der Rechtspflege in Anspruch nehmen, bieten sich von selbst dar.

Ich werde stets der Spur der Wahrheit zu folgen suchen und in das Gebiet der Dichtung und Sage, so nahe es hier auch an die Wirklichkeit grenzt, nirgends abschweifen. Ich werde unparteiisch alles vorräthige Material liefern, unbekümmert, ob es der guten Meinung, oder dem Argwohn zum Anhalt dienen mag, und eben so nüchtern, hoffe ich, wird meine Kritik sein.

---

2. Die Unbekannten in Ingelfingen.

Erst in der neuesten Zeit ist es gelungen, die Spur des Unbekannten rückwärts bis zum Jahre 1803 oder 1804 zu verfolgen [1]). Um jene Zeit erschien in dem Städtchen Ingelfingen im Württemberg'schen ein Unbekannter, der sich Graf oder Baron nannte, und lebte daselbst einige Zeit in räthselhafter Dunkelheit. Er hatte eine Miethwohnung bezogen, zugleich mit einer Dame, die er selbst seine Gemahlin genannt haben soll, oder die man wenigstens allgemein dafür hielt. Die vornehme Einfachheit seiner Lebensweise ließ den hohen Rang, seine Zurückgezogenheit von der Welt ließ reiche Welterfahrung durchblicken. Er hatte eigene Equipage; sein einziger Diener, der zugleich Kutscher war, theilte die Abgeschiedenheit seines Herrn und zeigte in seiner noblen Haltung eine weit über seinen Stand gehende Bildung. Eine weibliche Dienerin war unter der Verpflichtung der Verschwiegenheit angenommen worden; sie durfte nur zu gewissen Stunden die Wohnung der Fremden betreten. In die Nähe der Dame aber ist selbst diese Dienerin nie gekommen. Der Graf war das einzige menschliche Wesen, mit welchem die Unbekannte in Berührung kam. Niemand in Ingelfingen hat sie gesprochen, oder auch nur sprechen hören. Wenn sie Tritte auf der Treppe hörte, flüchtete sie in ihr innerstes Gemach, das sie hinter sich verschloß. Sie soll viel geweint

---

1) Die nachfolgende Mittheilung aus Ingelfingen verdankt man einer Dame, der Tochter des Geheimeraths K., die zu der angegebenen Zeit selbst in Ingelfingen lebte. Sie ist durch einige Personen, namentlich die (kürzlich verstorbene) Fr. v. B. in Ludwigsburg bestätigt.

haben. Wenn sie am Arme ihres Gemahls spazieren ging, oder wenn sie mit ihm ausfuhr, war sie verschleiert oder trug eine grüne Brille; doch wollten damals Personen, die sie sahen, behaupten, daß sie eine auffallende Ähnlichkeit mit der Tochter Ludwig's XVI zeige.

Der Graf mied nicht allen Umgang. Er kam z. B. öfters zu dem Apotheker, in dessen Haus er wohnte, interessirte sich für dessen chemische Arbeiten und sprach mit ihm einsichtsvoll über medicinische Gegenstände. Die Wenigen, die mit dem Grafen in nähere Berührung kamen, priesen mit Entzücken die Liebenswürdigkeit seines Charakters, sein edles, gemüthvolles Wesen, seine wissenschaftliche Bildung, seine tiefen Kenntnisse politischer Verhältnisse und bedeutender Personen.

Man erinnerte sich, daß er einst auf die Frage, ob er Kinder habe, mit tiefer Wehmuth antwortete: „Wenn ich so glücklich wäre!“ Und doch war damals der Graf ein blühender Mann, höchstens ein Vierziger, und die Dame, die er begleitete, stand in der ersten Jugendblüthe!

Der Graf interessirte sich sehr für die politischen Gesinnungen der Vornehmen in Ingelfingen; er selbst zeigte Sympathie für die rechtmäßige Dynastie in Frankreich. Zeitungen in verschiedenen Sprachen hielt er für seine Person; von fernen Posten kamen häufige Briefe an ihn. In Ingelfingen war man allgemein der Meinung, daß er ein französischer Prinz sei; Viele hielten ihn für den Herzog von Angouleme selbst.

Eines Morgens waren die Unbekannten plötzlich verschwunden; für einige Bekannte hatte der Graf werthvolle Geschenke zurückgelassen. Gleich darauf kam die Nachricht, daß der Herzog von Enghien auf badischem Gebiet aufgegriffen und nach Paris abgeführt worden sei (März 1804). Man war in Ingelfingen allgemein

der Meinung, daß der Graf, von diesem Vorfall zeitig benachrichtigt, sich einem ähnlichen Schicksale durch die Flucht habe entziehen wollen. Einige Monate später aber las man im Schwäbischen Merkur die Nachricht von dem Tode eines französischen Emigranten von Bedeutung, der sich einige Zeit in Ingelfingen aufgehalten habe. Die Beschreibung des Verstorbenen paßte Zug für Zug auf den Grafen. Seitdem hielten die Ingelfinger ihren Unbekannten für todt, und er war fast vergessen, als im Jahre 1845 die öffentlichen Nachrichten über den Geheimnißvollen in Eishausen in den wenigen noch Lebenden die Erinnerung an ihn wieder weckten.

So weit unsere Mittheilung aus Ingelfingen.

Die Vermuthung liegt nahe, daß der Zeitungsartikel von dem Tode des Emigranten fingirt war und die Absicht hatte, die Spur des Unbekannten von der Erde zu verwischen. Außer allem Zweifel steht es, daß dasselbe Geheimniß, welches den Augen der Ingelfinger entschwunden war, drei oder vier Jahre später von einem Grafen Vavel de Versay in Hildburghausen eingeführt wurde. Es ist dieselbe einsiedlerische Dame mit Schleier und grüner Brille, es ist derselbe seltsame Diener, der zugleich Kutscher war, und der Graf Vavel scheint nach Allem der aus dem Grabe erstandene Mann von Ingelfingen; die Beschreibung seiner äußeren Erscheinung und seiner Lebensweise, wie wir sie von Ingelfingen erhielten, spricht für die Identität der Person. War der Geheimnißvolle von Ingelfingen wirklich gestorben, so war es sein Doppelgänger, der in Hildburghausen erschien, — so war es ein Mann, der die Rolle jenes Geheimnißvollen in demselben Augenblick aufnahm, als sie dem Sterbenden aus der Hand fiel, und sie bis zu seinem eigenen Tode fortspielte. Gegen das

Ende unserer Erzählung wird diese Frage der Identität, die hier ziemlich müssig erscheinen mag, in höchster Bedeutung wieder hervortreten.

---

3. Der Graf und die Gräfin in Hildburghausen.

In Hildburghausen finden wir den Grafen mit der Dame, die ihn begleitete, zuerst in dem Englischen Hof, dem damals angesehensten Gasthaus der kleinen Residenz [1]). Er bleibt hier Wochen und Monate lang, macht Ansprüche auf die feinste Lebensweise und entspricht diesen Ansprüchen durch reichliche Bezahlung. Man hört in der Stadt, der Fremde sei ein Graf Vavel de Versay. Er gilt für einen französischen Emigrirten, sein Grafentitel und das Aristokratische seiner Erscheinung für genügende Legitimation; den Grund seiner gänzlichen Zurückgezogenheit sucht man in politischer Verfolgung, oder in einem vom Unglück gebeugten Gemüthe.

Daß der Fremde von der Polizei nach einer Legitimation gefragt worden sei, hat man nie gehört. Gewiß ist, daß er weder einen Paß, noch eine andere Legitimation vorgezeigt hat. Den Grafentitel scheint er übrigens ohne sein Zuthun erhalten zu haben; wenigstens äußerte

---

1) Die Bekanntmachung, welche das Hildburghauser Kreisgericht nach dem Tode des Unbekannten erließ, gibt das Jahr 1806 als die Zeit seines ersten Auftretens in Hildburghausen an. Ich muß aber bemerken, wie die Behauptung zuverlässiger Zeitgenossen dafür spricht, daß der Graf erst im Jahre 1807 nach Hildburghausen gekommen ist.

er dreißig Jahre später mit Lächeln: „man hat mich zum Grafen gemacht; selbst zum Monseigneur wollte man mich einst machen."

Geheimerath S. in J. soll behauptet haben, daß er als früherer hildburghäuser Geheimerath die Unterschrift des Unbekannten als „Baron Vavel de Versay" zu sehen Gelegenheit gehabt habe. Allein dies ist wol eine Verwechselung damit, daß Briefe an den Unbekannten jene Adresse trugen und Herrn S. zu Gesicht kamen. Daß eine Unterschrift des Unbekannten dem Herrn Geheimerath je vor das Auge gekommen sei, muß ich sehr bezweifeln. Wenigstens ist dies gewiß, daß sich nirgends, auch nicht in den geheimsten Aktenschränken Hildburghausens, auch nur ein Buchstabe von des Unbekannten Hand vorfindet. Der Diener, den er bei sich führte, nannte ihn: „der gnädige Herr." Die Namen seines Gebieters nannte er nie. Das Publikum betrachtete ihn als einen namenlosen Menschen; nur mitunter hörte man ihn den „Pfaffel" nennen, eine Benennung, die jedenfalls aus der Verstümmelung des Namens Vavel entstanden war. Der Name Vavel de Versay cursirte nicht. Man nannte den Fremden nur schlechtweg den „Grafen", und diesen Titel mag der Unbekannte auch in der nachfolgenden Erzählung fortführen.

Man hat vielfach und mit Bestimmtheit behauptet, der Graf habe sich dem damals regierenden Herzog Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, oder der geistreichen Herzogin Charlotte (Schwester der Königin Luise von Preußen) anvertraut, wenigstens Empfehlungsbriefe von hoher Hand an das herzogliche Haus abgegeben. Dieser Behauptung muß indeß auf das Bestimmteste widersprochen werden. Der Vorgang, welcher zu jener Annahme Veranlassung gegeben haben mag, soll später

erwähnt werden. Hier nur soviel, daß Niemand in Hildburghausen das Geheimniß des Grafen kannte, — wenn nicht sein Diener.

Uebrigens hatte in den ersten Wochen und Monaten seines Aufenthalts in Hildburghausen die Erscheinung des Unbekannten nichts besonders Auffälliges. Man war ja damals noch nicht aus der Gewohnheit gekommen, französische Emigranten ohne Paß und in der mysteriösesten Verhüllung durch Deutschland reisen zu sehen. Dazu erfuhr man, daß der Graf sich schon einige Zeit in der Gegend aufgehalten habe, namentlich auch in Themar, wo der damalige Amtmann, Hofrath Mereau, ihn gesehen und wahrscheinlich auch gesprochen hat. Von einem frühern Aufenthalt in Ingelfingen hatte man nicht die entfernteste Ahnung; auch später erst erfuhr man, daß der Fremde sich einige Zeit in Frankfurt am Main und, gleichzeitig mit einer großen Anzahl hervorragender französischer Emigranten, in Mainz aufgehalten hatte (dies erklärte er später selbst), und daß in Offenbach ein räthselhafter Mann, Namens Frank, gelebt haben solle, der wenigstens durch seine Zurückgezogenheit (nicht aber durch seinen Charakter) an den Unbekannten in Hildburghausen erinnerte.

Dieser selbst zeigte nicht die Absicht eines bleibenden Aufenthaltes in Hildburghausen. Zwar miethete er, nach einigem Verweilen im Englischen Hofe, eine Privatwohnung — die dritte Etage in dem ansehnlichsten Gebäude der Stadt (dem jetzigen sogenannten Regierungsgebäude). Als aber, bald nach seinem Einzuge, in der Druckerei, die im Parterre des Hauses arbeitete, ein kleiner Feuerlärm entstand, verließ er sofort diese Wohnung und bezog nun die zweite Etage eines frei stehenden Hauses in der Neustadt.

Die Besitzerin des Hauses (die verwitwete Geheime-Assistenzräthin Radefeld) mußte versprechen, wenn zu dem Hause ein Käufer sich fände, sogleich ihren Miethsmann es wissen zu lassen.

Aus jener Zeit kommen etwas deutlichere Nachrichten über das Leben der Unbekannten, deren Geheimniß nunmehr das gute Hildburghausen in große Spannung gebracht hatte. Ehe der Graf das letzterwähnte Haus bezogen hatte, war er fast täglich in eigner Equipage mit schönen Schimmeln, den reichbedreßten Diener auf dem Bock, spazieren gefahren. Nunmehr hatte er die Pferde abgeschafft und fuhr, zwar in eigenem Wagen, aber mit Postpferden. Bei solchen Fahrten hat die herzogliche Kinderfrau, die damals im jetzigen Batty'schen Hause vor der Stadt wohnte, den Grafen einige Male gesehen, und sie erzählte gerne davon, wie vornehm und schön der Mann ausgesehen habe und wie artig er sie und die fürstlichen Kinder gegrüßt habe; doch fuhr er nie im zurückgeschlagenen Wagen und gewöhnlich in die Ecke des Sitzes zurückgelehnt; auch sah man ihn zuweilen mit der tief verschleierten Dame am Arm spazieren gehen. — Einige Handwerker, von denen er Verschläge zu Treppe und Vorplatz bauen und dadurch seine Wohnung von dem übrigen Hausraum absperren ließ, — der Kaufmann und Rathsherr A., den er zum Geschäftsführer angenommen hatte, aber auch nur mit Geldgeschäften betraute, — eine Köchin und eine Aufwärterin, die beide außerhalb des Hauses wohnten, und die Hausbesitzerin selbst waren die einzigen Menschen, die der Graf in jener Zeit sprach.

Die Hausbesitzerin, schon damals eine Matrone, wurde nicht selten zu dem Grafen gerufen. War sie bei demselben eingetreten, so verschloß er hinter ihr die

Thüre. Er unterhielt sich dann mit ihr und wußte sich dadurch bald und unvermerkt in den bedeutenderen Persönlichkeiten der Stadt und in den bedeutendsten seiner Nachbarschaft vollkommen zu orientiren. Mit einer, wie es der Hausfrau vorkam, kleinlichen Neugierde, aber höchst wahrscheinlich tieferer Absicht, erkundigte er sich nach den Fremden, die in Hildburghausen ab- und zugingen. Die fremde Dame war bei solchen Besuchen nie zu sehen; sie wurde von ihrer Hauswirthin nur einige Male beim Ausgehen flüchtig erblickt, und die Witwe wußte daher von der Dame nichts zu erzählen, als daß sie jung und sehr schön gewesen sei.

Die Fenster waren stets dicht verhängt, die Treppenthüre verschlossen; man erzählte, der Fremde habe scharf geladene Gewehre zu seinem Schutze; gewiß scheint, daß er einen Handwerksburschen, der unberufen eingedrungen war, im höchsten Zorn mit der Pistole in der Hand verjagte.

Wenn der Graf zugleich mit der Dame (meistens am frühen Morgen) spazieren fuhr, stiegen sie innerhalb des verschlossenen Hofraumes in den Wagen; dem Postillon war es untersagt, sich nach der Herrschaft umzusehen, und als einst die Kinder der Hausfrau sich an ein auf den Hof gehendes Fenster drängten, um die Gräfin einsteigen zu sehen, führte der Graf darüber Beschwerde bei der Mutter und foderte Schutz vor solcher Neugierde. Die zahlreichen Briefe, welche unter der Adresse Vavel oder Vavel de Versay ankamen, mußte die Hausfrau in Empfang nehmen, in einen Korb werfen, der zu solchen Zwecken an der Treppe hing, und dieses dem Grafen mit einem Zeichen der Glocke andeuten. Im Hause durfte keine Thüre mit Geräusch geschlossen werden, kein lautes Lachen sich hören lassen. Als einst

die erwachsenen Söhne der Hausfrau in ihrem Wohnzimmer zu ebener Erde mit Rappieren fochten, drohte der Graf mit Aufkündigung, weil er solche Unruhe nicht vertragen könne. Im obern Stock herrschte fast immer lautlose Stille; doch hörte man häufig noch spät in der Nacht den Mann die Zeitungen mit starker Stimme und großer Lebhaftigkeit vorlesen.

In jener Zeit war der Graf mit der Dame oft mehrere Tage lang abwesend. Niemand, als der vertraute Diener, begleitete sie auf solchen Reisen. Niemand, als er, hat erfahren, wohin diese geheimnißvollen Ausflüge führten. Während einer solchen Abwesenheit hatte die stets außer dem Hause wohnende Köchin es gewagt, die Küche zu betreten, zu welcher sie einen Schlüssel hatte. Ihr Besuch wurde bei der Rückkehr des Grafen entdeckt und sie selbst sofort ihres Dienstes entlassen. Auch das Auge der Köchin hatte die Dame, der sie diente, nie erblickt.

Der Hausfrau wurde die Miethe für Wohnung und Mobilien reichlich bezahlt und dadurch Entschädigung gewährt für die klösterliche Stille, die sie in ihrem Hause erhalten mußte. Als aber der Graf einst erfuhr, daß seine Hausfrau ohne sein Vorwissen sich auf Anerbietungen zum Verkauf des Hauses eingelassen hatte, kündigte er und miethete das herrschaftliche Schloß auf dem Domainengut zu Eishausen, 1½ Stunde von Hildburghausen.

---

4. Uebersiedelung nach Eishausen. Der geheimnißvolle Kammerdiener und die übrigen Diener. Die Equipage.

Am 30. September 1810 übersiedelte der Graf in das Schloß zu Eishausen. Er nahm dort die zweite und dritte Etage in Besitz, während zu ebener Erde noch ein ergrauter herrschaftlicher Schloßverwalter (Handschuh) mit seiner ebenso alten Frau wohnte. Durch diesen stand die Belle-Etage des Schlosses im ungehinderten Verkehr mit dem Dorfe; nur tiefe Stille wurde den Besuchenden anempfohlen. Der Verwalter selbst, so wie seine Frau, waren stille, sehr brave Leute; das einzige Amt, das sie noch zu verwalten hatten, nämlich dies: die Stille und Ruhe des Schlosses zu hüten, stimmte zu ihrer Neigung, und überdies spornten Geschenke aus Küche und Keller des Grafen zum Eifer an.

Als ein Kind von neun Jahren wurde ich einmal zum Verwalter ins Schloß geschickt; ich ging zaghaft und auf den Fußspitzen die steinerne Treppe des Schlosses hinan. Ehe ich noch nach dem Klingelzuge griff, öffnete sich schon von Innen leise die Thüre und der Verwalter schob mich freundlich flüsternd in seine Stube. Der gute alte Mann mit dem kaffeebraunen Rocke, der halb Frack, halb Ueberrock war und von oben bis zu den Knöcheln herab mit zwei Reihen thalergroßer Metallknöpfe besetzt war, schenkte mir damals ein uraltes Bilderbuch: aber er sprach nur flüsternd mit mir, und ich war froh, als ich aus dem verzauberten Schlosse heraus war.

Ungeachtet dieses treuen Eifers für Bewahrung der Stille und Ruhe, konnte der Graf die Hausgenossen-

schaft der alten Leute nicht ertragen. Er bot ihnen überreiche Entschädigung, wenn sie sich in einem Hause des Dorfes einmiethen wollten, und das alte Ehepaar ging endlich darauf ein, überlebte aber nur ein oder zwei Jahre die Verbannung aus dem Schlosse. Nunmehr war der Graf im ausschließlichen Besitze der drei Etagen des Schlosses. Er und die Dame scheinen vorzugsweise in der mittlern, selten in der obern Etage gewohnt zu haben; in der Belle-Etage wohnten der Kammerdiener und die Köchin. So waren vier einsiedlerische Menschen die alleinigen Bewohner des großen Gebäudes, in dem nicht viele Jahre früher ein pensionirter General mit seiner Familie und seiner zahlreichen Bedienung gewohnt hatte, und tiefe Stille herrschte jetzt in den öden Räumen, in denen sonst die Zechgenossen des alten Kriegers gelärmt hatten. Nur der Fruchtboden des Schlosses blieb, zum großen Verdruß des Grafen, noch dem Kammergutspachter zur Benutzung überlassen. Obschon die Pachtersknechte, wenn sie die Getreidesäcke brachten oder holten, gewöhnlich in Strümpfen leise die Treppe auf- und abschlichen, konnte der Graf die Hausgenossenschaft des Getreides doch nicht ertragen, und nach mehreren Jahren gelang es ihm, durch bedeutende Geldopfer (er schoß das Geld zur Erbauung einer neuen Pachterwohnung vor und zahlte erhöhte Miethe) sich auch in den Besitz des Bodens zu setzen.

Nach dem Auszuge des oben erwähnten Verwalters lebten, wie gesagt, im ganzen Schlosse neben dem Grafen und der Gräfin nur noch zwei Personen: der „Kammerdiener“, der mit dem Unbekannten gekommen war, und die Köchin.

Der Kammerdiener war ein ernster, abgemessener,

wortkarger Mann, eine kräftig gebaute, breitschultrige Gestalt, mit vollem Gesichte und schneeweißem Haare. Er zeigte sich nie, wenn nicht in voller, reich bedreßter Livree; er ging fleißig in die Kirche, stand aber in wenig Verkehr mit dem Dorfe. Niemand hat von ihm eine Andeutung über die Geschichte seines Herrn vernommen, oder auch nur eine Anspielung darauf, daß er irgend ein Geheimniß zu bewahren habe. Im Dorfe stand er im Geruche eines Wundermanns: er konnte das Blut stillen, sagte die Witterung vorher und dergleichen mehr; ein Ruf, der sich wahrscheinlich nur auf seine, seinen Stand überragende Bildung gründete. Ich selbst habe den Mann nie gesprochen, oder sprechen hören, obschon ich vier bis fünf Jahre lang mit ihm in demselben Dorfe wohnte.

Die Köchin durfte das Schloß niemals verlassen. Als nach Jahren der Absperrung der Graf sie in einer außerordentlichen Verlegenheit, von der ich später erzählen werde, in der Nacht zu dem Pfarrer schickte, konnte sie sich kaum über den Weg fortschleppen; sie hatte das Gehen auf bloßer Erde verlernt.

Die Vereinsamung des Kammerdieners mit der Köchin blieb indeß nicht ohne Folgen. Die Köchin bekam schnell hinter einander zwei Kinder; das erste, ein Knabe, wurde nach dem ausdrücklichen Willen des Grafen Papageno getauft. Beide Kinder wurden sogleich nach der Geburt aus dem Schlosse geschafft und in dem nächsten Dorfe (Steinfeld) erzogen. Papageno, oder Papperle, wie ihn die Leute nannten, machte später durch unordentliches Leben dem Grafen viel Verdruß. — Ein den Grafen berührender Verdacht knüpfte sich durchaus nicht an diese Kinder.

Kammerdiener und Köchin waren übrigens nicht die

einzige Dienerschaft des Grafen. Der Graf hatte einen gewissen Schmidt und dessen Frau in Dienst genommen. Der Mann war, so viel ich weiß, aus Böhmen gebürtig. Er soll mit einem österreichischen Werbecommando nach Thüringen gekommen und hier, dem Dienste sich entziehend, zurückgeblieben sein. Seine Frau war aus Heldburg. Sie hatten früher, so erzählte mir die Frau, in kümmerlichen Verhältnissen gelebt; da prophezeite ihnen eine Zigeunerin [1]), ihr Unglück werde noch wachsen; dann aber werde ein Fremder aus fernen Ländern bei ihnen anklopfen; wenn sie dem gewährten und treu blieben, so werde er sie und ihre Nachkommen glücklich machen. Beide gaben sich wirklich mit unerschütterlicher Treue dem Dienste des Grafen hin. Sie wohnten aber nicht im Schlosse und selbst nicht im Dorfe, sondern fortwährend in Hildburghausen und gingen von hier aus täglich zum Dienst nach Eishausen. Die ganze Gegend kannte sie unter den Namen: „der Schmidt und die Schmidtin", oder „der Bote und die Bötin". Sie vermieden den Verkehr mit Menschen. Auf der Straße nach Hildburghausen, die über eine halbe Stunde weit der Graf mit seinem Fernrohr zu bestreichen vermochte, konnte man ihnen täglich begegnen; aber nie, wenigstens nie an den dem gräflichen Fernrohr offenen Stellen sah man sie ihre eilfertigen Schritte hemmen, niemals in Begleitung gehen, oder mit einem Begegnenden sprechen. Sie starben beide in des Grafen Dienst, und dieser erbte auf ihre beiden Söhne und deren Frauen fort.

Außer den Genannten hatte der Graf stets noch ein Mädchen aus dem Dorfe im Dienst, die aber nicht im

---

1) Es läßt sich fragen, ob diese Zigeunerin vielleicht im geheimen Dienste des Unbekannten handelte.

Schlosse wohnte und ihre Aufträge gewöhnlich nur durch das Fenster erhielt, ohne das Schloß selbst betreten zu dürfen.

Eine ziemlich unveränderliche Tagesordnung herrschte. Früh um 4 oder 5 Uhr klopfte die „Aufwärterin", so wurde das im Dorfe wohnende Dienstmädchen genannt, an einem Fenster des Schlosses, gab durch das Fenster die Milch an die Köchin ab, erhielt die Zeitung für den Pfarrer und andere Aufträge. Um 9 Uhr sah man die „Bötin" aus der Stadt kommen; sie brachte Nahrungsmittel und andere Bestellungen aus der Stadt und die Briefe und Zeitungen der Morgenpost; ihr wurde das Schloß geöffnet; sie besorgte das Reinigen der Zimmer und dergleichen mehr.

Der „Kammerdiener" besorgte, neben seinem geheimen Dienste im Schlosse, die Wartung der Pferde, welche wieder angeschafft worden waren. Um 10 Uhr hielt gewöhnlich die Equipage des Grafen vor der Schloßthüre. Der Graf erschien mit der tief verschleierten Dame, führte sie mit dem Hut in der Hand die Treppe herab an den Wagenschlag, hob sie nach einer Verbeugung hinein, setzte dann sich selbst ein, und nun brausten die zwei riesengroßen pechschwarzen Rappen mit dem niemals zurückgeschlagenen Wagen, den „Kammerdiener" in dreieckigem Hute und silberstrotzender Livree als Kutscher auf dem Bock, das Dorf hervor auf dem Wege nach Rodach zu, einem kleinen koburgischen Landstädtchen. Ein paar Hundert Schritte vor der Stadt wendete der Wagen um und fuhr nach Hause. Mitunter fuhr der Graf allein, ohne Begleitung der Dame; sehr selten des Nachmittags. Niemals ist die Dame allein ausgefahren.

Gegen Mittag verließ die „Bötin" das Schloß; am

Nachmittage kam der „Bote“ mit den Nachmittagszeitungen und zur Besorgung neuer Geschäfte. Am Mittwoch und Sonnabend Nachmittag ging noch ein dritter Bote, ein Mann vom Dorfe, in die Stadt, um die Abendzeitung zu holen.

Der Kammerdiener starb bald nach der Geburt seines zweiten Kindes.

Schon bei einer frühern Krankheit des Mannes war ein Arzt aus Hildburghausen zu ihm gerufen worden. Dieser besuchte den Kranken zwei Mal und war so glücklich, ihn wiederherzustellen. Bei dem zweiten Besuche hatte er sich etwas länger bei dem Kranken aufgehalten, worauf dieser ängstlich bat, er möge sich lieber entfernen, „denn der gnädige Herr sei zuweilen wunderlich“. In der letzten Krankheit des Kammerdieners, ein oder zwei Jahre später, wurde derselbe Arzt wieder zu dem Kranken gerufen, fand ihn aber bereits in einem höchst bedenklichen Zustande. Der Graf ließ den Arzt fragen, ob er an die Herstellung des Kranken glaube, und da der Arzt dies verneinte, ließ er ihm wenige Tage darauf sagen, er wolle ihn nicht weiter bemühen, sondern lieber dem Kranken mit einem Glase Wein etwas zugute thun. Wirklich starb der Kranke ohne weitere ärztliche Hilfe, und nur von einer zur Verschwiegenheit verpflichteten Frau, der sogenannten Teichgreth, gepflegt. Es wurde damals erzählt, auf dem Sterbebette habe der Kammerdiener in großer Unruhe nach dem Geistlichen verlangt, der Graf aber die Erfüllung seines Wunsches verweigert. Gewiß ist, daß der Kammerdiener in seinen gesunden Tagen den Pfarrer angegangen hatte, er möge ihm gestatten, daß er heimlich bei ihm beichte und das Abendmahl nehme; der Graf dürfe es nicht erfahren. Der Pfarrer glaubte ihm das Versprechen der Verheim-

lichung nicht geben zu dürfen, und die Communion unterblieb daher. — Als der Geistliche um die nöthigen Lebensnotizen über den Verstorbenen bat, erklärte der Graf, der Geschiedene heiße Philipp Scharre, sei 60—66 Jahre alt und aus der Schweiz gebürtig. Näheres könne er nicht angeben. Merkwürdiger Weise sollen noch 20 Jahre lang, bis zum Tode des Grafen, mitunter Briefe unter der Adresse des Kammerdieners ins Schloß gelangt sein.

Nach dem Tode des Kammerdieners wurde ein Kutscher aus dem Dorfe angenommen, ein junger Mensch aus einer armen, aber sehr stillen Weberfamilie, dessen einziger Bruder taubstumm war. Er überkam die Pflege der Pferde, durfte aber das Schloß nie betreten. Die Köchin war von nun an das einzige menschliche Wesen, das mit dem geheimnißvollen Paare in den weiten Räumen des Schlosses wohnte.

Selbst der geringe Verkehr mit der Außenwelt, welchen die gräflichen Pferde vermittelten, wurde bald beschränkt und endlich ganz abgeschnitten.

Einst, als die Equipage des Grafen an dem täglichen Ziele ihrer Fahrt in der Nähe von Rodach umwenden wollte, hielt der Chausseegeldeinnehmer von Rodach den Wagen an und bat höflich: der Herr Graf fahre doch schon seit zwei Jahren täglich auf der Chaussee und wende immer kurz vor dem Schlagbaum um; er möge ihm doch auch eine Entschädigung für Chausseegeld zukommen lassen. Der Graf fuhr zornig auf, warf dem Menschen einen Kronthaler zu, und von diesem Tage an hat er nie wieder das Koburger Gebiet berührt. Der Wagen wendete von nun an stets an der hildburghäuser Grenze um, und da diese nur eine gute Viertel-

stunde von Eishausen entfernt war, wurde die gewöhnliche Spazierfahrt um mehr als die Hälfte abgekürzt; sehr selten nahm sie ihren Weg nach der entgegengesetzten Richtung hin.

Die Pferde hatte der Graf dem Kammergutspachter (Kaiser) in Stall und Futter gegeben und bezahlte für beides reichlich. Eines Tages machte der Pachter erhöhte Foderungen. Das heftige Temperament des Grafen wallte auf. Am andern Morgen blieb zu unserer Verwunderung die gräfliche Equipage aus und bald sahen wir, zu noch größerem Erstaunen, den Schulzen des Orts und dessen Schwiegersohn die gräflichen Rappen, mühsam sie bändigend, durchs Dorf reiten. In der Nacht hatte der Graf den Schulzen wecken lassen und ihm die Pferde um ein Drittel des Werthes verkauft. Wie Diogenes zuletzt noch seinen Becher wegwarf, so hatte der Graf sich des letzten Verkehrs mit der Umgegend entschlagen. Er verließ seitdem nie mehr die nächste Umgebung des Schlosses, einige später zu erwähnende Ausflüge ausgenommen. Dem Pachter aber zahlte er Stall- und Futtergeld für zwei Pferde fort bis zu dessen Tode. „Er darf nicht denken," soll er geäußert haben, „daß ich die Pferde um des Geldes willen abgeschafft habe; nur von seiner Unverschämtheit will ich nicht abhängig sein."

Nach dem Abzug der Rappen wurde ein Grasgarten in der unmittelbaren Nähe des Schlosses, von diesem fast nur durch eine, über einen tiefgebetteten Bach führende Brücke getrennt, dem Kammergutspachter abgemiethet und, obgleich er schon durch seine Lage und hohes Buschwerk geschützt war, noch mit einer acht Schuh hohen Einfassung von Bretern umgeben. Dieser Gar-

ten war fortan der einzige Rest der Erde, der den Einsiedlern zu ihren Spaziergängen blieb.

---

5. Die Persönlichkeit des Grafen. Einzelne Züge der Lebensweise und des Charakters.

„Mein Noviciat in dem Schlosse zu Eishausen," so schrieb der Graf viele Jahre später, „ist mir schwer, sehr schwer geworden." — Daß es der Anfang einer lebenslänglichen Klostereinsamkeit sein würde, vermuthete Niemand. Die Einrichtung im Schlosse deutete auf die Absicht eines nur vorübergehenden Aufenthalts. Alle Meubles und Betten waren nur gemiethet, und die reichliche Miethe wurde von Monat zu Monat gezahlt, als ob man sich für jeden Augenblick zur Abreise bereit halte. Allgemein glaubte man, daß nach Entwirrung der französischen Zustände das Geheimniß der Unbekannten sich enthüllen und sie selbst aus ihrer Verbannung in Eishausen scheiden würden. Erst viele Jahre später verlautete, daß alle gemietheten Meubles und Betten, obschon die Miethe dafür noch fortlief, schon lange auf den Boden geschafft und durch heimliche Sendungen aus der Ferne nach und nach vollständig ersetzt worden waren.

Von dem Leben der Einsiedler im Innern des Schlosses drang fast gar keine Kunde heraus. Unter den Erzählungen, die darüber cursirten, zog mich als Kind besonders die an, daß man im Schlosse den artigen Zeitvertreib habe, Hunde an einen Wagen zu spannen und damit die Katzen durch die Zimmer und Säle des Schlosses hindurch spazieren zu fahren. Auch eine

große Drehorgel befand sich in einem Hinterzimmer des Schlosses und wurde öfters gehört. Sonst war, so viel ich weiß, kein musikalisches Instrument im Schlosse, und außer den Klängen der Orgel, die nach den ersten Jahren des Aufenthalts aber auch verstummten, hat man Sang und Klang nie aus den immer todtenstillen Räumen des Schlosses herausschallen hören. — Die Gräfin war, so viel erfuhr man, selbst der Köchin und dem Kammerdiener unsichtbar. Die Speisen wurden im Vorzimmer servirt und von hier durch den Grafen selbst in das Speisezimmer gebracht.

Der Graf wurde, als er sich in Eishausen niederließ, für einen Mann von ungefähr 40 Jahren gehalten. In der ersten Zeit seines Aufenthalts zeigte er sich einige Male allein, oder auch in Begleitung der Dame, auf einer Wiese in der Nähe des Schlosses; aber bald wurde seine Abschließung noch strenger.

Ich selbst habe den Mann einige Male gesehen, wenn er spazieren fuhr, und ein Mal in unmittelbarer Nähe. Dies letztere Begegnen ist mir unvergeßlich. Es war nämlich unter den Bauern des Dorfes allmälig stillschweigende Verabredung geworden, daß Geräusch in der Nähe des Schlosses soviel als möglich vermieden werde, daß die Kinder nicht dort spielten, daß Niemand nach den Fenstern des Schlosses gaffe. Mir selbst war dieses Verbot durch meinen Vater eingeschärft. Wie geheiligt es uns war, mag eine Anekdote beweisen. Ein vierjähriger Knabe war bei meinem Vater, seinem Oheim, zum Besuch; in der Nacht wacht er zufällig auf — es war zwischen 3 und 4 Uhr; seine Begleiterin wird auch munter, sieht sich durchs Fenster den nächtlichen Himmel an, sieht auch nach dem ziemlich entfernten Schlosse hin und sagt: „Nun, sieh nur einmal, der Graf hat

schon Licht in seinem Zimmer.“ — „Du, du,“ ruft der Knabe erschrocken, „weißt du nicht, daß es der Oncle verboten hat, es soll Niemand dem Grafen an die Fenster sehen.“ — Ich war damals schon 11 oder 12 Jahre alt, aber nicht viel minder ängstlich. Einmal jedoch rannte ich im Spiel vor mich hin bis in die Nähe des Schlosses. Plötzlich auf einem schmalen Stege, der aus der Nähe des Schlosses über einen Bach führte, sehe ich den Geheimnißvollen, der auf eben dieser Brücke mit raschen Schritten mir entgegenkommt. Ein Knabe vom Riesengebirge, der urplötzlich die Gestalt Rübezahl's neben sich erblickt, kann nicht mehr erschrecken, als ich bei dem Anblicke des Unbekannten; noch sehe ich ihn im grauen Filzhute, langem dunkeln Oberrocke, weißen Strümpfen — sein kräftiges, scharfgezeichnetes Gesicht, die frische, dunkle Farbe, beschattet von rabenschwarzem Haar und starkem Backenbart, die blitzenden Augen, den entschiedenen, raschen Gang. Ich drückte mich an das Geländer des Stegs, zog schüchtern meine Mütze und stand unbeweglich. Der Graf ging, ohne mich anzusehen, vorüber, kehrte aber, wie im Zorn, rasch wieder um, und ehe ich noch von meinem Platze losgekommen war, ging er wieder zurück an mir vorüber und verschwand im Schloß. Der Magd des Pfarrers begegnete er, als sie eben einen schweren Sack mit Getreide in die Mühle trug, auf demselben Steg; das erschrockene Mädchen wollte eilig umkehren; doch er rief: „Ihr habt schwer, ich will warten, bis Ihr herüber seid.“

Der brave Chirurg Bochmann, der alte Schulze Schlund, der Schreiner Christ, den er besonders liebte, und zwei bis drei andere Handwerker sind die einzigen Männer des Dorfes gewesen, welche bei einzelnen Gelegenheiten Zutritt ins Schloß erhalten und dabei den

Grafen gesprochen haben. Diese rühmten seine Vornehmheit eben so, wie seine Freundlichkeit und bewunderten die erstaunliche Macht seiner fließenden Rede. Außer diesen sprach der Graf einige Male die Frau des Kammergutpachters Kaiser, welcher in seiner unmittelbaren Nähe wohnte; er sagte später in Erinnerung an sie und an die manchen Verdrießlichkeiten, die er mit dem Manne der Frau gehabt hatte: „überhaupt bin ich immer mit den deutschen Frauen leichter in Einklang gekommen, als mit den deutschen Männern."

Einen Gast hat das Schloß nie aufgenommen, obschon der Graf, wie er selbst später sagte, Verwandte hatte, welche reisten.

Die Lebensweise der Unbekannten zeigte, so weit sie der Beobachtung zugänglich war, die feinste Vornehmheit. Der gräflichen Küche wurden die besten Ergebnisse der Jagd und des Fischfanges geliefert; das feine Backwerk mußte die Köchin selbst bereiten. Auf Ostern wurde bis zum Tode der Dame regelmäßig ein Osterlamm gegessen. Der Graf trank keine Liqueure, nur theure französische Weine (vor allen Haut Sauterne), Porter und manches seltene Getränk, und im gräflichen Keller war so starker Umsatz, daß die Dienerschaft des Grafen mit den leeren Bouteillen in der Umgegend einen einträglichen Handel treiben konnte. — Die Garderobe für Herr und Dame kam stets von Frankfurt, und die Moden, welche die Damen auf den pariser Boulevards entfalteten, konnten wenige Wochen später, über den hohen Breterzaum hinüber, die Weidenbäume im einsamen, düster beschatteten Garten zu Eishausen an der unbekannten Gräfin bewundern. Der Graf trug stets Schuhe, weißseidene Strümpfe und ein und dasselbe Paar nie länger als 14 Tage. Alles deutete auf eine Ge-

wohnheit zu fast übertriebener Reinlichkeit und diese, wie manches Andere, auf holländischen Ursprung. Sein Dienstmädchen, an deren Bruder er freundlichen Antheil nahm, wies ihm einst einen Brief, den dieser aus der Fremde geschrieben; der Graf las den Brief, aber ohne ihn zu berühren; das Mädchen mußte ihn in der Hand halten. Niemals las er eine Zeitung, die schon eine andere Hand berührt hatte; Papier, Briefe und dergleichen, die nach Taback rochen, ekelten ihn an. Bei einer Klage über Unreinlichkeit that er die Aeußerung: „in meinem Schlosse daheim, auf den großen Marmortreppen, die zum Eingang führen, durfte nie ein Stäubchen liegen, und hier finde ich selbst im Zimmer Staub.“

Das Geld, das dem Grafen zuging, kam gewöhnlich über Frankfurt; er erhielt es durch jenen Geschäftsführer, den er in Hildburghausen hatte; ich schlage seinen Aufwand auf 8000 — 9000 Gulden jährlich an. Die Post behauptete früher, daß sie jährlich 12,000 Fl. ins Schloß befördere. Nach den spätern Ermittelungen des Gerichts sollen die Jahreseinkünfte des Grafen 7000 Fl. betragen haben. Daß ihm aber weit größere Hilfsmittel augenblicklich zu Gebote standen, bewies er bei einigen Gelegenheiten. Die Quelle, aus der seine Geldmittel flossen, hat man nie erkunden können. Es ist übrigens deutlich, daß diese Einkünfte des Grafen, so außerordentlich sie auch im Verhältniß zu seiner Eingezogenheit und zu den dörflichen Umgebungen erschienen, nicht zugereicht haben würden, den Luxus eines vornehmen Hauses in einer großen Stadt zu befriedigen. Und wenn ich dabei an die Art denke, wie der Graf, zwar allerdings nie eine Spur von Geldprahlerei zeigte, aber doch oft sehr deutlich merken ließ, daß Reichthum ihm etwas ganz Gewöhnliches und kleinbürgerliche Verhältnisse ihm ganz

unbekannt seien, so möchte ich fast auf die Vermuthung kommen, dies sichtliche Hervortreten des Bewußtseins der Wohlhabenheit habe seinen Grund eben darin gehabt, daß der Mann zu einer früheren Zeit nicht in gleicher Wohlhabenheit gelebt hatte.

Ich habe oben ein Beispiel erzählt, wie der Unbekannte Geld opferte, um nicht geldgierig zu erscheinen; von der Art seines Geldgebrauchs lassen sich noch andere, sehr bezeichnende Züge anführen. Er beauftragte einst seinen Geschäftsträger, eine kostbare Tischuhr aus Paris bis zu einem bestimmten Tage kommen zu lassen. Die Uhr langt einen Tag zu spät an und der Graf sendet sie zornig dem Geschäftsführer zurück, legt aber den Kostenbetrag bei. — Er wünscht einen Garten (den oben erwähnten) von der herzoglichen Kammer zu miethen. „Weils der Graf ist, sagt der herzogliche Commissar, kann man schon 20 Fl. Pacht fodern" (Niemand hätte mehr als 10 Fl. bezahlt). Der Graf läßt zurücksagen, der vorige Kammergutspächter habe 40 Fl. Pacht von ihm gefodert und erhalten; es würde ihn in Verlegenheit setzen, wenn die herzogliche Kammer weniger nehmen wolle.

Er haßte die Bettelei. Wenn ich einen einzigen französischen Gendarmen hier hätte, entfuhr ihm einmal, so wollte ich die ganze Umgegend von Bettlern säubern. Die Köchin erhielt zwar täglich 24—36 Kreuzer, um damit die Bettler, die ans Fenster kamen, zu befriedigen; er gab aber mit Widerwillen, wenn er gebeten wurde. Desto großartiger übte er freiwillige Wohlthätigkeit. Wo er von Nothleidenden hörte — und er besaß die Kunst, bei aller seiner Abgeschiedenheit Noth und Armuth in seiner nähern und weitern Entfernung zu erkunden — da half er, und wo er einmal Noth gefun-

den, da war sein Gedächtniß treu für deren fortwährende Unterstützung. Die Armen Eishausens erhielten ein bestimmtes monatliches Almosen und daneben vertheilte er noch weit reichere Geschenke; an Feiertagen erhielten die Armen Fleisch, Reis und Weißbrot. Aber das Bedürfniß durfte nicht betteln bei ihm; er mußte unter der Hand davon in Kenntniß gesetzt werden; „nur die freiwillige Gabe hat Werth,“ schrieb er später einmal.

In Hildburghausen war kein wohlthätiges Institut, das nicht den Grafen zu seinen ausdauerndsten und freigebigsten Unterstützern gezählt hätte. Als bei einer solchen Gabe der Vorsteher der Industrieschule in Verlegenheit war, auf welchen Namen er den Empfang des Geldes bescheinigen sollte, sagte die damalige Beschützerin der Schule, die Erbprinzessin Amalie, mit glücklichem Takte: „Schreiben Sie: «Von einem Manne, der unserm Lande nur durch seine Wohlthaten bekannt ist.»“ Dieser Ausdruck wurde von da an stehend, und es verging selten ein Monat, in dem nicht unter diesem Titel reiche Gaben (wol keine unter einem Louisdor) für wohlthätige Anstalten im hildburghäuser Regierungsblatt bescheinigt wurden.

Er nahm höchst ungern Gefälligkeiten an, die er nicht reichlich vergelten konnte. Aber er war auch sehr zart im Geben. Hatte er Dienste angenommen, die von persönlicher Freundschaft für ihn zeugten, so vermied er selbst den Schein, als ob er sie mit Geschenken belohnen wolle.

Seine Wohlthätigkeit schien natürliches Ergebniß der Menschenfreundlichkeit. Einst war sein heftiges Temperament durch eine Unbilligkeit des Kammergutspachters aufs Aeußerste gereizt; da hörte er, daß das einzige

Kind des Pachters gefährlich erkrankt sei. Sogleich sendet er Erquickungen ins Krankenhaus und läßt sich zu jedem Dienst bereit erklären.

Unter den Kindern des Dorfes suchte er sich (mit dem Fernrohr) Lieblinge aus, und einige von diesen wurden zu Weihnachten ins Schloß gerufen, um Geschenke aus des Grafen Hand zu erhalten. — Eine besondere Zuneigung hatte er zu dem braven Schreiner Christ gefaßt; er hatte den Geburtstag des Mannes erfahren und versäumte nie, ihn mit einem Kuchen und andern Geschenken zu begrüßen. Wenn der Schreiner Arbeit ins Schloß lieferte, ließ ihn der Graf gewöhnlich vor sich kommen, und er unterhielt sich mit ihm gern, auch dann noch, als der alte Mann sehr harthörig geworden war. Aber auch Christ vermochte nicht die entfernteste Notiz über das Geheimniß des Grafen zu geben.

Im Winter fütterte er die Sperlinge auf seinem Blumenbrete. Thierquälerei empörte ihn; so weit sein Fernrohr reichte, durfte kein Bauernjunge es wagen, ein Vogelnest auszunehmen. Noch lange bedauerte er den Tod eines alten Pfauen, den er besessen hatte.

Er zeigte entschiedenen Abscheu gegen alle Lüge und jede Unrechtlichkeit, und konnte solche nie verzeihen.

Obgleich sein Wesen genug Andeutungen dafür gibt, daß er nicht eben Sonderling war, und am allerwenigsten mit einer Art Spleen coquettiren wollte, so will ich doch auch solche Züge nicht vorenthalten, die, isolirt beurtheilt, für Bizarrerien gehalten werden könnten. — Einem Dorfjungen (Bergner) setzte er gleich im Anfang seines Aufenthalts in Eishausen ein monatliches Geschenk von 24 Kr. aus, blos aus dem Grunde, weil er bemerkt hatte, daß der Knabe es vermied, an die Fenster des

Schlosses zu sehen. — Die Kammergutspachterin (Kaiser) geht einst in höchst verdrießlicher Laune nach Hause; auf der Brücke begegnet ihr das eine Kind der gräflichen Köchin mit seiner Amme; in ihrem Aerger geht sie vorüber, ohne sich umzusehen und ohne zu grüßen. Kaum ist sie zu Hause angekommen, so schickt der Graf, der sie vom Fenster aus beobachtet hat, zwei Bouteillen Wein für die Frau Pächterin.

Der Graf und die Dame zeigten sich fast nie am Fenster, und die Beobachtungen, die vom Schlosse aus angestellt wurden, müssen mit dem Tubus hinter den Fenstervorhängen gemacht worden sein.

Ruhestörungen in der Nähe des Schlosses, besonders zur Nachtzeit, konnten den Grafen in den heftigsten Zorn versetzen, und es ist anzunehmen, daß dieser Zorn seinen Grund nur in der Theilnahme für seine Gefährtin hatte; denn der Graf selbst schien eine Natur, die auch unter etwas Kanonendonner weder Gemüthsruhe, noch ruhigen Schlaf verlor. Kein Nachtwächter durfte sich in der Nähe des Schlosses hören lassen. Als ein auf das herzogliche Domainengut neu angezogener Pachter verlangte, der Nachtwächter solle, wenn er um das einsame Schloß und die Gutsgebäude die nächtliche Runde mache, wenigstens an das Fenster des Pachters anklopfen, um ein Zeichen seines Daseins zu geben, so gab dies zu großen Mishelligkeiten Veranlassung, und der Graf setzte endlich durch, daß auch das Anklopfen unterblieb.

In der Nachbarschaft des Schlosses wohnte ein Tagelöhner, der sich einen Hund hielt. Dem Hunde gefiel es, die ganze Nacht hindurch den Mond und die Sterne anzubellen, und der glückliche Schlaf der Tagelöhnerfamilie wurde dadurch nicht im mindesten gestört. Desto

mehr aber litt die Ruhe im Schlosse. Der Graf, in der höchsten Verstimmung, bat den Pfarrer heftig um Abstellung dieses Unfugs. Der Pfarrer rieth, den Hund zu kaufen; er sei für 24 Kreuzer feil. Der Graf wies der Vorschlag zurück — „die Polizei solle die Nachtruhe schützen, das verlange er.“ Endlich bewog der Pfarrer den Tagelöhner, daß er den Hund des Nachts einsperrte. Am Morgen nach der ersten stillen Nacht schickte der Graf dem armen Mann einen Kronthaler. Alle Familien in der Nähe des Schlosses genossen in Zukunft die Freigebigkeit des Grafen, und niemals hat wieder ein Hund in der Nähe des Schlosses gebellt.

In einer Neujahrsnacht machte sich die Lust der Bauerbursche in unendlichen Freudenschüssen Luft. Der Tumult dauerte die Nacht hindurch bis zum anbrechenden Morgen. Nachts um 2 Uhr wird der Pfarrer geweckt; die Köchin, die einzige Person, welche der Graf im Schlosse hat, sie, die seit vier Jahren nicht über die Schwelle des Schlosses gekommen war, hatte sich in der Nacht über den steinigen Weg nach dem Pfarrhause geschleppt; — „der gnädige Herr,“ meldete sie, „sei außer sich über das Schießen im Dorfe; er lasse dringend bitten, Ruhe zu schaffen!“ Das war schwierig und, soviel auch der Pfarrer in Gemeinschaft mit dem Schulzen noch in der Nacht sich anstrengte, nur sehr unvollkommen zu erreichen. Am nächsten Morgen schickte der Graf dem Geistlichen 25 Gulden; diese möge er aufbewahren und dann unter die Armen des Dorfes vertheilen, wenn die Bauern für ihr nächtliches Schießen zur verdienten Strafe gezogen würden. Zugleich ging eine Beschwerde des Grafen durch dessen Geschäftsführer an das Amt in Hildburghausen. Dieses nahm die Sache sehr streng. Acht bis zwölf Bauerbursche, welche die

Untersuchung ermittelte, wurden ins Gefängniß nach Hildburghausen gesetzt und nebenbei in die Kosten verurtheilt. Am Tage der Abführung erhielt der Geistliche noch 25 Gulden rhein.; die Deponirten solle er unter die Armen des Dorfes vertheilen, die letztern an die Armenkasse in Hildburghausen abgeben.

Für die nächste Neujahrsnacht wurden energische Maßregeln ergriffen. Zwei Landjäger mit einem Militärcommando wurden nach Eishausen gesendet; des Nachmittags war ein Regierungsbeamter, der jetzige Staatsrath F., angelangt und hatte zwölf der angesehensten Bauern verpflichtet, die Wache mit zu übernehmen und für die Ruhe einzustehen. Es war eine rabenschwarze Nacht und es hatte geglatteist. Alle Gassen und Plätze des Dorfes waren mit Wachen besetzt; es blieb lautlose Stille — bis 12 Uhr. Mit dem ersten Schlag der Mitternacht aber fielen 4 — 6 stark geladene Schüsse; sie waren theils auf die Fenster des Pfarrhauses, theils auf die des Schlosses gerichtet, und im Augenblick knallte es an allen Ecken des Dorfes hinter Hecken und Scheunen hervor. Die wachthabenden Bauern stellten sich an, als ob sie mit grimmigem Eifer auf die Verfolgung der Schützen gingen, hatten aber gewöhnlich das Unglück, auf dem Glatteise hinzufallen, wenn sie einem derselben nahekamen; die Polizeimannschaft und die Soldaten, mit den Schlupfwinkeln des Dorfes unbekannt, rannten rathlos und vielfach von den Bauern selbst irregeführt hin und her. Es war ein heilloser Spectakel, fast ärger, als im Jahre vorher; nur daß er listiger getrieben wurde. Keiner der Schützen wurde erwischt.

Noch in zwei oder drei Neujahrsnächten wiederholte sich derselbe Auftritt. Jedesmal wurde Polizei und Militärcommando nach Eishausen gelegt und aus den Bau-

ern des Dorfes selbst eine Schutzmannschaft auserlesen und jedesmal derselbe Erfolg — derselbe Unfug, dieselbe schreckliche Alteration im Schlosse. Die trotzigen Bursche in Eishausen hatten sich, da sie selbst ihre Mädchen nicht mehr „anschießen" sollten, gute Freunde von den naheliegenden Dörfern bestellt, um für sie zu schießen.

Endlich, in einem der nächsten Jahre fand der Pfarrer die Bannformel für die unbändigen Schützen; er hielt den Bauern die Wohlthaten vor, die der Graf dem Dorfe erzeige, führte ihnen zu Gemüthe, welche Qualen aller Vermuthung nach die Gräfin unter einem solchen Tumulte leide, bat die Bursche, daß sie das Dorf auch vor dem Eindringen fremder Schützen von den benachbarten Dörfern schützen möchten, und verbürgte sich, daß kein Soldat und keine Polizeimannschaft das Dorf betreten solle. Das half. Die Neujahrsnacht ging ruhig vorüber. — Am Neujahrsmorgen sendete der Graf dem Pfarrer volle Kasse; er solle in den nächsten Tagen sämmtlichen jungen Burschen und Männern einen fröhlichen Schmauß geben. Nun war der Friede gestiftet. Die Eishäuser Bursche versagten mit schwerer Selbstüberwindung sich und ihren Mädchen die Lust des Neujahrschießens, und jedes Jahr erhielten sie vom Grafen ihren „Trunk" und eine beträchtliche Beisteuer zur Kirchweihfeier. Kein Schuß fiel mehr.

---

6. Die Correspondenz des Grafen mit der Herzogin Charlotte und mit dem Geistlichen des Dorfes. Politische Ansichten, wissenschaftliches Leben.

Nur mit drei Personen in der Umgegend ist der Graf in schriftlichen Verkehr getreten. Die erste Annäherung dieser Art fand mit der damaligen Herzogin Charlotte von Hildburghausen statt, ganz im Anfange des Aufenthalts des Grafen in Eishausen. Diese geistreiche und hochgesinnte Fürstin interessirte sich lebhaft für die Unbekannten. Ein Wunsch des Grafen in Bezug auf die von ihm gemietheten Localitäten des Eishäuser Schlosses kam durch den Geistlichen, den frühern Lehrer der herzoglichen Prinzessinnen, zu den Ohren der Fürstin. Diese benutzte die Gelegenheit, um in einem kurzen, artigen französischen Handbillet dem Grafen zu sagen, daß sie sich freue, ihm die Erfüllung seines Wunsches von Seiten des Herzogs zusagen und dabei einen Dank aussprechen zu können, für die Wohlthaten, die er im Lande verbreite. Dieser Brief setzte den Grafen in heftige Aufregung; doch die Höflichkeit nöthigte ihn zu einer Antwort. Er schrieb einen französischen Brief, ein Muster von Artigkeit, reiche Gedanken in wenige Zeilen gefaßt, aber so, daß auch kein Häkchen aufzufinden war, an das sich eine Antwort hätte anknüpfen lassen. Er hoffe, so schrieb er, später noch das Glück zu haben, Ihrer Hoheit sich persönlich nähern zu dürfen. Die Handschrift war wunderschön, aber, wie sich später ergab, nicht die des Grafen. Die Unterschrift war unleserlich. Dies ist die einzige Berührung, in welche der Unbekannte mit dem herzoglichen Hause trat, und Alles, was von

einer vertraulichen Mittheilung des Grafen an den Herzog oder die Herzogin erzählt und seiner Zeit selbst in einem, angeblich von einem Vertrauten des Grafen herrührenden Artikel der Allgemeinen Zeitung behauptet worden, ist unwahr, oder beschränkt sich auf das eben Mitgetheilte.

Längere Zeit nach dem Tode der Herzogin richtete die Erbprinzessin von Hildburghausen mit einigen schriftlichen Worten an den Grafen die Bitte um einen Beitrag zum Ankauf eines Hauses für die Industrieschule. Eine Stunde nach Empfang des Briefes erhielt der Pfarrer 10 Louisdor zu dem bezeichneten Zwecke, mit der Bitte, den Grafen bei Ihrer Hoheit zu entschuldigen. Unwohlsein halte ihn vom Schreiben ab.

Es mag übrigens gleich hier erwähnt sein, daß die herzogliche Familie mit zartester Schonung die Zurückgezogenheit des Unbekannten ehrte. Nicht selten besuchten Glieder des herzoglichen Hauses das Pfarrhaus in Eishausen; sie gingen auch wol in und bei dem Dorfe spazieren; aber niemals traten sie in die Umgebung des geheimnißvollen Schlosses.

Mit dem oben erwähnten Geistlichen des Dorfes stand der Graf in einem langjährigen, höchst merkwürdigen und seltsamen schriftlichen Verkehr, über dessen Entstehen und Verlauf ich hier einiges Nähere beibringen muß. Der Graf hatte dem Geistlichen, als dieser (im Jahre 1812) seine Stelle in Eishausen antrat, einige politische Zeitungen zum Lesen anbieten lassen; es waren deutsche und französische und zeitweise auch englische Blätter, durchgehends legitimer Tendenz, welche der Graf las. Das Anerbieten wurde dankbar angenommen. Und von nun an fand der Pfarrer jeden Morgen beim Aufstehen eine sorgfältig couvertirte Zeitung vor, die gewöhn-

lich vor dem Oeffnen des Hauses durch eine Spalte unter der Hausthüre eingeschoben worden war. Bald ließ der Graf, der sich — es war gerade in den verhängnißvollen Jahren des Befreiungskrieges — aufs Lebhafteste für die Politik interessirte, dem Pfarrer einzelne Bemerkungen über Zeitungsartikel mündlich (durch die „Bötin") mittheilen, und sein tiefer politischer Blick und seine umfassende und eindringliche Kenntniß der politischen Verhältnisse äußerte sich hier in erstaunenswerther Sagacität. Bald wünschte der Graf auch Bücher aus der Bibliothek, oder durch Vermittlung des Pfarrers. Nach vergeblichen Versuchen, durch den Mund der Bötin über zum Theil lateinische oder französische Titel sich zu verständigen, sah sich der Graf genöthigt, den Titel des fraglichen Buches auf ein Blättchen zu schreiben. Aber nicht ein solcher Titel durfte in der Hand des Geistlichen bleiben; die Bötin, die ihn — immer mit weißen Glacéhandschuhen — überreichte, hatte gemessenen Befehl, ihn stehenden Fußes wieder zurückzubringen.

Bald wurden indeß auf solchen Blättchen auch einzelne Bemerkungen des Grafen an den Geistlichen gebracht und allmälig ging dieser Verkehr in eine ununterbrochene Correspondenz über, in welcher ein fast täglicher Ideenaustausch über Politik, Literatur und Kunst, und in späteren Jahren selbst ein wahrhaft gemüthlicher Verkehr sich fortgesponnen hat. Keine wichtige Erscheinung ging über den Markt des öffentlichen Lebens oder der Wissenschaft, ohne auch zwischen Schloß und Pfarrhaus in geheimnißvollen Briefen zu cursiren; kein freudiges oder trauriges Ereigniß traf das Pfarrhaus, ohne daß der Geheimnißvolle im Schlosse es mit zarter Theilnahme begleitete; kein Familienfest wurde bei dem Pfarr-

herrn gefeiert, das nicht der Familien- und Namenlose erkundet und mitgefeiert hätte. Für das Leben des Geistlichen wurde diese Correspondenz, obschon mit bedeutenden Aufopferungen verbunden, doch ein reicher geistiger Gewinn, und dieser Gewinn wurde um so reiner genossen, als auch der Charakter des Grafen sich seinem Correspondenten immer und stets in sehr achtungswerthem Lichte darstellte.

Aber es ist eben so gewiß, als es fabelhaft klingt: der Geistliche hat aus einer 14—15jährigen täglichen Correspondenz auch nicht eine Zeile von der Hand des Unbekannten in seinen Händen behalten; jeder Brief oder Zettel wurde sogleich, nachdem er gelesen war, von der Bötin wieder zurück an den Grafen gebracht. Auch trugen die Briefe niemals eine Namensunterschrift, niemals ein Datum. Der Graf schrieb stets mit lateinischen Lettern und wünschte, daß auch ihm so geschrieben werde. Seine Blätter waren gewöhnlich mit Oblaten couvertirt. Das Petschaft war ein quarrirtes; nur zweimal unter vielen hundert Fällen fand der Geistliche ein charakterisirtes Siegel. Dieses war auffallend. Obschon es nicht ganz ausgeprägt war, so glaubte doch der Geistliche mit Gewißheit drei Lilien im Felde zu entdecken.

Auch der Geistliche schrieb, wie der Graf, ohne Anrede, ohne Unterschrift, meist auf einzelne Blättchen. Zu einer Zeit wurde ihm ein ganzes Paquet seiner Blätter zurückgegeben.

Niemals haben die beiden Männer sich gesprochen. Vierzehn Jahre lang, mit einer einzigen Unterbrechung, schreiben sie sich fast täglich; sie fassen ein Herz zu einander; ihr Verkehr wird Bedürfniß ihres Lebens; nicht selten entspinnt sich eine förmliche hitzige Disputa-

tion; die Bötin eilt mit Thesen und Antithesen 6—10 mal an einem Vormittage zwischen dem Schlosse und dem Pfarrhause hin und her; aber selbst diese Correspondenz geht nur durch die Bötin, die dazu $1 \frac{1}{2}$ Stunde weit von der Stadt herauskommen muß; ohne ihre Vermittlung kann der Pfarrer keine Nachricht ins Schloß gelangen lassen; er darf die Frau selbst nicht anreden, wenn sie auf ihrem Wege von der Stadt vor seinem Fenster vorübergeht; er muß warten, bis der Graf von freien Stücken sie sendet; er darf die Aufträge, die ihm der Graf nach der Stadt gibt, nicht der gräflichen Bötin mitgeben, die täglich ins Pfarrhaus und in die Stadt kommt, sondern er muß neben der Bötin einen expressen Boten senden. Aus ihren Fenstern hätten die beiden Männer, wenn sie wollten, sich sehen und mit Hilfe eines Glases erkennen können; aber der Pfarrer hat sich zu hüten, daß er einmal nach dem Schlosse blickt. Wenn der Graf vor dem Fenster des Pfarrhauses vorüberfährt, biegt er sich aus dem Schlage und grüßt; wenn der Pfarrer zu Pferde, der Graf zu Wagen sich im Freien begegnen, so ziehen sie höflich vor einander den Hut. So begegnen sich die Männer, die vielleicht eben im Eifer ihrer Correspondenz die Pferde auf sich haben warten lassen. Sie grüßen sich stumm und fremd und eilen nach Hause — um sich zu schreiben. Sie sprechen sich nie.

Der Graf schloß seinem Freunde seine Gedanken auf; er zeigte ihm seine äußere Persönlichkeit; was konnte er für Gefahr laufen, wenn er auch seine Stimme ihm hören ließ?

Als die Verbündeten siegreich in Frankreich einrückten, hatte der Graf dem Geistlichen wissen lassen: „Wenn Friede wird, so werde ich das Vergnügen Ihrer persön-

lichen Bekanntschaft suchen.“ Aber der Friede wurde geschlossen, und die beiden Männer sprachen sich nie.

Und doch empfand der Graf selbst, wie sehr ihm die Brücke eines persönlichen Verkehrs fehlte. Er selbst schrieb an den Geistlichen: „Manches im Leben läßt sich bei weitem besser mündlich, als schriftlich behandeln; ja es bedarf sehr häufig erst eines durch persönliches Zusammensein zuwegegebrachten Berührungs- und Anknüpfungspunktes.“ Die Unmöglichkeit einer mündlichen Verständigung erhöhte für den Geistlichen die Schwierigkeit der Correspondenz mit einem Manne von so reizbarem und leicht aufwallendem Temperamente, wie der Graf war. So sehr dieser die Opposition in der Theorie achtete und selbst liebte, so leicht empfindlich war er, wenn er Widerspruch gegen seinen Willen, Bekämpfung seiner Gemüthsstimmung erfuhr, oder Verletzung schonender Rücksichten, die er foderte, argwöhnte. Und so wurde die Correspondenz manche Woche mit Discussionen der Empfindlichkeit, wie sie sich in den Briefen eifersüchtiger Freunde nicht schöner finden können, vergeudet. Einmal als der Geistliche einen Mann, von dem sich der Graf hart beleidigt glaubte, mit Nachdruck vertheidigt hatte, ging die Empfindlichkeit des Letztern so weit, daß er auf längere Zeit die Correspondenz ganz abbrach und sie erst wieder anknüpfte, als seine Theilnahme für eine längere Krankheit des Geistlichen ihn zur Rückkehr trieb. „Rechnen Sie,“ so schrieb er selbst später einmal, „zu meiner natürlichen Anlage meine gänzliche Entfernung von der Außenwelt, meine Erfahrungen, und Sie werden meine Reizbarkeit entschuldigen.“

Daß er übrigens von seinen Geheimnissen auch dem Geistlichen nichts vertraute, vielmehr daß seine Corre-

spondenz mit der größten Vorsicht für die strenge Bewahrung dieses Geheimnisses geführt wurde, erhellt schon aus dem Vorstehenden. Ueber die Grenzen jener (man kann sagen mistrauischen) Vorsicht ist der Graf auch nicht einmal hinausgegangen. Der Geistliche hätte die Briefe aller Welt vorlesen können, vom Geheimniß des Grafen hätten sie nichts verrathen.

Der Inhalt der Correspondenz war übrigens sehr verschieden. Neben der vorherrschenden Discussion über Gegenstände der Politik, Wissenschaft und Kunst kamen Klagen über Bedrohung der Ruhe und Stille des Schlosses und Bitten um deren Abstellung; da wird hin und her geschrieben über Rüben, die auf dem Gutshofe verfaulen und die Luft des Schlosses verpesten; — über Tauben, die auf dem Schlosse sich eingenistet haben und über welche der Gutspachter sich unbillig beschwert haben soll; über Verletzungen, die der Graf dabei von der Domainenverwaltung erfahren haben will und welche ihn zu der Erklärung drängen, daß er Eishausen verlassen werde, wenn ihm nicht eine rücksichtsvollere Behandlung werde; — über die wachsende Vergnügungssucht der Bauern; über des Müllers schöne Tochter, die zum Kirmestanz gegangen und mit den wilden Burschen zu tanzen keinen Anstand genommen habe; — über die „Löwin des Dorfes," die noch schönere Tochter des Schulmeisters (und beide hatte der Graf natürlich nur durch sein Fernrohr beobachtet); — über andere Vorfälle des Dorfes; über Arme und deren zweckmäßigste Unterstützung u. s. w.

Die Correspondenz des Grafen zeugte von umfassenden und gründlichen Kenntnissen, von einem scharfen Urtheil überhaupt und von tiefer politischer Einsicht insbesondere, von einer lebendigen, selbst in der größten

äußern Abgeschlossenheit nie rastenden, nie in vorgefaßten Meinungen erstarrenden Theilnahme an Wissenschaft, Kunst und Politik, von einem staunenswerthen Gedächtniß, das sich namentlich in reichen und treffenden Citaten aus französischen, englischen italienischen, lateinischen und deutschen Schriftstellern äußerte.

Schon seine Wahl von Zeitschriften deutet auf eine überwiegend legitimistische und conservative Ansicht in der Politik. Er hat bei mehreren Veranlassungen eine Sympathie für die Bourbons geäußert, die mehr als eine nur politische zu sein schien. Mit dem größten Interesse kam er wiederholt auf die Erwähnung und Beurtheilung der französischen Revolution zurück. Mit Spannung verfolgte er die Verhandlungen in Frankreich über die Frage der Entschädigung für die Emigranten und war unwillig über den Vorschlag, diese Entschädigung auf den alten Hofadel zu beschränken. Das Schicksal Karl's X. erkannte er zwar als eine politische Nothwendigkeit, widmete ihm aber die schmerzlichste Theilnahme.

Für das russische Kaiserhaus zeigte er wiederholt die lebhafteste Sympathie und auch die russische Politik vertheidigte er vielfach in seinen Correspondenzen. Daß er den Kaiser Alexander persönlich gekannt und im Jahre 1805 von Frankfurt zu einer Zusammenkunft mit dem Kaiser nach Wien gerufen worden sei, erklärte er bei einer später zu erwähnenden Gelegenheit selbst [1]). Der

1) Hiernach ist die von einem sonst wohl unterrichteten Correspondenten in der Allgemeinen Zeitung vom Jahre 1845 veröffentlichte Nachricht zu berichtigen, welche behauptet, der Graf sei zu der Zeit, als die Verbündeten am Rhein standen, zu einer Conferenz mit dem Kaiser Alexander nach Frankfurt eingeladen worden und sei dieser Einladung wirklich gefolgt. — So lange der Graf das Schloß zu Eishausen bewohnte, hat er es nie über Nacht verlassen.

Geistliche war einige Zeit zu der Annahme geneigt, daß der Graf ein Kurländer sei.

Bei Gelegenheit der Truppendurchzüge im Jahre 1814 oder 1815 war ein Russe als Deserteur in der Umgegend von Eishausen zurückgeblieben und hatte sich später als Knecht zu dem Kammergutspachter verdingt. Der Hof des Kammerguts lag unmittelbar vor dem Schlosse. Einst wird der Russe in diesem Hofe von zwei andern Knechten gemishandelt. Da reißt der Graf das Fenster auf, und (wie die Knechte erzählten) mit der Pistole in der Hand, im höchsten Zorn, mit einer Fluth von Worten (aber keinem einzigen Schimpfworte) droht er, denjenigen niederzuschießen, der noch eine Hand an den Russen lege. Die Knechte wichen erschrocken zurück. Der Russe erfuhr von nun an mehrfach die Gnade des Grafen. — Ob indeß dieser Zug auf eine politische Sympathie deutet, oder nur die Empörung über eine Unmenschlichkeit überhaupt ausdrückte, muß dahingestellt bleiben.

Der Graf führte, so seltsam es auch klingt, ein rastlos thätiges Leben. Er legte sich früh zu Bette, stand aber täglich um 3 oder 4 Uhr auf. Man sagt, die Gräfin selbst, so lange sie gelebt, habe ihm jeden Morgen in seinem Zimmer den Kaffee bereitet. Wenn es die Witterung nur einigermaßen erlaubte, so ging er jeden Vormittag ins Freie — seit er nicht mehr Equipage hatte, in seinen Garten. Der Nachmittag war einem unausgesetzten Studium gewidmet; „nur eine Stunde des Tags," schrieb er, „gönne ich mir, um blos zu meinem Vergnügen zu lesen." — Ich erinnere mich, daß er einmal seine tägliche Correspondenz nach dem Pfarrhause aussetzte, „weil dringende Geschäfte seinen ganzen Tag in Anspruch genommen."

Neben der Politik müssen ernstere Studien den Grafen beschäftigt haben. Nach den Büchern, die er lieh, läßt sich z. B. annehmen, daß er mehrere Jahre hintereinander Naturphilosophie (französische und deutsche) studirte und hierauf christliche Ketzer von den ältesten Zeiten an und christliche Kirchengeschichte überhaupt. Mit Vorliebe wendete er sich den älteren französischen Philosophen zu. Voltaire schätzte er sehr hoch. Er war, was man sagt, ziemlich bibelfest; doch in Sachen des Glaubens stand er mit Lessing's Nathan auf einer Linie. Er las David' Strauß mit großem Interesse. „Zur katholischen Religion erzogen," so schrieb er einst, „wurden doch in meiner Jugend deren Grundpfeiler gerade so tief erschüttert, daß sie nie wieder fest standen." — Er ging nie in die Kirche.

Französische, englische, deutsche, lateinische und griechische Classiker scheint er in wohlgeordneten Studien durchlesen zu haben. „Können Sie eine Vorstellung davon haben," sagte er in spätern Jahren, „welches Glück ich auch in meiner Einsamkeit genossen habe? Wo hätte ich sonst diesen stillen Frieden genossen, wo sonst die Muße gefunden, die Classiker von vier Nationen der Reihe nach zwei- und dreimal zu lesen?" Er pflegte, wenn ihm in seiner Correspondenz der ganz entsprechende deutsche Ausdruck zu fehlen schien, ihn durch parenthetische lateinische, englische, französische oder italienische Ausdrücke zu erklären. — Auch für die neuere und neueste Literatur interessirte er sich lebhaft; er verfolgte alle neuen Erscheinungen auf diesem Gebiete, las namentlich Politisches, Biographisches, Physikalisches, nie aber, so viel man weiß, bloße Unterhaltungsschriften, und auch die neueren philosophischen Systeme nach Kant und Schelling scheint er nur durch Relationen kennen

gelernt zu haben. Wieland las er gern; Börne und Heine schätzte er, obgleich deren destructive Richtung den politisch conservativen Grundsätzen des Grafen hätte verhaßt sein müssen. Die Briefe, welche zwischen dem Schlosse und dem Pfarrhause hin- und hergingen, waren fortlaufende literarische Conversationsblätter. So finden wir, wie eigenthümliches Interesse oder die Tagesliteratur gerade den Stoff darboten, in dem Zeitraume eines Jahres die Correspondenz über thierischen Magnetismus — Locke, Kant, Schelling, Schleiermacher, de Wette — specielle Vorsehung, Unsterblichkeit, positive Religion, Stolberg's Uebertritt, Reform des Universitätswesens, Ursprung der alten Aegypter, neben andern Tagesfragen sich verbreiten.

Meteorologie nannte der Graf sein Steckenpferd. Die Bauern richteten sich mit ihren Feldarbeiten nach den Wetterprophezeiungen, die sie durch Vermittelung des Kammerdieners, oder später des Pfarrers, aus dem Schlosse erhielten. — Medicinische Kenntnisse soll er in einem nicht unbedeutenden Umfange besessen und mit Hilfe einer kleinen Hausapotheke auch ausgeübt haben. Er consultirte bis in die letzten Jahre seines Lebens nie einen Arzt, selbst nicht während einer sehr bedeutenden Krankheit im Jahre 1830, in der er selbst und seine Diener an seinem Wiederaufkommen zweifelten; doch soll er mehrere Male selbst Recepte geschrieben und in einer Apotheke zu Koburg haben machen lassen. Erst nach dem Tode der Gräfin und später wieder ein Mal, kurz vor seinem eigenen Tode, ließ er einen Arzt zu sich kommen.

Bis zu seinem Tode behielt er eine bewundernswerthe Geistesfrische und Vielseitigkeit. Welch ein Geist mußte das sein, der in vierzigjähriger Abgeschiedenheit von den

Menschen nie in Schlaffheit, Theilnahmlosigkeit oder Einseitigkeit versank.

Man wird vielleicht meinen, der Graf sei Sonderling oder Misantrop gewesen; aber dem letztern widersprechen diejenigen, mit denen er in nähere Berührung getreten ist, aufs Bestimmteste, und das erstere läßt sich kaum beweisen! (Daß es nicht das Motiv seines Einsiedlerlebens war, ergibt sich von selbst.) Er soll sich nie trübsinnig oder lebensüberdrüssig gezeigt haben. Bei einer ganz objectiven Auffassungsweise zeigte er doch auch die Seite eines Gefühlsmenschen, und bei seiner heftigen Gemüthsart blickte doch immer ein natürliches Wohlwollen durch. Ein köstlicher Humor war ihm eigen; die ihm zunächst liegenden Begebenheiten und Familienverhältnisse des Dorfes, von denen er sich auf wunderbare Weise in Kenntniß zu setzen wußte, verstand er, ohne je zu ihnen herabgezogen zu werden, in den Mittheilungen an seinen Correspondenten mit liebenswürdiger Laune aufzufassen, theils zu idealisiren, theils zu persifliren. Witz und Satyre liebte er.

Der Geistliche starb im Februar 1827 plötzlich in der Nacht. Am Morgen verkündigte das Geläute der Glocken der Gemeinde den Tod des Seelsorgers. Der Graf fragte nicht nach der Bedeutung des Geläutes; aber er befahl, ihm die Zimmer einzurichten, welche abgewendet vom Pfarrhause lagen. In diese begab er sich. Die Bötin brachte die Morgenzeitung uneröffnet aus dem Pfarrhause zurück. Der Graf fragte nicht, die Bötin sagte nicht, warum. Aber sie sah Thränen in seinen Augen. — Einige Jahre früher, meinte sie, habe sie den Grafen ebenso in Thränen getroffen; damals habe er gesagt, ein großer Fürst sei gestorben. Ob damit vielleicht der Herzog von Berry († 1820), oder der

Kaiser Alexander († 1825) gemeint war, ließ sich nicht errathen; von letzterem schrieb der Graf einmal: „es war ein wahrhaft guter und liebenswürdiger Mann.“

Der Witwe des Pfarrers bezeigte er seine Theilnahme; aber, „mit dem Pfarrer sei das letzte Band mit der Welt für ihn gerissen,“ ließ er sagen; — und er schien kein neues wieder anknüpfen zu wollen. Erst in späterer Zeit trat er auch mit der Witwe, die sich in Hildburghausen niederließ, in Correspondenz und setzte diesen Verkehr in gleich geheimnißvoller Weise, wie mit dem Verstorbenen, mit ihr bis zu seinem eigenen Tode fort. Viele seiner Wohlthaten gingen durch ihre Hand.

---

7. Die Gräfin.

Wenn der geneigte Leser, den ich für meine Darstellung zu interessiren vermochte, schon in dieser vieles höchst Wunderliche, Merkwürdige und Räthselhafte gefunden hat, so muß ich nun bemerken, daß ich mit dem Allen nichts gezeichnet habe, als die äußere, wahrscheinlich unwesentliche Umgebung des eigentlichen Geheimnisses, das im Schlosse zu Eishausen gelebt hat. Im Mittelpunkte dieses Geheimnisses steht die Gräfin. Es ist Zeit, daß ich über dieses geheimnißvolle, bis heute namenlose Weib die spärliche Auskunft gebe, welche sich hat erlangen lassen.

Die wenigen Personen, welche die Gräfin bei ihrer Ankunft in Hildburghausen und Eishausen, aber nur hinter dem Schleier gesehen haben, behaupten, daß sie damals 15, höchstens 18 Jahre alt gewesen sei. Einige Bauern erzählten mir mit Bewunderung von ihrer

schlanken Figur, von ihrem zierlichen Gang, ihren lebendigen Bewegungen; sie behaupteten, wenn sie mit dem Grafen — wie es in der allerersten Zeit ihres Aufenthalts einige Male geschah — auf der Wiese beim Schlosse spazieren gegangen sei, so habe man's an Allem gesehen, daß sie die Vornehme sei; der „gnädige Herr" habe ordentlich wie ihr Untergebener ausgesehen. — Es ist aus mehreren Gründen der bedeutungsvolle Schluß zu ziehen, daß der Takt des Volkes auch hier die Wahrheit fand. Gewiß ist wenigstens, daß diese Dame das eigentliche Geheimniß und somit das ganze Motiv des Einsiedlerlebens im Schlosse zu Eishausen gewesen ist. So wenige Personen hatten übrigens die Gräfin gesehen und so wenig ausreichend schien deren Beobachtung, daß noch 6 bis 10 Jahre nach dem ersten Auftreten der Unbekannten in Eishausen bei einem Theile des Publikums die Meinung feststand, das Gesicht der Dame sei durch einen Schweinerüssel entstellt. Es wurde erzählt und vielfach geglaubt, ein Friseur in Koburg, der vor der Ankunft der Unbekannten in Hildburghausen die verschleierte Gräfin einmal frisirte, habe sich, als der Schleier sich verschob, an dem Anblick dieses Rüssels entsetzt und könne dessen Dasein beschwören.

Das schöne Gesicht, das Andere gesehen haben wollten, wurde daraus erklärt, daß die Dame eine Larve trage. Ich selbst habe die Gräfin, obschon ich 15 Jahre lang, theils ganz, theils in allen Ferien auf dem Dorfe lebte, überhaupt nur zwei Mal und nur ein Mal einigermaßen deutlich gesehen; dies Letztere geschah aus einiger Entfernung mittelst eines Glases. Es mag im Jahre 1818 gewesen sein. Die Gräfin stand am offnen Fenster und fütterte mit Backwerk eine Katze, die unter dem Fenster war. Sie erschien mir wunderschön; sie

war brünett; ihre Züge waren ausnehmend fein; eine leise Schwermuth schien mir eine ursprünglich lebensfrische Natur zu umhüllen; in dem Augenblicke, wo ich sie sah, lehnte sie in schöner Unbefangenheit im Fenster, den feinen Shawl halb zurückgeschlagen, wie ein Kind mit dem Thiere unter sich beschäftigt. Ich sehe noch, mit welcher Grazie die schöne Gräfin das Backwerk zerbröckelte und die Fingerspitzen am Taschentuche abwischte.

Sogleich in der ersten Zeit ihres Aufenthalts in Eishausen hatte die Pfarrerin in ganz unbefangener Weise dem Dienstmädchen, das Bestellungen aus dem Schlosse brachte, den schönsten Strauß, den der pfarrherrliche Garten hergab, mit unterthäniger Empfehlung an die „Frau Gräfin" zu bestellen gegeben. Das Dienstmädchen versicherte, der gnädige Herr müsse sich sehr gefreut haben, denn er sei, als sie ihm den Strauß gegeben, „wie närrisch in der Stube herumgesprungen." Bald darauf aber mußte die Pfarrerin erfahren, daß das närrische Umherspringen des Grafen der Ausdruck des höchsten Zorns über das wohlgemeinte Geschenk gewesen war. Natürlich unterblieb das Blumensenden, — und die Existenz einer Dame des Schlosses wurde von nun an im Pfarrhause ignorirt.

Niemals hat der Graf gegen die, mit denen er verkehrte, auch nur irgend ein Wort fallen lassen, daß eine Dame bei ihm im Schlosse wohne. Vierzehn Jahre lang hat er mit dem Geistlichen des Orts in fast täglicher Correspondenz gestanden. Beide Männer wurden so vertraut, als es nur immer unter gleichen Verhältnissen geschehen kann; aber gegen seinen Correspondenten hat der Graf niemals auch nur mit einem Worte der Dame erwähnt, die bei ihm lebte. Nur in sehr einzelnen Fällen schien ein unbestimmtes „man" die Anwesenheit

einer zweiten Person im Schlosse anzudeuten. So schrieb der Graf bei einer oben erwähnten Gelegenheit: „man hat, wegen der Unruhe in der Nähe des Schlosses, die Nacht schlaflos zugebracht und fühlt sich sehr angegriffen.“

Der Agent des Grafen, ein bejahrter Rathsherr, dem der Graf einiges Vertrauen schenkte und den er im Anfang seines Aufenthalts in Eishausen mitunter von Hildburghausen zu sich kommen ließ, wagte bei einem solchen Besuche im Schlosse die Aeußerung: „man sei in Hildburghausen sehr neugierig, wer die Dame sei.“ — „Ich halte es für gut,“ erwiederte der Graf, „wenn Sie in Wahrheit sagen können, daß Sie es nicht wissen.“ Damit klingelte er, und befahl, den Wagen des Mannes vorzufahren [1]).

Es ist früher schon bemerkt worden, daß der hoch umfriedete und dicht umwachsene Grasgarten, 30 bis 40 Schritte vom Schlosse entfernt, der einzige Rest der Erde war, den die Unbekannten außerhalb des Schlosses betraten. Der Besuch dieses Gartens geschah sehr regelmäßig.

An jedem Morgen, in der schönen Jahreszeit, doch nie früher als die Bötin aus der Stadt ins Schloß gekommen war, begab sich der Graf in den Garten; hier ging er eine Stunde lang auf und ab, und kehrte dann ins Schloß zurück. Darauf trat die Bötin aus der Thüre des Schlosses und harrte, dieser den Rücken zugekehrt. Die Thüre wurde von Innen aufgeschlossen, die Gräfin, tief verschleiert, trat heraus und die Bötin,

1) Diese Anekdote schrieb der Graf selbst nach der Gräfin Tod der Witwe des Pfarrers und setzte hinzu: „es that mir leid, dem alten Manne so begegnen zu müssen.“

Ohne sich nach ihr umsehen zu dürfen, schritt ihr voraus, über den Steg hinüber an die Gartenthüre, schloß diese auf und stellte sich hinter die Thüre, die sie aufzog. Sobald sie merkte, daß die Gräfin hinter ihr in den Garten geschlüpft war, zog sie die Thüre wieder zu, verschloß sie und hielt Wache davor. Der Graf beobachtete vom Fenster aus die im Garten auf- und abgehende Dame. Wenn diese ins Schloß zurückkehren wollte, warf sie ihr Schnupftuch in die Höhe, und nun erhielt die Bötin vom Schlosse aus einen Wink, die Dame zurückzuführen. Dies geschah auf dieselbe Weise, wie das Begleiten nach dem Garten hin. Dreißig Jahre lang hat so die Frau Schmidt die Gräfin vom Schlosse zum Garten und von diesem zum Schlosse geführt, und niemals hat sie gesehen, wen sie geführt hat. Und diese Frau Schmidt war diejenige Person, welcher unter allen Menschen seiner Umgebung der Graf am meisten zu vertrauen schien. Man sagt zwar, die Schmidt sei im Innern des Schlosses in die unmittelbare Nähe der Gräfin gekommen und habe sie selbst gesprochen. Doch muß ich das in Abrede stellen; Frau Schmidt selbst hat, so lange sie lebte, nie zugegeben, daß sie die Gräfin je gesehen habe.

Die früher erwähnte Köchin hat 26 Jahre in dem Schlosse gewohnt. In diesem ganzen Zeitraum, während eines Vierteljahrhunderts also, hat die Köchin (wie sie selbst versichert hat) die Gräfin nur zwei Mal gesehen. Das erste Mal hörte sie zur ungewöhnlichen Zeit die Klingel des Grafen und eilte in dessen Zimmer. Sie fand ihn im Bette liegend und bedeutend erkrankt; zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen war die Gräfin gegenwärtig. „Köchin", sagte der Graf, „wenn ich sterbe, so nehmen Sie Sich dieser Dame an." Damit winkte

er ihr zum Abtreten. — Das zweite Mal, es war im Winter 1829 auf 30, wurde sie wieder gerufen und fand wieder in dem Zimmer des Grafen auch die Gräfin. „Der Herr," sagte diese, „ist plötzlich erkrankt; helfen Sie mir, ihm einen Trank bereiten." Die Dame schien aufgelöst in Thränen. Das Leben des Grafen scheint damals in großer Gefahr geschwebt zu haben. Die ersten Zeilen, die er nach seiner Wiederherstellung (mit Bleistift und noch mit zitternder Hand) an seine Correspondentin schrieb, sagten: „Die Pflege, die ich habe, ist über alles Lob erhaben; die Theilnahme, die ich hier und in Hildburghausen fand, überraschte mich; es fiel mir wie Schuppen von den Augen."

Außer jener Köchin hat, soviel ich habe erfahren können, die Gräfin bis zu ihrem Tode auch nicht ein menschliches Wesen gesprochen — also vom Jahre 1807 bis 1837 traf ihre Stimme keines Menschen Ohr, als das des Grafen.

Doch noch eine Ausnahme: ein Bauer hat einmal gehört, wie die Dame Katzen (diese liebte sie besonders) vom Fenster des Schlosses aus „Puß! Puß!" lockte. Dies ist, soviel ich weiß, im Hannöverschen, Westphälischen, Englischen und Holländischen der Lockruf für die Katze.

Ich werde später noch einige Notizen über die Dame beibringen können, fürchte aber sehr, daß alle zusammengenommen nicht hinreichend erscheinen, um im ganzen Bereiche der Möglichkeit eine einigermaßen genügende Erklärung des wunderbaren Geheimnisses, in das diese Dame gehüllt war, aufzufinden. Schon hier indeß drängt sich die Vermuthung auf, daß die Dame eine Gefangene gewesen sei. Aber welche Ursache ist denkbar, durch welche die Nothwendigkeit einer solchen Gefangenschaft

erklärt würde? Wo finden sich Spuren in dem Charakter des Grafen, die es zuließen, ihm die Eigenschaften eines Gefangenwärters beizulegen? Und hätte die Dame, wenn ihr das schreckliche Schicksal einer lebenslänglichen schuldlosen Gefangenschaft zugedacht war, in den 30 Jahren ihrer Gefangenschaft nicht ein Mal die Möglichkeit der Befreiung gefunden? Auf ihren Gängen vom Schlosse zum Garten, obgleich dieser nur 30 bis 40 Schritte vom Schlosse entfernt war, wäre es ihr doch wol ein Mal möglich gewesen, der Führerin, in deren Rücken sie ging, zu entfliehen und bei dem ersten besten Bauer, oder bei dem Pfarrer Rettung zu suchen. Vom Fenster aus, an dem man sie doch hin und wieder einmal gesehen hat, hätte sie um Hilfe rufen können, und noch leichter wäre ihr wol bei ihrem frühern Aufenthalte in Hildburghausen eine Hilfe zur Hand gewesen. Wäre aber ihre Gefangenschaft freiwillig gewesen, hätte sie selbst für ihre Person eine Entdeckung zu fürchten gehabt, so hätte sie doch nichts, auch gar nichts gewagt, wenn sie mit Leuten des Dorfes, die ja doch mitunter sie erblickten, auch gesprochen hätte.

In welchen Beziehungen sie zum Grafen gestanden, ob sie ihm durch Verwandtschaft, Freundschaft, oder Liebe verbunden war, — Niemand wußte es. Aber die Dame galt bis zu ihrem Tode für die Gemahlin des Grafen. Die Leute nannten sie nicht anders, als die Gräfin, oder die gnädige Frau.

Ich will indeß hier noch eine seltsame Bemerkung geben. Ein alter Chausseewärter, ein nüchterner, zuverlässiger Mann, der in jener früheren Zeit, wo der Graf noch eigene Pferde hatte, die Equipage der Schloßbewohner fast täglich an sich vorüberfahren sah, hat mir

oft versichert, der Graf habe zwei Frauen bei sich im Schlosse, eine ältere und eine jüngere, und er sagte mit Bestimmtheit: „heute ist die Alte mit ihm ausgefahren“, oder: „heute hat die Junge bei ihm gesessen.“

Ich muß übrigens hier ausdrücklich bemerken, daß damals die öffentliche Meinung nicht mit dem Verdachte eines Verbrechens um die verschlossenen Thüren des Schlosses herumspürte, sondern den wunderbaren Einsiedler für einen hochstehenden ehrenhaften Mann hielt und als Wohlthäter des Dorfes und der Umgegend verehrte, und daß der leise Faden des Argwohns, der sich durch das Leben dieses Mannes zieht, erst gegen das Ende das Verlaufs deutlicher in die Erscheinung trat und beachtet wurde.

---

8. Das Geheimniß des Grafen bedroht. Der Graf erhält des Ehrenbürgerrecht.

Es wird wahrscheinlich im Verlaufe der Erzählung dem Leser wiederholt die Frage sich aufgedrängt haben, wie es denn möglich gewesen sei, daß nie irgend ein Zufall den Schleier des Geheimnisses der Unbekannten gelüftet und daß selbst die Regierung nie Hand angelegt habe, diesen Schleier zu heben.

Ich will auf diese Frage mit der Erzählung einiger Fälle antworten, welche das Geheimniß des Grafen allerdings bedrohten, aber so wenig als irgend ein Zufall zur Enthüllung führten.

Zur Zeit der Truppendurchzüge in den Jahren 1812 und 1813 hatte der Graf einige Male Einquartierung in die untere Etage des Schlosses aufnehmen müssen, in

welchem damals noch der herrschaftliche Verwalter wohnte. Keiner der Einquartirten hat den Grafen gesehen, — erst im Jahre 1814 oder 1815 wurde er von einem Soldatenbesuche bedroht. Damals nämlich, bei Gelegenheit der Durchzüge russischer Truppen, lag einst ein russischer Hauptmann, ein geborner Ostpreuße, ein finsterer, harter Mann, drei Tage lang im Pfarrhause im Quartier. Dieser erkundigte sich vielfach nach dem unbekannten Bewohner des Schlosses und verlangte endlich, ins Schloß geführt zu werden, oder daß man ihm wenigstens Gelegenheit gebe, den Unbekannten zu sehen; es sei möglich, daß er einen Bekannten in ihm wiederfinde, und er müsse darüber klar werden. Der Pfarrer hatte alle Mühe anzuwenden, um den Zudringlichen abzuhalten, und es gelang endlich nur dadurch, daß auf Einleitung des Pfarrers gerade an dem Nachmittage, wo der Sturm aufs Schloß versucht werden sollte, der Pfarrer H. vom benachbarten Stressenhausen erschien und den Hauptmann dringend zu einer Versammlung von Offizieren nach Stressenhausen einlud. Mit Widerstreben setzte der Mann sich zu Pferd, kam Abends etwas berauscht zurück und am andern Morgen mußten die Truppen aufbrechen.

Zwei und zwanzig Jahre später äußerte der Graf gegen den Arzt: „damals (bei den Truppendurchzügen) war ein Mann hier, der mein Geheimniß kannte und, wenn er mich gesehen hätte, mein Schicksal entschieden haben würde.“ Ob aber damit auf eine russische oder französische Einquartierung gedeutet war, ließ sich nicht bestimmen.

Weit ernstlicher wurde das Geheimniß des Grafen im Jahre 1826 bedroht. Nachdem im Herbste dieses Jahres in Folge der Gothaischen Erbtheilung der herzog-

liche Hof von Hildburghausen seinen bisherigen Sitz verlassen hatte und das Herzogthum Hildburghausen an das S. Meiningische Haus übergegangen war, forderte die neue Regierung, zwar schonend, aber bestimmt, Legitimation des Unbekannten. Dieser erklärte, daß seine Papiere bereit lägen, daß er aber, wenn er gezwungen werden sollte, sie vorzulegen, sofort das Land verlassen werde, um in einem andern Winkel der Welt unbekannt zu leben. Man gab darauf dem Grafen an die Hand: der regierende Herzog sei bereit, die Legitimation des Grafen persönlich anzunehmen und werde das Geheimniß, das man ihm anvertraue, bewahren und die Verantwortlichkeit dafür persönlich übernehmen, wenn es zu verantworten sei. Aber auch auf diese Connivenz ging der Graf nicht ein.

Nun blieb der Regierung nur die Wahl übrig, entweder ein seit fast zwanzig Jahren unbescholtenes und sich durch Wohlthaten für das Land äußerndes Leben als Legitimation anzunehmen, oder auf Herausgabe einer papiernen Legitimation zu dringen und dadurch dieses Leben selbst für das Land zu verlieren. Man entschied sich für das Erstere. Der Graf blieb ungestört im Besitze seines Geheimnisses. Es mag diese Nachsicht der Regierung den Herren von der Polizei und der Justiz und Anderen, die am Ende einer Sache klüger sind, als beim Anfange, unbegreiflich und unverantwortlich erscheinen. Ich muß aber hier wiederholt auf die Umstände hinweisen, unter denen der Unbekannte zuerst in das Land trat, Umstände, die denselben eben so unverdächtig erscheinen ließen, als hundert andere Emigranten. Ich muß ferner darauf hinweisen, daß der Unbekannte den Entschluß eines bleibenden Aufenthalts nie erklärte, vielmehr lange zu verschleiern wußte, daß seine Un-

gefährlichkeit für das Land sich bald eben so sicher herausstellte, wie seine grandiose Wohlthätigkeit, und daß die neue Regierung billig Bedenken tragen mußte, bei ihrer Besitzergreifung des Landes sogleich einen Mann daraus zu vertreiben, der, nächst dem herzoglichen Hause, mit dessen Wegzuge eine Menge von Nahrungsquellen versiegten, für die Umgegend von größtem materiellen Nutzen war und dabei in der öffentlichen Meinung den Ruf eines ehrenhaften Mannes behauptete. Wenn man dies erwägt, so wird man meine Versicherung begreifen, daß die Nachsicht der neuen Regierung den ungetheilten Beifall des Publikums erhielt, und daß der Argwohn, der sonst überall lauert, und die Neugierde, die das geheimnißvolle Instrument lieber zerschlagen, als seine Mechanik unerforscht lassen will, es auch in jener Zeit nicht wagte, an die verschlossenen Pforten des Eishauser Schlosses zu klopfen.

Einige Jahre später ging eine weitere Bedrohung der Ruhe des Grafen spurlos an demselben vorüber. Es war nämlich in einem berühmten Polizeibeamten eines Nachbarlandes der Verdacht aufgestiegen, daß das Geheimniß des räthselhaften Kaspar Hauser vielleicht in dem geheimnißvollen Schlosse zu Eishausen seinen Ursprung habe. Der Gedanke war sehr natürlich. So weit das Polizeiauge über die deutsche Erde hinsah, fand es alle menschlichen Wohnungen und deren Insassen bis zu den Thieren herab polizeilich registrirt. Funfzig Meilen weit im Umkreis von Nürnberg konnte jede Polizeibehörde dafür einstehen, daß in ihrem Kreise keine Kammer sei, in der ein Mensch 18 Jahre lang vor jedem menschlichen Auge hätte eingesperrt leben und verkümmern können. Und in jedem Dorfe — und von einem solchen schien doch K. Hauser gekommen zu sein—

hätte eine solche Marterkammer selbst vor den Augen der Nachbarn nicht verheimlicht werden können. Das Schloß in Eishausen allein war, wie gewiß kein anderes Haus in Deutschland, für die Wissenschaft der Polizei unzugänglich. In seinen weiten Räumen konnte mehr als eine Kammer sein, von der aus nie eines Menschen Stimme hinaus an ein menschliches Ohr dringen konnte, und in das Schloß herein trat ja ohnedies nie ein unberufener Fuß. Noch gewichtiger war der Gedanke, daß gerade in diesem Schlosse das Leben eines Kindes, zu dessen Ursprung doch in dem Zusammenleben des Unbekannten mit der Dame eine sehr naheliegende Veranlassung gegeben war, lästig wie nirgends anderswo werden, ja die ganze Basis der Existenz der beiden Einsiedler, nämlich ihr Geheimniß, vernichten mußte. Aber so nahegelegt der Verdacht war, fand er doch keine Bestätigung. Der erwähnte Polizeibeamte führte zwar den nürnberger Findling in der Stille nach Eishausen und in die Umgebung des Schlosses, um zu versuchen, ob der Anblick dieser Umgebung irgend eine Erinnerung in dem Unglücklichen erwecke; — aber er fand seine Erwartung getäuscht. Hauser erklärte, daß er diese Gegend nie gesehen habe.

Das Urtheil der öffentlichen Meinung über das Verhalten, welches die Regierung im Herbste 1826 gegen den Grafen beobachtete, bekundete die Stadt Hildburghausen durch einen deutlich sprechenden Act. Sie verlieh dem Grafen das Ehrenbürgerrecht der Stadt. Der Graf erwiederte die Freundlichkeit damit, daß er ein, in der Nähe der Stadt, dem Spital gegenüber gelegenes Haus, das eben jetzt, in Folge des Wegzugs des herzoglichen Hofs verlassen stand, kaufte. Das Haus, das mehrmals die Wohnung eines Geheimeraths gewesen

war, wurde von Innen und Außen neu und elegant hergerichtet und durchaus meublirt; zu dem am Hause befindlichen Garten wurde noch ein weit größerer Garten käuflich hinzugezogen; das Ganze wurde mit einer hohen dichten Breterverzäunung umgeben; ein Hofraum mit hohen Verschlägen wurde hergestellt und nun wurde ein eleganter Wagen von Frankfurt verschrieben, vier Postpferde wurden von Hildburghausen bestellt und der Graf und die Gräfin fuhren, auf einem Umwege die Stadt vermeidend, nach ihrer neuen Besitzung und stiegen im verschlossenen Hofraume ab, um sich — einige Stunden in ihrem Garten aufzuhalten. Der Besuch wurde in jedem Sommer vier oder fünf Mal wiederholt.

Auf diesen Fahrten haben einige Personen auch die Gräfin gesehen, selbst unverschleiert, aber mit einer grünen Brille versehen. Auf jenem Seitenwege (der Marienstraße), auf welchem die Unbekannten zu ihrem Landhause in Hildburghausen zu fahren pflegten, führte einst (im Jahre 1827 oder 1828) der Zufall die gräfliche Equipage gerade an einem Ort, wo sie langsam zu fahren genöthigt war, einem Manne entgegen, der die Bourbonische Familie kannte. Dieser, der Geheimerath von B. in Meiningen, war betroffen, in dem Gesichte der Dame eine auffallende Aehnlichkeit mit der charakteristischen Gesichtsbildung der Bourbonischen Familie zu finden. Von einer gleichen Wahrnehmung der Ingelfinger war diesem Beobachter durchaus nichts bekannt. Auch scheint er seine eigene Wahrnehmung nur in vertrauten Kreisen mitgetheilt zu haben; wenigstens ist mir selbst dieselbe erst in neuester Zeit (aus dem Munde eines Enkels des Genannten) mitgetheilt worden.

Bald nach jenem ersten Hauskauf erwarb der Graf noch zwei Häuser in der Umgegend von Hildburghausen.

Das eine war ein unbedeutendes, aber dem größern Hause des Grafen ziemlich nahe gelegenes Haus (in Walrabs), — es wurde zum Witwensitz der Frau „Schmidt" bestimmt. Das zweite war ein schönes Gartenhaus mit einem Berggarten; auch dieses hat er später der Familie Schmidt geschenkt. Im größern Gebäude wohnten die alten „Schmidts", solange sie lebten, und nach ihrem Tode der eine Sohn und seine Frau. Dieser, obschon er täglich zum Dienste nach Eishausen ging, hat den Grafen in den letzten Jahren nie gesehen. Ob dies in Folge einer Abneigung gegen den Mann geschah, weiß ich nicht. Doch ist hier der passende Ort, eine Anekdote einzuschalten, die dem Unbefangenen sehr lächerlich, aber dem Argwohn von größter Bedeutung erscheinen dürfte.

Jener Schmidt nämlich hat mir bald nach dem Tode seines Vaters, in dessen Dienst bei dem Grafen er eingetreten war (wenn ich nicht irre im Jahre 1832), einmal zu verstehen gegeben: der gnädige Herr sei eifersüchtig auf ihn. Die Aeußerung des jungen Menschen amüsirte mich damals sehr. Als er aber meine Ungläubigkeit bemerkte, rückte er weiter heraus: Bei einem der Besuche, die der Graf und die Gräfin in ihrer neuen Besitzung zu Hildburghausen gemacht, sei er, der junge Schmidt, in einem Winkel des Gartens beschäftigt gewesen, — allerdings ohne Vorwissen des Grafen, der wol den Garten leer geglaubt hätte. Da sei aus einem Gange des Gartens heraus die Gräfin getreten, habe ihn erblickt und sei, wie es schien, anfangs erschrocken, bald aber mit hastigen Schritten auf ihn zugeeilt und habe fast athemlos gesagt: Lieber Schmidt, ich möchte Sie gern sprechen, ich.... In dem Augenblick aber sei der Graf aus dem Gange getreten, wie wüthend

herbeigerannt und habe die Gräfin am Arme fortgeführt. Er selbst (Schmidt) sei seit jenem Vorfall immer ferngehalten und der Garten sei ihm ganz verboten worden, als später die Gräfin einen zweiten Versuch gemacht habe, ihn zu sprechen. Der junge Mann erzählte mir diese Geschichte mit manchen Nebenumständen und mit der Selbstbefriedigung, die sehr natürlich in dem Bewußtsein lag, der heimliche Geliebte einer verwunschenen Gräfin zu sein. Ich selbst hielt damals die ganze Geschichte für das Ergebniß eines komischen Misverständnisses: So arglos erschien mir das Leben der Geheimnißvollen, daß ich den Gedanken, ob nicht die Unglückliche den jungen Menschen zu ihrer Rettung aus der Gefangenschaft habe anrufen wollen, nur als eine müssige Vermuthung in mir aufkommen ließ.

Nach dem Tode des Geistlichen und vielleicht eben durch das Gefühl des Verlassenseins bewogen, hatte sich der Graf entschlossen, wieder eine männliche Person in das Schloß zu nehmen. Er nahm einen unverheiratheten, nicht mehr jungen, braven und durchaus eingezogenen Mann. Dieser hatte um unbedeutenden Gehalt und mit unendlicher Mühe und Arbeit bei dem Kammergutspachter als Verwalter gedient. Jetzt erhielt er die doppelte Einnahme, Kost und Wohnung aufs Beste, und hatte keine andere Arbeit, als die, das Schloß und den Garten zu beaufsichtigen, und die Pflicht, aus dem Bereiche beider sich nicht viel zu entfernen. Nach einem halben Jahre aber erklärte der Mann, daß er ein solches Leben nicht aushalten könne, und verließ den Dienst des Grafen.

---

9. Tod der Gräfin.

Am meisten gefährdet erschien das Geheimniß des Grafen im Jahre 1837. In diesem Jahre starb die Gräfin.

Im Herbste des Jahres hatte der Graf, in einem Briefe an seine langjährige Correspondentin, gegen die er noch nie eine Aeußerung von der Anwesenheit einer Dame im Schlosse hatte fallen lassen, zum ersten Mal „seiner Lebensgefährtin“ erwähnt und zugleich mit Besorgniß von der Abnahme ihrer Kräfte gesprochen. Es sah aus wie eine Vorbereitung auf den Fall, der wenige Tage später eintrat und freilich das längere Ignoriren der Gräfin unmöglich machte. Am 25. November starb die Dame. Die Arme, seit ihrer Jugend aus der Welt Geschiedene, war ohne ärztliche Hilfe, von Niemandem gepflegt, als von dem Gefährten ihrer Einsamkeit, aus dieser Welt geschieden. Keiner geringern Gewalt, als der des Todes, war es gelungen, die seit dreißig Jahren verschlossenen Gemächer zu öffnen. Das erste Geleite, das die lebendig Begrabene wieder unter Menschen führte, war ihr Grabgeleite.

Der Graf ließ die Dame in dem Berggarten begraben, den er in der Umgebung von Hildburghausen besaß, und in dem, wie er sagte, die Verstorbene einige Mal mit Freuden verweilt habe. Die Leiche wurde nach Mitternacht mit Fackeln von Eishausen abgeführt; die Diener des Grafen, mehrere Handwerker und Bauern vom Dorfe geleiteten sie; eine Anzahl Neugieriger erwartete, trotz der tiefen Nacht, die Leiche an dem Begräbnißplatze; der Sarg wurde von der Dienerschaft geöffnet; der Graf selbst hatte es so befohlen; die Todte war in weißen Atlas gekleidet; Alle, die sie sahen, wa-

ten ergriffen von der rührenden Schönheit, die hier der Erde übergeben wurde.

Im Publikum aber kam bald die Sage in Umlauf, es sei eine Wachspuppe begraben worden und die Gräfin selbst sei nächtlicher Weise aus dem Schlosse geführt worden und von der nächsten Station aus mit Extrapost abgefahren.

Noch vor dem Begräbniß hatte die Geistlichkeit den Grafen um die Personalien seiner „verstorbenen Gemahlin" gebeten. Zu allgemeinem Erstaunen erwiederte der Graf: „die Verstorbene war nicht meine Gemahlin; ich habe sie nie dafür ausgegeben!" Und erst auf wiederholtes Andringen ließ er sich bereit finden, die Personalien der Verstorbenen zu geben, gegen das Versprechen des Geistlichen, daß die Angabe bis zum Tode des Grafen verschwiegen gehalten werde. Später ergab sich, daß die ganze Mittheilung sich auf die Worte beschränkte: „Sophia Botta, ledig, bürgerlichen Standes, aus Westphalen, 58 Jahre alt."

Indessen hatte auch das herzogliche Kreisgericht eine Erklärung über die Verstorbene gefordert und war, als der Graf eine solche schlechthin verweigerte, sofort zur Versiegelung des Nachlasses der Verstorbenen geschritten. Die seit 30 Jahren unzugänglichen Gemächer, in denen solange das Geheimniß ungestört gelebt hatte, mußten dem Willen des Gerichts sich öffnen. Man fand, außer einer reichen Garderobe, gegen hundert neue Goldstücke, wie Spielwerk in verschiedenen Beutelchen in Winkeln herumliegend. Auch ein katholisches Gebetbuch fand man, aber keine Papiere. So nachsichtig bisher die Verwaltung gewesen war, so bestimmt forderte jetzt die Justiz, daß das Recht seinen ungestörten Gang gehe.

Sie drang mit Entschiedenheit auf Mittheilung der Personalien der Verstorbenen; der Graf erklärte ebenso entschieden, daß keine Gewalt der Erde diese ihm entreißen werde. Durch diese Weigerung wurde die Verwickelung noch unangenehmer und das entschiedene Vorgehen des Gerichts noch nöthiger. Der nächste Schritt, der nach dem Gesetze gefordert wurde, war der Erlaß eines öffentlichen Aufrufs an Alle, welche Erbansprüche an den Nachlaß der unbekannten Dame im Schlosse zu Eishausen zu machen hätten. Aber auch diese Alternative, obschon sie den Grafen in die höchste Aufregung setzte, brach seinen Widerstand nicht. Ein wohlmeinender Mann, dessen Worten einiger Einfluß auf den regierenden Herzog von Meiningen zuzutrauen war, ließ durch die Correspondentin des Grafen diesem seine Vermittlung anbieten. Aber der Graf antwortete: „Ich habe nichts in Meiningen zu erbitten..... Meine Maßregeln sind auf alle Fälle genommen und können in der Folge durch nichts erschüttert werden. Herrn N. N. verbindliches Anerbieten darf und kann ich nunmehr nicht annehmen und für dasselbe nur meinen innigsten Dank sagen."

Wirklich hatte der Graf seine Maßregeln getroffen; es war Alles zu seiner Abreise aus dem Lande gerüstet. Ob auch bereits, wie damals erzählt wurde, die Regierung eines benachbarten Landes für die Aufnahme des Auswanderers bereitwillige Concessionen gemacht hatte, ist nicht erwiesen.

Doch es gelang noch einmal, zwischen den Forderungen der Justiz und den menschlichen Wünschen aller Theilnehmenden eine Vermittelung zu finden und so den Unbekannten den Rest seines Lebens in Frieden beendigen zu lassen. Der Graf hinterlegte den Schätzungswerth des Nachlasses der Verstorbenen, im Betrag von

470 Fl., und diese Summe wurde „bis auf Weiteres", d. h. bis zum Tode des Grafen, gerichtlich deponirt. So sehr war man damals von der Schuldlosigkeit des Einsiedlerlebens überzeugt, daß die Milde eines wohlmeinenden Regenten und die Gewissenhaftigkeit einer umsichtigen Justiz mit diesem Auswege gleich einverstanden waren und daß er den ungetheilten Beifall der öffentlichen Meinung erhielt.

Der Schmerz und Sturm jener Tage scheint den greisen Mann im Innersten erschüttert zu haben. Er, dessen Ruhe seit 30 Jahren stets mit der zartesten Rücksicht geschont worden war, fühlte jetzt durch die Strenge des Gerichts sich aufs Tiefste verletzt und er ertrug diese Verletzung vielleicht nur, weil ein noch tieferer Schmerz die Oberhand behauptete. Es ist mir erlaubt, hier einen Brief des Grafen (wenige Tage nach dem Tode seiner Lebensgefährtin geschrieben) im Auszug zu geben.

„Meine Lage, schrieb er, wird immer unerträglicher; es ist keine getrennte Ehe; es ist mehr, es ist eine Zerreißung eines zusammengewachsenen Geschwisterpaares; das Eine kann nicht ohne das Andere fortleben. — Der Nachlaß wurde gestern mit unendlicher Mühe in einem Zimmer aufgehäuft. Sie können denken, daß viele werthvolle Stücke, besonders aus früheren Zeiten, — seidne Oberröcke, Shawls ꝛc. wovon die meisten nie gebraucht, darunter sind. Es fanden sich in einem seidenen Beutelchen 20 Louisdor, in einer Schachtel 10 — 12 Dukaten und vielleicht ein paar Dutzend Kronthaler. Sie hat seit dreißig Jahren keinen Heller auszugeben Gelegenheit gehabt, zeichnete ihre Wäsche nur mit Bleistift auf, konnte auch an Niemand schreiben, da sie keine Bekannten hatte.... Ich habe immer, wie mit religiöser Scheu, ihre vielen Kommoden betrachtet, nie sie

berührt; ich wußte nicht, wie viel schöne, ihr aufgedrungene Sachen sie enthielten. Die Versiegelung ist still vor sich gegangen.... — Ich habe mich dem Gesetz unterworfen. — Ich lege mich öfters des Tags nieder, doch vergeblich; die Gicht läßt meinem Körper so wenig Ruhe, als die mich umgebenden Gegenstände meinem Geiste. Das Haus ist wie verödet. — Hätte man nicht versiegelt, der ganze Nachlaß würde der Armenverwaltung überlassen worden sein, mit Ausnahme von einigen Dutzend Hemden und einigen Roben."

Seine Dankbarkeit gegen Diejenigen, welche sich damals bemühten, ihn vor einer weiteren gerichtlichen Verfolgung der Angelegenheit zu bewahren, trug den Ausdruck tiefer Empfindung. Noch ehe jene Bemühungen ein Resultat gewonnen — in jenen Tagen, da er noch mitten im ersten Schmerz über den Verlust seiner Lebensgefährtin sich rüstete, sein Asyl in Eishausen auf immer zu verlassen, schrieb er, mit der Bemerkung, daß es auf seine eigenen Empfindungen passe, folgendes Gedicht: 1)

Lebt wohl, ihr Räume, die mich lang geborgen,
Geliebtes treues Stübchen, lebe wohl!
Hier schwanden mir die bangen Erdensorgen,
Hier fühlt' ich mich so heimisch und so wohl.
Hier sah ich langsam meine Haare bleichen,
Mein greises Haupt sich hin zur Grube neigen.

Oft wandelt' ich nach jenen grünen Räumen,
Die treulich bergen unser letztes Haus,
Und suchte mir dort unter Blüthenbäumen
Zu meinem Grab ein stilles Plätzchen aus.

---

1) Abschied eines alten Dresdener Hospitaliten bei dem Umzuge nach Hubertusburg.

Und vor mir lag im milden Abendscheine
Die Vaterstadt, mit der ich's redlich meine.

Es war ein Traum, er ist schon aufgegeben —
So schön er war, so schnell löst er sich auf:
Ich muß hinaus in ein mir fremdes Leben,
So spät trifft mich des Schicksals harter Lauf;
Gleich einem Baum, der Wurzeln tief geschlagen,
Werd' ich in fremden Boden fortgetragen.

Vor mancher Stelle bleib' ich zitternd stehen,
Das Auge still die bittre Zähre weint;
Es ist so schwer, vom Freunde wegzugehen,
Der treu und redlich es mit uns gemeint;
Und traurig sinkt das müde Haupt mir nieder:
Lebt ewig wohl, wir sehn uns nimmer wieder.

Und Alles, Alles, was ich nur erblicke,
Erinnert mich an die vergangne Zeit;
Hier träumte ich von längst genossnem Glücke,
Dort von empfundnem schweren Herzeleid,
Und jeden Gang durch die belaubten Gassen
Hat die Erinn'rung mir zurückgelassen.

Und brächt' ich auch im freundlichsten Asyle
Die letzten Tage meines Lebens zu,
Das Eine miss' ich immer und ich fühle,
Man bringt mich bald zur stillen Grabesruh!
Dann mag von mir ein schlichtes Kreuz euch sagen:
Ein tiefes Leid hat ihn ins Grab getragen.

Von nun an gab er seiner Correspondentin hin und wieder noch Andeutungen über seine Lebensgefährtin. „Sie war eine arme Waise", sagte er, „die Alles, was sie besaß, mir verdankte, aber mir das tausendfach vergolten hat." — „Meine Verbindung mit ihr hatte etwas Romantisches, einer Entführung Aehnliches." — „Ich war nie verheirathet." — Selbst einen Brief, wie er

sagte, von der Hand der Verstorbenen und an ihn gerichtet, aber ohne Namensunterschrift, theilte er mit. Der Brief war deutsch geschrieben, nicht ganz orthographisch, aber voll Gefühl der Liebe und Dankbarkeit gegen den Mann, „der aus großer Gefahr und Unglück sie errettete.“ — „Ich weiß es“, schrieb sie, „daß du, geliebter Ludwig, um meinetwillen Vieles hingabst, und nur mit meiner Liebe kann ich deine tausend Opfer vergelten.“ — Auch der verstorbene Kammerdiener hatte einst gesagt: „Sie hat kein Vermögen, aber — sie ist die Herrin über Alles.“

„Muß man denn ein Gut erst verlieren, um seinen ganzen Werth zu empfinden?“ so schrieb der Graf in jener Zeit. „Ich möchte hinaus ins Freie, auf die Höhen der Berge; da nur, meine ich, könne mir leichter werden.“ Körperliches Leiden und die Jahreszeit (Ende November) hinderten auch diesen Versuch. Er schrieb mit Wehmuth davon, wie die beiden Lieblingskatzen der Verstorbnen, obgleich aufs sorgsamste gepflegt, dieser in wenig Tagen nachgestorben seien, wie der Hund des Pachters täglich zur gewohnten Stunde winselnd unter dem Fenster des Schlosses sitze, aber von keiner Hand Speise annehme, da die, welche sie ihm bisher gereicht, nicht erscheine. — Seine Wohlthätigkeit wurde noch reger. — „Schreiben Sie mir nur von dem Glücke Anderer“, sagte er, „damit ich, des eignen entbehrend, daran mich erheitere.“

In jener Zeit, da das innerste Leben des Grafen durch den Tod des einzigen Wesens, das es mit ihm getheilt hatte, erschüttert schien, und da er zugleich aus seinem dreißigjährigen stillen Frieden herausgeschreckt werden sollte, ließ er einen Arzt zu sich bitten, der ihm bereits literarisch bekannt war und mit dem er schon

früher in mannichfachen indirecten Verkehr getreten war. Dieser fand den Grafen zu Bette liegend, körperlich leidend, aber noch mehr geistig. Doch der Graf wollte keinen ärztlichen Rath, sondern menschlichen. Der siebenzigjährige Greis erschien wie ein schwer getroffener Löwe. Im Gespräch entzündete sich das ganze Feuer seines reichen Geistes; er sprach ohne Zorn, ohne Sentimentalität, in überwältigender Beredtsamkeit; ein tiefer Schmerz war zu erkennen, aber keine Spur von Kleinmuth; — ungebrochene Willenskraft, bereit, das Aeußerste zu wagen zur Bewahrung seines Geheimnisses, — der geistige Blick so frei und beweglich, wie der eines Mannes, der eben erst von dem dichtesten Marktgewühle des politischen und wissenschaftlichen Lebens heimkommt. So traf der Arzt den seit länger als dreißig Jahren von der Welt geschiedenen Einsiedler! Er durfte den Grafen zwei Mal besuchen.

Auf des Arztes Bemerkung, daß er den Mangel an Verkehr mit Menschen für nicht gut und namentlich auch für die Gesundheit nicht förderlich halte, erwiederte der Graf: alle seine Verwandten seien in jungen Jahren gestorben, und er, bei seinem heftigen Temperament, habe wol ein ähnliches Schicksal erwarten müssen, wenn er sich nicht von der Welt zurückgezogen hätte. — Dies war wol nur eine Ablenkung von dem eigentlichen Heerd des Geheimnisses.

Doch die Aufregung, in der sich der Graf befand, mochte ihn fast über die Schranken seiner Vorsicht führen. Wenigstens schrieb er später in Beziehung auf des Arztes Besuch: „Es geht mir wie den Nonnen: wenn sie einmal sprechen dürfen, sprechen sie zu viel.“ Es entfielen ihm Andeutungen, daß er die Glieder der Bourbonischen Familie genau gekannt; daß er bei einer

Gesandtschaft in Paris und (vielleicht in ähnlicher Eigenschaft) auch in London gewesen sei, daß er in Paris mit Lafayette und Benjamin Constant verkehrt habe; — am Hofe in Weimar mit Liefländern und Kurländern zusammengetroffen, in Jena zur Zeit Schiller's gewesen sei und dort Loder genau gekannt habe. Auch seiner Reise nach Wien zum Kaiser Alexander erwähnte er: „Denken Sie," sprach er, „damals war die Dame schon bei mir; ich mußte unaufhaltsam mit Courierpferden reisen; die Dame konnte ich nicht verlassen, sie mußte mich begleiten, und Niemand durfte ihr Dasein ahnen. Denken Sie, welche Verlegenheit!" Als der Arzt äußerte, es sei doch zu bedauern, wenn die Erinnerungen eines so reichen Lebens für die Welt verloren gehen sollten; vielleicht werde der Graf seine Memoiren hinterlassen; — da erwiederte der Graf lächelnd: „Memoiren hinterlassen? — In meinem Nachlasse wird man nichts finden, als einige Küchenzettel."

„Ich wollte für die Kranke Sie als Arzt rufen lassen," sagte er im Verlaufe des Gesprächs; „doch sie wollte das nicht; auch hätte sie Opfer von Ihnen verlangt." — Und als der Arzt, den Sinn der Worte deutend, sagte: ein Arzt sei gewohnt, Geheimnisse zu bewahren, fuhr der Graf auf: „Herr, Sie wissen gar nicht, welche Verantwortung Sie auf sich genommen hätten, wenn ich Sie zu dieser Dame geführt hätte?— „Wenn," so äußerte er, „ein Mann etwas früher gestorben wäre, so würde ich in die Welt zurückgekehrt sein." Nunmehr, da die Dame gestorben (so schien er anzudeuten), verlohne es sich nicht der Mühe. In demselben Sinne schrieb er später, kurz vor seinem eigenen Tode: „Meine Zurückgezogenheit war lange eine gezwungene; in letzter Zeit aber war sie freiwillig."

Im Frühling nach der Dame Tod besuchte der Graf ihr Grab in dem erwähnten Berggarten. Als er später diesen Garten durch seinen Agenten in einer gerichtlichen Schenkung an den jüngeren Schmidt abgab, ließ er die Bedingung niederschreiben: daß ihm selbst sein Grab an der Seite der Dame bereitet werde, und daß bis auf 10 Jahre nach seinem Tode der Garten zu keinem öffentlichen Vergnügungsorte (was er früher gewesen war) benutzt werde. — Am Jahrestage des Todes der Gräfin schenkte er der Armenkasse in Eishausen funfzig Gulden und würde diese Schenkung wiederholt haben, wenn nicht die Art des öffentlichen Dankes für diese Gaben ihn zu unangenehm berührt hätte. „Ueberhaupt," schrieb er einst „würde ich gern solche kleine Gaben öfters, mir zur Freude, senden, wäre nicht solch laute Bescheinigung mir unerträglich."

---

10. Tod des Grafen.

Im Jahre 1845 erreichte endlich das wunderbare Leben des Einsiedlers sein Ende. Seit mehreren Jahren war der Graf leidend. Er hatte sogleich nach dem Tode der Gräfin die Köchin (weil sie einst ihren Sohn, um diesen zu sprechen, ins Schloß hatte einsteigen lassen) aus ihrer zweiunddreißigjährigen Gefangenschaft entlassen und statt ihrer den einen Sohn der „Schmidt" nebst dessen Frau und zwei Kindern ins Schloß genommen. Er bedurfte der Pflege. Er klagte über die schwere Hand des Alters, namentlich über Gichtleiden; doch blieb sein Geist in ungeschwächter Frische; sein Humor zeigte sich noch immer, aber in noch milderer

Auffassung, als vordem. Der früher erwähnte Arzt war nicht wieder zu ihm gerufen worden. Er schien den Grafen verletzt zu haben, — vielleicht dadurch, daß er ein bedeutendes Geldgeschenk ablehnte. Medizinalrath K. war öfters ins Schloß gerufen worden. Das Leiden des Grafen verschlimmerte sich aber. Die Frau seines Dieners pflegte ihn mit Sorgfalt. Wol mochte er an seinen Tod denken, aber, wie nahe er sei, nicht berechnen können.

Schon bei einer frühern Krankheit, im Winter 1829 bis 1830, hatte er die Absicht gehabt, ein Testament zu machen. Aber da das Gericht eine persönliche Uebergabe desselben foderte, so unterblieb die Ausführung des Vorsatzes. Nach dem Tode der Dame äußerte er wieder dieselbe Absicht, doch abermals ohne sie auszuführen. „Ueber mein Vermögen," schrieb er damals, „sind längst alle Bestimmungen fest getroffen; ich habe nur noch über das Wenige zu verfügen, was ich hierherum besitze. Ich habe Verwandte, die sehr reich sind, mich herzlich lieben und an diese Kleinigkeiten keine Ansprüche machen." Schon weit früher hatte er einmal dem Geistlichen mitgetheilt, daß in einem Proceß mit seinen Verwandten ihm eine bedeutende Erbschaft zugesprochen worden sei, daß er aber, da jene Verwandten ihn zu Gevattern baten, die gewonnene Erbschaft dem Pathen geschenkt habe.

Die Tage vor seinem Tode brachte er in großer Unruhe zu. Möglich ist es, daß der Wunsch zu testiren ihn beunruhigte; doch würde er eine solche Absicht wol seinen Dienern, zu deren Vortheil er doch testirt hätte, mitgetheilt haben. Weit wahrscheinlicher ist es, daß er im Angesicht des Todes sich gedrängt fühlte, wichtige Enthüllungen über das Geheimniß seines Lebens und

das seiner Lebensgefährtin zu geben, und daß er in der peinlichen Ungewißheit schwankte, ob der Moment, für den er diese Enthüllungen aufsparen wollte, nämlich sein Tod, wirklich schon in nächster Nähe sei. „Daß ich doch zu keinem Entschlusse kommen kann!" hörte ihn seine Pflegerin einmal sagen. — Er ließ den einen der Schmidt'schen Söhne von Hildburghausen kommen, um ihm Aufträge an das Gericht zu geben, und schickte ihn wieder fort, weil er zu keinem Entschlusse kommen konnte.

Am Tage vor seinem Tode soll er noch viel und lebhaft, aber unverständlich, wahrscheinlich in fremder Sprache, gesprochen haben. Wenige Stunden vor seinem Tode, so behauptet die Krankenwärterin, erhielt er sein volles Bewußtsein wieder. „Wenn ich sterbe," soll er da zu seiner Dienerin gesagt haben, „wird man einen öffentlichen Aufruf erlassen; hierauf wird eine Dame kommen — denn der einzige männliche Verwandte, den ich habe, ist kürzlich verunglückt — dann werdet Ihr sehen, daß gut für Euch gesorgt ist."

So schloß der Unbekannte sein großartiges Einsiedlerleben, ein Leben von staunenswerther Consequenz. — Keine befreundete Hand drückte ihm die Augen zu; kein Verwandter gab ihm das Grabgeleite. Aber in aufrichtiger Trauer geleitete die Gemeinde, in der er fast 40 Jahre gelebt, den Todten zum Grabe, den nur sehr Wenige von ihnen im Leben erblickt hatten. Die Waisenkinder waren mit ihrem Lehrer von Hildburghausen herausgezogen und reihten sich um das Grab ihres Wohlthäters. Neben dem Denksteine, den die edle Königin Therese von Baiern ihrem Lehrer, dem verstorbenen Geistlichen des Orts, errichtet hat, war dem Grafen sein

Grab bereitet. [1]) „Er ruht nun neben seinem Freunde,“ sagte der Pfarrer in seiner Grabrede.

Ich gebe auch diese Umstände, um anzudeuten, daß die öffentliche Meinung einstimmig darin war, es sei ein ehrenhafter Mann, den man dort begrub, und der dichte Schleier des Geheimnisses, der sein Leben verhüllt, berge ein großes Unglück oder ein Vergehen der Jugend, das nunmehr reich gesühnt sei, sicher aber nicht ein Verbrechen, vor dem die Moral zurückbeben müsse. Die Theilnahme für den Todten war allgemein.

---

11. Versuch einer Kritik der Geschichte des Unbekannten.

Ehe ich das an sich sehr spärliche Ergebniß mittheile, welches die spätere gerichtliche Erhebung des Nachlasses des Verstorbenen ermittelte, sei mir gestattet, eine kurze Kritik des merkwürdigen Lebens zu geben, wie ich sie, auf dem Grund ungetrübter Wahrnehmungen und noch ohne Hilfe, aber auch unbeirrt von dem mehr neben als über den Verstorbenen ermittelten objectiven Thatbestand, mir zurechtlegte und unmittelbar nach dem Tode des Einsiedlers niederschrieb. Die Versuchung, Hypothesen aufzustellen, ist um so größer, je weniger ihnen eine sichere Grundlage gegeben ist. Und so drängt diese Versuchung auch hier sich um so mehr auf, je dunkler die Geschichte selbst ist, die erklärt werden soll.

1) Weßhalb der Wunsch des Verstorbenen, im Berggarten zu Hildburghausen neben seiner Lebensgefährtin begraben zu werden, nicht erfüllt worden ist, weiß ich nicht zu sagen.

Ein Mann von Geist und Welt, der ohne erkennbares Motiv 40 Jahre lang mit nie wankender Consequenz sich gegen die Welt abschließt, — eine Frau neben ihm, die 32 Jahre lang sich in ihr Zimmer verschließt, in dieser ganzen Zeit nur zwei Mal zu einer andern Person, als zu dem Gefährten ihrer Einsamkeit, spricht, dies ist eine so außerordentliche Erscheinung, daß zu ihrer Erklärung auch die außerordentlichsten Vermuthungen gestattet sein müssen. Es ist aber die Wahl gelassen, entweder eine gewaltsame äußere Nöthigung, oder eine das Leben durchdringende innere Nöthigung als Grund dieser Welt- und Menschenentsagung anzunehmen.

Soll eine äußere Nöthigung angenommen werden, so kann sie nur darin gesucht werden, entweder daß eine große politische Bedeutung, oder daß ein großes allgemein verfolgtes Verbrechen auf den Personen geruht hat. Will man aber eine innere Nöthigung annehmen, so kann, da wir von der Gewalt einer Geistesverwirrung oder Schwärmerei nirgends eine Spur finden, nur noch übrig bleiben, das Gebot eines durch sittliche Vergehungen zur Buße getriebenen Gewissens zu vermuthen. Nur nach diesen drei Wegen hin scheint die Vermuthung Anhaltspunkte zu finden. Immer aber wird man dabei den eigentlichen Grund des Geheimnisses in der Person der Dame zu suchen haben.

Nimmt man zuvörderst ein zwingendes Gewissen als Motiv der Zurückgezogenheit an, so kann vielleicht am natürlichsten daran gedacht werden, daß die Dame, aus einem Kloster entwichen, das Gelübde gethan hatte, den Bruch des Klostergelübdes durch das strengste klösterliche Leben zu sühnen, d. h. dieses Leben nur zu theilen mit — ihrem Geliebten. Doch liegt allerdings

ein Widerspruch darin, daß ein Weib, die den Muth hatte, das Klostergelübde zu brechen, nicht auch, zumal an der Seite eines freigeistigen Mannes, hinreichende geistige Freiheit gewonnen haben sollte, um ihr Gewissen mit diesem Bruche selbst zu versöhnen, oder auch durch offenen Uebertritt zur protestantischen Kirche und durch Eingehung einer gesetzmäßigen Ehe den möglichen Verfolgungen ihrer Glaubensgenossen sich zu entziehen. Zwar könnte eine Aeußerung des Unbekannten darauf gedeutet werden, daß er sich strengen katholischen Grundsätzen der Dame accommodirt habe; denn als einst seine Aufwärterin ihn besonders festlich gekleidet fand, sagte er scherzend: „Wißt Ihr, warum ich so geputzt bin? Wir feiern heute das Fest aller Seelen.“ — Aber einer katholischen Bigotterie der Dame widerspricht wieder, daß dieselbe nach Beichte und Absolution niemals verlangt, ganz ohne öffentlichen Gottesdienst gelebt hat, und daß, so viel ich weiß, zwar ein katholisches Gebetbuch, aber Crucifixe, Rosenkränze und dergl. im Nachlaß der Unbekannten nicht gefunden worden sind.

Will man aber die weitere Möglichkeit annehmen, nämlich die, daß Furcht vor der Entdeckung eines Verbrechens den Umgang mit Menschen verboten habe, so treten in der Erscheinung der Unbekannten auffallende Gegengründe hervor. Niemand in der ganzen Umgegend kannte die, jedenfalls aus weiter Ferne Eingewanderten. Sie liefen also gar keine Gefahr, wenn sie, bei mäßiger Zurückgezogenheit, in Verkehr mit ihrer nächsten Umgebung traten. Im Gegentheil mußte ihnen die Klugheit sagen, daß gerade das Auffallende ihrer Zurückgezogenheit den Verdacht, den sie vermeiden wollten, erst erregen müsse. Das einzig Denkbare wäre die seltsame Annahme, daß die Dame auf der Stirne gebrandmarkt

gewesen wäre. Daraus ließe sich dann die Aeußerung der Dame (wenn diese echt ist), erklären, daß der Mann sie „aus großer Gefahr und Unglück gerettet habe;“ daraus ließe sich dies ängstliche Verbergen des Antlitzes erklären, ein Verbergen, welches mit solcher Consequenz durchgeführt wurde, daß noch 6 bis 10 Jahre nach der Ankunft der Dame in ihrer nächsten Umgebung die Meinung festsaß, die Dame habe einen Schweinerüssel. Aber wie dann die grüne Brille erklären? und wie, daß nach dem Tode der Dame Mehrere sie sahen, ohne ein solches Brandmal zu bemerken? Oder war vielleicht die Stirn der Todten bedeckt? Oder war das Märchen, es sei eine Wachspuppe begraben worden, eine Wahrheit?

Statthafter scheint die dritte Annahme, daß in den Mauern des Schlosses ein großes politisches Geheimniß sich verborgen habe. Und zwar gibt die Betrachtung der äußeren Erscheinung zunächst die Vermuthung an die Hand, daß der Unbekannte die Gefangenschaft einer Dame von großer politischer Bedeutung bewacht habe. Nur ungemeine Zwecke scheinen den Aufwand von außerordentlichen Mitteln rechtfertigen zu können — die Aufopferung eines ganzen Menschenlebens, die großen Summen, die nach und nach verwendet wurden, in 40 Jahren doch wenigstens 300,000 Fl. — Aus der Besorgniß, daß die Dame den ersten Menschen, der ihr nahe, zur Befreiung aus ihrer Gefangenschaft anrufen werde, scheint, äußerlich genommen, die ängstliche Absperrung der Dame erklärt werden zu können. Aber die Blicke, die wir in das innere Leben des Unbekannten haben thun lassen, scheinen einem solchen Verdachte zu widersprechen — obgleich dabei allerdings erwogen werden muß, daß wir den Charakter des Unbekannten fast allein nach

den eigenen Aeußerungen desselben und in der Voraussetzung, daß diese aufrichtig gewesen seien, beurtheilen.

Es finden aber dieselben Umstände auch ihre Erklärung bei Annahme einer mehr oder weniger freiwilligen Gefangenschaft, immer wieder vorausgesetzt, daß die Gefangenschaft eine Person traf, die politisch in ausgedehnten Kreisen bekannt, vielleicht durch deutliche Spuren von Familienähnlichkeiten leicht erkennbar war. Manche Gründe lassen sich für eine solche Annahme aufbringen.

Es ist zuvörderst beachtenswerth, daß man im Jahre 1803 oder 1804 in Ingelfingen bei der Dame eine auffallende Aehnlichkeit mit der Tochter Ludwig's XVI. zu finden glaubte, daß man geneigt war, sie selbst dafür zu halten, und daß der Unbekannte, der ohne Zweifel von dieser Vermuthung Kenntniß erhielt (denn darauf scheint seine Aeußerung im Jahre 1837 „Man hat mir sogar den Titel Monseigneur gegeben," hinzudeuten), alsobald die Stadt verließ, durch eine erdichtete Todesnachricht seine Spur von der Erde zu verwischen suchte und von nun an, wie während seines ganzen Aufenthalts in unserer Gegend, das Gesicht der Dame mit weit größerer Aengstlichkeit verbarg und überhaupt in weit strengerer Zurückgezogenheit lebte, als in Ingelfingen.

Im Zusammenhalte mit jener Vermuthung der Ingelfinger erscheint die Wahrnehmung des Herrn v. B. merkwürdig, der, ohne je von ähnlichen Vermuthungen gehört zu haben, in dem Gesichte der Dame eine auffallende Aehnlichkeit mit den Bourbonen fand.

Es ist ferner bemerkenswerth, daß der Geistliche in Eishausen, der ebenfalls von einem frühern Aufenthalte des Unbekannten in Ingelfingen und von den Vermuthungen, die sich dort an die Dame knüpften, durch-

aus nichts wußte und überhaupt eine vorgefaßte Meinung von einer politischen Bedeutung der Dame nicht hatte, dennoch später, aber schon lange vor der Wahrnehmung des Herrn von B., ebenfalls, zunächst durch das oben erwähnte Siegel mit den drei Lilien, auf die Spur der Bourbonischen Familie geleitet wurde. Dasselbe Siegel hat in weit späteren Jahren, neben hundert charakterlosen, auch die Witwe des Geistlichen ein Mal auf einem an sie gerichteten Briefe gesehen. Die drei Lilien waren deutlich zu erkennen; auch die Krone schien bemerkbar, doch nicht mit Sicherheit zu erkennen. [1]) — Als nach dem Tode des Grafen der Nachlaß der Gräfin öffentlich versteigert wurde, fand man darunter mehrere Hemden, deren eingenähtes Zeichen in drei Blumenstengeln bestand, die man für nichts Anderes als für drei Lilienstengel halten kann. Bei dieser Entdeckung wird man nothwendig an jene Erklärung des Grafen nach dem Tode der Gräfin erinnert: „Ich würde den ganzen Nachlaß der Dame zum Besten der Armen überlassen haben, mit Ausnahme von einigen Hemden und Roben."

Ich erkenne sehr wohl, daß ich das Vertrauen zu der Nüchternheit meiner Kritik gefährde, wenn ich den abenteuerlichen Spuren, welche zu der Höhe eines Königsthrons zu führen scheinen, noch einige Schritte weiter nachgehe. Indeß selbst auf diese Gefahr hin soll es geschehen. Ich will daher noch bemerken, daß, während

---

1) Es liegt der Gedanke sehr nahe, daß der Unbekannte in seinem langen Leben in dem stets unzugänglichen Schlosse es nicht versäumt habe, über oder unter der Erde, in Wänden oder unter den Dielen, verborgene Behälter anzulegen, in welchen auch für den Fall einer plötzlichen Ueberrumpelung, und selbst noch für den Fall seines Todes die Documente seines Geheimnisses (Briefe, Petschafte, bezeichnende Schmucksachen rc.) vollkommen gesichert sein konnten.

der Geistliche die Entdeckung an den Siegeln nirgends verlauten ließ und überhaupt in unserer Gegend der Gedanke an eine fürstliche Geburt der Dame, so viel ich weiß, nirgends Grund faßte, im Jahre 1824 oder 1825 eine französische Zeitung (ich erinnere mich leider nicht mehr, welche) die mysteriöse Notiz enthielt: man habe in einem verborgenen Winkel von Thüringen die Spur einer längst verschwundenen französischen Prinzessin entdeckt, möge aber wol Gründe haben, diese Spur nicht zu verfolgen. [1]) — Eine solche Annahme würde das respectvolle Benehmen des Herrn gegen die Dame erklären, die Wichtigkeit, die er selbst auf das Geheimniß der Dame legte, seine Aeußerung gegen den Arzt: „Die Dame würde Opfer von Ihnen verlangt haben; Sie wissen gar nicht, welche Verantwortung Sie auf sich genommen hätten, wenn ich Sie zu dieser Dame geführt hätte.“ — Auch die Bemerkung des Grafen: „Sie war eine arme Waise,“ und selbst die: „Sie hatte kein Vermögen,“ ließen sich für diese Vermuthung ausdeuten. — Das Alter der Dame, wie es der Graf angab (58 Jahre im Jahre 1837), würde mit dem der Tochter Ludwig's XVI. zusammenstimmen, und es würde einem Romandichter nicht schwer werden, eine Intrigue zu erfinden, wodurch diese echte Königstochter, halb mit Gewalt, halb freiwillig, ins Schloß nach Eishausen verbannt und eine untergescho-

1) Diese Notiz verdanke ich einem zuverlässigen Manne, der gerade zu jener Zeit, als das Blatt erschien, sich in Geschäften des Königs von Württemberg in Paris befand, und dem man die eben erwähnte Zeitung, Erklärung suchend, vorlegte. Es ist übrigens auch denkbar, daß jene Zeitungsnachricht von einem Solchen herrühren konnte, der in Deutschland von den Unbekannten in Eishausen erfahren und in Paris eine Lösung des Geheimnisses ausgedacht hatte. In Paris vermuthete man übrigens, die Nachricht deute auf eine Prinzessin von Condé.



dene Herzogin von Angoulême an ihre Stelle gesetzt würde. Doch bin ich der Letzte, der einen solchen Roman dichten will. — Auch für die Annahme einer Prinzessin Condé ließen sich vielleicht einige Daten aufbringen, wenigstens die Theilnahme, die der Graf bei dem Tode des Prinzen von Condé äußerte, und die Versicherung, die er gegen seine Correspondentin aussprach: „man thue großes Unrecht, wenn man dem Prinzen zutraue, daß er sich selbst ums Leben gebracht habe." (Er war bekanntlich erhängt gefunden worden.)

Soll man vielleicht aus dem hohen Stande der Dame auch noch die Annahme herleiten, daß der Unbekannte mit derselben in keinem vertrauteren Verhältnisse gestanden habe? Diese Frage wird unter allen Fällen interessant sein. Es ist wenigstens seltsam: damals, da Beide in dem blühendsten Lebensalter standen, höchst wahrscheinlich erst sehr kurze Zeit verbunden waren, äußerte der Graf mit Wehmuth: „Daß ich doch so glücklich wäre, Kinder zu besitzen!" Aber es ist auch schon darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Erfüllung eben dieses Wunsches, die doch unter gleichen Verhältnissen sehr natürlich zu erwarten war, die Schranken des Geheimnisses mit einem Male niedergerissen haben würde, und es ist und bleibt immer sehr merkwürdig (wenn nicht bedenklich), daß ein vertrautes Verhältniß, wie es doch wol anzunehmen ist, eben da kinderlos blieb, wo Kinderlosigkeit nothwendige Bedingung zur Erreichung des Lebenszweckes war.

Es braucht übrigens kaum erst erwähnt zu werden, daß die Gründe, die wir für die Annahme einer fürstlichen Herkunft der Dame angeführt haben, zu einem Beweise durchaus unzureichend sind, und daß eben

dieser Annahme die schlichte Bezeichnung der Dame: „Sophia Botta, ledig, bürgerlich, aus Westfalen," wie sie der Graf gab, geradezu widerspricht, wenn anders man geneigt ist, diese Angabe für Wahrheit zu halten.

Wenn aber auch, was ich keineswegs für unmöglich halte, die Dame ohne alle politische Bedeutung war, so ist doch gewiß, daß auf ihr das eigentliche Geheimniß ruhte. Und auf diesen Umstand und auf das rein psychologische Interesse des Gegenstandes wünsche ich die nüchterne Kritik der Leser auch für Auffassung des Nachfolgenden zurückzulenken.

---

12. Die Presse über den Grafen.

Die Presse, die während des Lebens des Grafen sein Geheimniß mit seltener Discretion behandelt hatte, bemächtigte sich alsobald nach seinem Tode aller Materialien, die irgend zu einer Schilderung seines Lebens dienen konnten; die widersprechendsten Märchen und Hypothesen traten hervor; nur wenige Zeitungen brachten ernste und würdige Artikel über den Gestorbenen, keine gab volle Wahrheit; einige Broschüren erschienen — es waren theils Romane, aus dem dürftigsten Stoffe der Wahrheit gewoben, theils selbst erfundene Geschichten. Nirgends war Wahrheit. Seltsam, daß derselbe Mann, der 40 Jahre lang von der Justiz und der öffentlichen Meinung für unverdächtig gehalten worden war, nun mit seinem Tode auf ein Mal in die Reihe geheimnißvoller Verbrecher, oder politisch Geächteter versetzt wurde. Die Artikel, welche damals durch die öffentlichen Blätter liefen, hatten zum größten Theil die Tendenz

solcher Verdächtigung. Doch fehlte es auch wenigstens nicht ganz an solchen, welche, im Hinblick auf ein 40 Jahre lang nur durch Wohlthaten sich äußerndes Leben die Ehre des Grafen auf das Entschiedenste vertheidigten. Einen Artikel der letzten Art (der in der Augsb. Allgemeinen Zeitung, Beilage 130 vom Jahre 1845) erschien, theilen wir nachfolgend im Auszug mit:

„Vom Rhein. Ueber den zu Eishausen bei Hildburghausen verstorbenen «Grafen Varel de Versay», der auch noch andere Namen führte, sind in jüngster Zeit so viele grundlose Gerüchte durch die Tagesblätter gegangen, daß man sich in der Lage sieht, diesen hiermit entgegenzutreten. Graf Varel de Versay — so hieß er eigentlich nicht, obgleich er ein Recht auf diesen Namen hatte — wohnte früher nicht in dem angegebenen Orte, sondern zuerst in der Rheingegend, dann an einem andern Orte, den anzugeben man nicht ermächtigt ist, und kam vor etwa 40 Jahren, in Folge von politischen Vorgängen, nach Hildburghausen, um daselbst ruhig und unbekannt zu leben. Bald nach seiner Ankunft überreichte er der damaligen Herzogin von Hildburghausen ein Schreiben von sehr hoher Hand, theilte ihr die Gründe mit, weßhalb er unbekannt bleiben wollte, was die Fürstin gern gewährte, und stand später mit derselben hohen Frau noch lange in Correspondenz.[1]) Letzteres dürfte in Hildburghausen wol noch bekannt sein, weßhalb es eine Verletzung der Pietät ist, wenn ein Zeitungscorrespondent vermuthend ausspricht, der Graf

---

1) Diese Notiz ist, wie schon oben gesagt, obschon während des Lebens des Unbekannten allgemein für wahr angenommen, doch unrichtig. Der Graf war ohne Empfehlungsbriefe nach Hildburghausen gekommen.

habe der Fürstin etwas weißgemacht. Ob der dermalige Landesherr, der jetzige Herzog von Sachsen-Meiningen, von den Verhältnissen des Grafen unterrichtet war, weiß man nicht anzugeben, aber er hatte jedenfalls Takt genug, den Grafen, der schon 20 Jahre im Lande lebte und so viele Wohlthaten ausübte, in seiner Ungestörtheit zu lassen und bei einem gewissen Vorkommniß den Behörden deßhalb Anweisung zu geben. Seine Hand streute überall eine Menge Wohlthaten aus und manche Thräne hat er getrocknet, sodaß selbst die Stadtbehörde einen schicklichen Anlaß benutzte und ihm das Bürgerrecht schenkte. Nachdem also der Graf fast 40 Jahre in der Gegend von Hildburghausen gelebt und während dieser ganzen Zeit es Niemand gewagt hatte, auch nur ein Mal eine schlimme Vermuthung gegen ihn öffentlich zu äußern, treten plötzlich jetzt, wo er sich nicht mehr vertheidigen und den Verleumdern die Stirne bieten kann, verschiedene unberufene Leute auf und schleudern Vermuthungen gegen den edeln Mann, welche nur von gemeinen Verbrechen reden. Obwol man sich nicht für befugt hält, Verhältnisse zu erörtern, über welche der Graf stets Stillschweigen beobachtete und wonach zu fragen Niemand berechtigt ist, so fodert doch die Pietät gegen den Verstorbenen, daß man Nachfolgendes der Oeffentlichkeit übergibt. Der Graf stammt aus einer alten vornehmen Familie und gelangte in eine Sphäre, wo er mancherlei wichtigen Ereignissen nahestand und von woher ihn einige noch jetzt Lebende wol kennen dürften. Die politischen Ereignisse zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts veranlaßten ihn, seinen Wohnort mehrmals zu verändern; auch verlangte es ein Mal sogar seine Sicherheit, sich den Nachstellungen seiner Feinde zu entziehen. So kam er nach dreimaligem Orts-

wechsel nach Hildburghausen, wo er auf hohe Briefe hin eine sichere Wohnstätte fand. Als die Verbündeten gegen Frankreich zogen, gedachte der Graf, Hildburghausen zu verlassen und reiste an den Rhein, um mit einem Diplomaten Rücksprache zu nehmen, aber den Kaiser Alexander sah und sprach er in Frankfurt nicht. Nun erhielt der Graf seine Güter zurück, darunter ein schönes Gut an der Seeküste; der größte Theil seines Vermögens lag aber in der englischen und holländischen Bank und durch einen dieser Banquiers ging seine ganze Correspondenz. Die Gründe, die den Grafen ursprünglich zu so strenger Zurückgezogenheit bewogen hatten, fielen nun zwar hinweg, aber schmerzliche Erinnerungen und der Rath von hoher Seite hielten ihn ab, die Heimat wieder aufzusuchen, und so beschloß er, in Hildburghausen zu bleiben, wo man sein Geheimniß ehrte und er außer aller Berührung mit Menschen bleiben konnte, da er durch traurige Erfahrungen das ganze Leben hindurch eine Art Menschenhaß [1]) in sich eingesogen hatte. Später, nach einer Reihe von Jahren, ergab sich wieder eine Veranlassung für den Grafen, von Hildburghausen zurückzukehren, aber die Gewohnheit siegte über ihn, sodaß er beschloß, da zu sterben, wo er so lange gelebt und auch seine Begleiterin Ruhe gefunden hatte. Diese Begleiterin vorzüglich ist es, welche leichtfertige Correspondenten zu Vermuthungen veranlaßten, die den Grafen als Verbrecher erscheinen lassen und Ursache zu diesen Zeilen sind. Die erwähnte Dame lebte durchaus ganz freiwillig bei dem Grafen in solcher Abgeschiedenheit; auch trug sie nie eine Larve, und nur um den Blicken der Zudringlichen auszuweichen, ließ sie häufig

---

1) Davon findet sich keine Spur.

den Schleier nieder. Viele (?) haben sie in ihrem Leben von Angesicht gesehen und selbst die Leichenträger sahen sie noch im Sarge. Daraus folgt doch gewiß, daß sie sich nicht vor den Menschen zu verbergen brauchte; auch hätte sie täglich Gelegenheit genug gehabt, den Grafen zu verlassen und die Freiheit zu suchen, wenn wahr wäre, was die Correspondenten sagten, daß der Graf sie gefangen gehalten hätte wie Kaspar Hauser, eiserne Maske und dergl. Daß die Dame ihre Befehle nicht mündlich zu geben pflegte, kam einfach daher, daß sie nicht deutsch reden konnte.[1]) Ein Verbrechen oder Vergehen liegt also überall nicht vor, und daß auch die meiningische Regierung keinen Grund zu solchen Vermuthungen sah, beweist der Umstand, daß sie die ganze Zeit hindurch nicht in die Geheimnisse des Grafen einzudringen suchte, während sie sich doch wahrlich von dem Vorwurfe freihalten mußte, ein Verbrechen zu dulden und zubefördern. Da es des Grafen bestimmter Wunsch gewesen, daß auch nach dem Tode seine Verhältnisse unbekannt blieben, so hat er alle darauf bezüglichen Papiere theils in geeignete Hände gelegt, theils vernichtet, jedoch durch Testamente, die er längst bei seinem Banquier niedergelegt hat, über seinen Nachlaß in rechtlicher Form verfügt. Das eine, auf Hildburghausen Bezug habende, worin für seine Diener und wohlthätige Zwecke all sein dortiges Vermögen bestimmt wurde, ist wahrscheinlich nach Eishausen zurückgekehrt;[2]) sollte aber dieses nicht der Fall sein, so wird nach des Grafen An-

---

1) Aus dem, was wir mitgetheilt, geht hervor, daß die Dame deutsch sprach, und wenn der Brief, den der Graf mittheilte, wie wir nicht zweifeln wollen, echt ist, daß sie auch deutsch schrieb.

2) Ein solches Testament ist nicht zum Vorschein gekommen.

ordnung (wenn diese nicht inzwischen geändert wurde), auf die gerichtliche Todesanzeige im amsterdamer Handelsblad, dem hamburger Correspondenten und dem pariser Moniteur dasselbe ausgefolgt werden und vielleicht eine mit der Ausführung des letzten Willens beauftragte Person in Hildburghausen erscheinen. Inzwischen dürfte es Pflicht der Behörde sein, den Nachlaß unversehrt Jahr und Tag zu belassen. Das langbewährte Geheimniß zu erforschen, ist die Behörde jetzt nicht mehr befugt, nachdem sie es zu Lebzeiten des Grafen nicht gethan; läge aber sogar die Vermuthung eines Verbrechens vor, so wäre ohnehin mit 40 Jahren eine Verjährung längst eingetreten und der Graf hätte nicht nöthig gehabt, unbekannt zu bleiben, da er ohnehin früher nicht in Deutschland gelebt hatte. Mehr darüber zu sagen, sind wir nicht ermächtigt. Für die wenigen noch lebenden Männer, welche den Grafen vor einem halben Jahrhundert kannten, wird beigefügt, daß die nöthigen Anknüpfungspunkte allein in Holland zu suchen sind, und man ist überzeugt, daß bei fortgesetzten Verleumdungsversuchen einer dieser wenigen sich erheben und durch seine Worte dieselben niederschlagen wird, da diese Zeilen gewiß einem derselben zu Gesicht kommen."

Der Kritik der Leser überlassen wir es, zu entscheiden, ob der Verfasser des vorstehenden Artikels wirklich einen Blick hinter den Schleier des Geheimnisses gethan hat, oder die Rolle eines Eingeweihten nur fingirte. Uns selbst scheint Manches für die letzte Annahme zu sprechen; wir denken daran, daß der Artikel von einem wohlmeinenden Mann in der Nähe des Schlosses herrührt. Dies angenommen, ist die Correspondenz bezeichnend für die Meinung und die Ansichten, die sich in der

nächsten Umgebung des Grafen über denselben gebildet hatten.

---

13. Die gerichtlichen Erörterungen und Versuch einer Kritik derselben.

Sofort nach dem Tode des Grafen hatte das Kreisgericht zu Hildburghausen den Nachlaß unter Siegel gelegt. Es nahm eine Untersuchung der Papiere vor. Das wesentliche Ergebniß dieser Untersuchung findet sich in der gerichtlichen Edictalladung, die ich hier mittheile.

„(Edictalladung.) Seit dem Jahre 1806 hat ein fremder Herr, welcher sich Vavel de Versay nannte, das Schloß zu Eishausen im hiesigen Gerichtsbezirke als Miethmann bewohnt. Dieser Herr ist am 8. April d. J. ohne bekannte Erben und ohne hier letztwillig verfügt zu haben, verstorben. Es ist daher sein Nachlaß unter Siegel gelegt, gerichtlich verzeichnet und dabei befunden worden, daß derselbe an Immobilien, Mobilien und baarem Geld, rücksichtlich im Schätzungswerthe, 15,100 Fl. rhein. beträgt. Bei Gelegenheit dieser Inventarisation haben sich verschiedene Papiere gefunden, aus welchen fast ohne Zweifel hervorgeht, daß der Verstorbene, nicht wie er sich nannte, sondern Leonardus Cornelius van der Valck geheißen hat, am 22. September 1769 in der katholischen Kirche zu Amsterdam getauft war, und daß sein Vater Adrianus van der Valck, seine Mutter aber Maria Johanna van Moorsel geheißen habe. Ferner geht aus jenen Papieren hervor, daß L. C. van der Valck zuerst Offizier in der französischen Armee, später aber und bis ins Jahr 1799 Secretair bei der hollän=

dischen Gesandtschaft in Paris gewesen, und darauf mit Reisepaß vom 1. Juni 1799 nach Deutschland gegangen ist."

„Endlich ist aber auch aus den Papieren des Verstorbenen ersichtlich, daß er bis an seinen Tod mit seinen Verwandten in Amsterdam in stetem Briefwechsel gestanden hat."

„Da nun, wie oben erwähnt, dem Gerichte nicht bekannt ist, ob der Verstorbene irgendwo ein Testament errichtet hat, und wer sonst seine Erben geworden sind: so werden alle diejenigen, welche Erbrechte oder sonstige Ansprüche an den Nachlaß des obengenannten Herrn Vavel de Versay oder Leonardus Cornelius van der Valck zu haben glauben, edictaliter hierdurch vorgeladen,

Dienstag den 30. Juni 1846

vor dem unterzeichneten Gerichte legal zu erscheinen, ihre vermeintlichen Ansprüche oder Foderungen in diesem Termin gehörig anzumelden, und darauf das Weitere zu gewärtigen, bei Vermeidung daß die Vorgeladenen, welche nicht erscheinen, ihres Erb- oder Miterbrechts, auch aller andern Ansprüche, auf welchem Rechtsgrunde sie irgend geruht haben könnten, für verlustig geachtet, oder daß diejenigen, welche wirklich erscheinen und sich legitimiren, für die rechtmäßigen Erben werden angenommen und ihnen als solchen der vorhandene Nachlaß werde ausgehändigt werden."

„Im Uebrigen werden alle diejenigen, an welche gegenwärtige Ladung gerichtet ist, andurch angewiesen, zur Annahme der etwa künftig noch zu erlassenden Decrete am Sitz des Gerichts Bevollmächtigte mittels gehöriger Urkunden zu bestellen."

„Hiernächst ist am 25. November 1837 eine nach Namen, Stand und Herkunft völlig unbekannte Dame,

welche das Schloß gleichzeitig mit obengenanntem Herrn Vavel de Versay oder L. C. van der Valck bewohnt hat, ohne bekannte Leibeserben oder Testament verstorben. Damals ist der Nachlaß dieser Dame zwar gerichtlich verzeichnet, auf besonderes Bitten des Herrn Vavel de Versay oder L. C. van der Valck aber diesem gegen baare Erlegung des Schätzungswerthes von 1470 Fl. rhein. überlassen, diese Summe aber einstweilen als ein Depositum verwahrt worden. Unter den Papieren des mehrgenannten Herrn rc. de Versay oder rc. van der Valck haben sich indeß auch eine Reihe aus Mans im Jahre 1798 und 1799 datirte Briefe einer Frau gefunden, welche ohne Zweifel an den mehrgenannten Verstorbenen gerichtet und mit

Angés Berthelmy née Daniels

unterzeichnet sind. Der Inhalt dieser Briefe, verbunden mit andern Umständen, lassen die Annahme zu, daß die Verfasserin der Briefe mit der am 25. November 1837 im Schlosse zu Eishausen verstorbenen Dame vielleicht identisch gewesen sein könnte. Erst in den letzten Tagen ist uns aber von Seiten des hiesigen Hofkirchenamtes auf Verlangen noch mitgetheilt worden: Herr de Vavel habe gleich nach dem Tode seiner Lebensgefährtin der pfarramtlichen Auffoderung zur Angabe des Namens rc. derselben zu entsprechen sich geweigert, später aber, auf das Versprechen, seine Angaben bis nach seinem Ableben verschwiegen zu halten, erklärt, sie heiße Sophia Botta, sei ledigen Standes, aus Westfalen und 58 Jahre alt."

„Ob indeß diese Angaben gegründet sind, oder nicht, ist bis jetzt nicht zu ermitteln gewesen."

„Es werden daher nunmehr auch alle diejenigen, welche an den Nachlaß der fraglichen unbekannten Dame

Erb- oder sonst irgend welche Ansprüche zu haben glauben, andurch vorgeladen, in dem oben bestimmten Termine

den 30. Juni 1846

vor dem unterzeichneten Gerichte gehörig zu erscheinen und ihre Ansprüche anzumelden, unter der Verwarnung, daß die Nichterscheinenden mit ihren etwaigen Erb- oder sonstigen Rechten für ausgeschlossen und derselben für verlustig erklärt, der in Gewahrsam befindliche Nachlaß aber entweder denen, welche erscheinen und sich dazu legitimiren, oder dem Fiscus, als herrenloses Gut, werde hinausgegeben werden."

Beschlossen Hildburghausen im Herzogthum Sachsen-Meiningen, am 2. Juni 1845.

Herzoglich S. M. Kreis- und Stadtgericht daselbst.

E. Rommel."

In Folge dieser Bekanntmachung erschien ein Herr van der Valck aus Holland, von einem Rechtsanwalt begleitet, in Hildburghausen, wußte sich als Verwandter des Leonardus Cornelius van der Valck zu legitimiren und erhielt den Nachlaß des „Grafen" ausgehändigt. Man vernahm bei dieser Gelegenheit, daß die Verwandten des Verstorbenen ein schwunghaftes Handelsgeschäft betreiben.

Die Leser werden nun vielleicht meinen, mit diesen Nachrichten sei die Glorie meines wunderbaren Einsiedlers merklich getrübt und sein Geheimniß habe eine ziemlich alltägliche Lösung gefunden.

Aber auch angenommen, daß in diesen actenmäßigen Daten die Lösung des Geheimnisses wirklich gegeben wäre, und daß hinter dem weggezogenen Schleier weder

der grauenhafte Anblick eines Verbrechens, noch der Glanz eines politisch großen Lebens sich zeigte, so müßte doch noch gefragt werden, ob denn die psychologische Merkwürdigkeit dieses 40jährigen Einsiedlerlebens an Bedeutung verloren habe, oder ob sie nicht vielmehr eben durch die Annahme erhöht werde, daß die Verbannung des wunderbaren Mannes eine freiwillige war.

Aber jene Annahme selbst, welche das Geheimniß als enthüllt betrachtet und nichts weiter als eine psychologische Merkwürdigkeit übrig läßt, ist ganz unstatthaft.

Das Geheimniß ist noch nicht enthüllt. Selbst die einzige Entdeckung, die man gemacht zu haben meint — der Name — ist noch nicht constatirt. Ich wage dies zu behaupten, ohne damit die Umsicht und Gewissenhaftigkeit des Gerichts auch nur im Entferntesten zu bezweifeln.

Sehen wir die angebliche Entdeckung etwas näher an.

Unter den Papieren, die man in der Wohnung des Verstorbenen findet und deßhalb für sein Eigenthum hält, befindet sich ein Paß auf den Namen Leonardus Cornelius van der Valck und ein Taufzeugniß, auf denselben Namen lautend. Was ist daraus zu folgern? — Unter gewöhnlichen Umständen allerdings die sehr wahrscheinliche Annahme, daß der Verstorbene Inhaber des Passes gewesen sei, und daß dieser und der entsprechende Taufschein die Personalien desselben enthalten. Eine Gewißheit aber kann sich in dem vorliegenden Falle um so weniger ergeben, als die Personalbeschreibung des 30jährigen Gesandtschaftssecretairs, die im Jahre 1799 ein pariser Paßexpedient gab, in ihrer Vergleichung mit dem 76jährigen Greis, den das Gericht im Jahre 1845 auf dem Todtenbette besichtigte, zu keinem nur irgend beweisenden Resultate führen konnte. Es bleibt also bei der

Vermuthung; aber diese Vermuthung selbst, soviel sie unter gewöhnlichen Umständen für sich hat, verliert an Grund unter den ungewöhnlichen Umständen, die wir bei dem Todten in Eishausen finden.

Der Graf trug nicht, wie andere Leute, seinen Paß mit sich herum, um ihn zu seiner Legitimation andern Leuten unter die Augen zu halten. Er hat seit 40 bis 45 Jahren nirgends einen Paß vorgewiesen; er hat dies vielmehr unter allen Umständen verweigert. Seit mehr als 40 Jahren schien sein ganzes Leben an die Aufgabe geknüpft, seinen Namen zu verhüllen, das Publikum mit einem falschen Namen irrezuführen. Und nun soll man glauben, daß der Mann, der seit fast einem halben Jahrhundert mit der ganzen Zähigkeit seines Wesens das Geheimniß seines Namens gehütet, dieses mit sterbender Hand von den sieben Siegeln gelöst und es zur leichtern Kenntnißnahme des Gerichts neben seinem Sterbelager ausgebreitet habe? Und dieses soll er gethan haben aus dem einzig denkbaren Grunde, um seinen reichen Verwandten, die er nie gesehen, eine kleine Erbschaft von 15,000 Gulden einzuliefern? Denn mit der bloßen Nennung seines Namens war ja nur dies erreicht; er hatte nicht die Enthüllung des Geheimnisses seines Lebens, wozu ihn vielleicht auf dem Sterbebette sein Gewissen oder wohlmeinende Rücksichten hätten drängen können, gegeben, sondern nur einige Daten, die er doch 40 Jahre lang zu verschweigen Grund hatte. Sieht eine solche Halbheit dem Manne ähnlich, dessen Leben und Wesen wir beschrieben haben?

Die natürlichere Annahme wäre fast die, daß der Mann, der mit dem Namen Vavel de Versay hatte irreleiten wollen, auch mit dem Namen L. C. van der Valck täuschte. Er brauchte zu dieser letzten Täuschung kein

anderes Mittel, als: Paß und Taufschein eines Herrn L. C. van der Valck, die er vielleicht durch irgend einen Zufall oder mit Absicht einmal in seine Hände bekommen hatte, unberührt unter seinen Papieren liegen zu lassen.

Das Gericht hat nun zwar neben jenen beiden Documenten noch andere Papiere gefunden — eine Reihe von Briefen, aus welchen hervorgeht, daß die Verwandten des L. C. van der Valck von Holland her mit dem Geheimnißvollen im Schlosse bis zu seinem Tode in Correspondenz standen und diesen also wol selbst für den L. C. van der Valck hielten. Indeß auch diese Papiere konnten einen evidenten Beweis der Identität der Personen nicht liefern; und das Gericht hatte daher ganz Recht, nicht mehr zu sagen, als: „aus den Papieren (an sich) geht fast ohne Zweifel hervor, daß der Verstorbene, nicht wie er sich nannte, sondern L. C. van der Valck geheißen hat.“

Und hat nun der Herr van der Valck, welcher im Termine am 30. Juni 1846 erschien und Erbansprüche anbrachte, etwa die noch fehlenden Beweisgründe beigebracht? Nur so viel scheint gewiß: er hat den Nachweis geliefert, daß die van der Valcks in Holland mit demselben Manne, dessen Papiere im Schlosse zu Eishausen sich finden, als mit ihrem Verwandten correspondirt haben, und daß derselbe aus dem Valck'schen Familienvermögen Renten bezogen hat. Es verlautet aber zugleich in sehr glaubwürdiger Weise, daß das Gericht trotz dieses Nachweises Anstand genommen habe, den Nachlaß des Einsiedlers der Familie van der Valck auszuantworten, und daß die Aushändigung dieses Nachlasses erst mit Hilfe diplomatischer Vermittelung, welche die holländische Gesandtschaft bei dem Gouvernement in

Meiningen eintreten ließ, erlangt worden sei. Wir zweifeln nicht, daß diese Auslieferung ein Act der Billigkeit war; denn es scheint ja der Beweis geliefert, daß der Nachlaß des Unbekannten aus van der Valck'schen Renten angesammelt worden war, und es wurden auch die Rechte dritter Personen nicht verletzt; denn solche waren in dem Präclusivtermine nicht angemeldet worden und daher rechtlich erloschen, und die Erbschaft fiel, wenn die van der Valck'schen Ansprüche aus Mangel hinreichender Begründung zurückgewiesen wurden, als herrenloses Gut dem Fiscus zu, der damit nach Gutdünken schalten konnte. Gewiß ist mir aber dies, daß ein evidenter Beweis der Identität nicht geliefert worden ist, und zwar einfach aus dem Grunde, weil es überhaupt unmöglich ist, unter Umständen, wie die vorliegenden, einen solchen Beweis zu führen.

Ich gehe dabei einfach von dem Satze aus, daß das Medium schriftlicher Documente allein für die Führung eines evidenten Beweises der Identität der Person unzureichend ist. Daß Documente, die neben einem Todten sich finden, wirklich auf diesen sich beziehen, muß erst durch Zeugen dargethan werden, welche diese Person selbst und ihre Beziehung zu den Documenten aus Erfahrung gekannt haben. Eine solche Zeugenschaft aber fehlt für die im Schlosse zu Eishausen gefundenen Papiere.

Der Herr van der Valck, der mit einem Anwalte aus Holland kommt, behauptet zwar, der Verstorbene sei sein Verwandter Leonardus Cornelius gewesen; seine Behauptung wird durch Thatsachen unterstützt und gewiß durch subjective Ueberzeugung getragen. Aber der evidente Beweisgrund fehlt. Er hat den Mann im Schlosse nie gesehen; er bekennt sogar, daß nie ein Glied der Valck'schen Familie das Schloß in Eishausen betre-

ten und in dem Bewohner jenen Verwandten erkannt, ja daß unter den jetzt noch lebenden Gliedern der Valck'schen Familie nicht eines ist, welches den Leonardus Cornelius je gesehen hätte. Es ist überhaupt in der weiten Welt kein Zeuge aufzutreiben, der behaupten könnte: ich habe den Mann im Schlosse als einen van der Valck erkannt; ja, kein Mensch in der Welt kann sagen: ich habe aus dem Munde des Mannes selbst gehört, er sei ein van der Valck. Läge der Einsiedler noch auf dem Todtenbette, seine Verwandten würden suchen, die Familienzüge in ihm zu erkennen; aber so modert er schon im Grabe.

Der Fremde legt Briefe vor, welche die Valck'sche Familie aus dem Schlosse in Eishausen erhalten hat; sie stimmen zu der Handschrift von Scripturen, die man im Schlosse zu Eishausen findet; aber Niemand kann eigentlich behaupten, daß die Handschrift hier und dort die des Todten sei. Der Mann hat seine Schriftzeichen, wo er auch solche hinausgegeben hat, immer wieder sorgsam eingezogen, als fürchte er von ihnen Verrath seines Geheimnisses. Niemand hat auch nur eine Zeile aufzuweisen, von der er behaupten könnte, sie sei von der Hand des Todten geschrieben. Eine Recognition der Handschrift, welche die Verwandten aus Holland produciren, kann also nicht stattfinden.

Und der Behauptung der Familie van der Valck steht die Thatsache gegenüber, daß der Mann selbst sich öffentlich Vavel de Versay, nicht van der Valck genannt hat. Ja, jener Behauptung steht noch eine Erklärung entgegen — eine Erklärung, die der Verstorbene selbst gegeben hat, ohne einen denkbaren Zweck des Betrugs; eine Erklärung, die ihm in einem Augenblick entfallen ist, wo sein ganzes Gemüth in Schmerz aufgelöst schien, in einem Augen-

blick, wo seine Zurückgezogenheit „nur noch eine freiwillige" und von der Entdeckung seines Geheimnisses nichts mehr für ihn zu fürchten war — diese Erklärung findet sich in dem Briefe, den der Graf, mit der Versicherung, daß er von seiner Lebensgefährtin an ihn geschrieben gewesen sei, seiner Correspondentin in Hildburghausen mittheilte. In diesem Briefe wird der Mann nicht Leonardus und nicht Cornelius, sondern Ludwig genannt. Sollen wir diese Notiz, unter solchen Umständen gegeben, so leicht als Falsum über Bord werfen?

Oder muß man dennoch zu der Annahme der Identität greifen, — eben deswegen, weil die Umstände keine andere Annahme zulassen?

Nehmet ihr an, daß der Mann ein Mal einen Namen erlogen, so ist nur ein Schritt zu der andern Annahme, daß er auch ein anderes Mal gelogen und den Namen van der Valck usurpirt habe. Und sehet ihr einmal den Faden des Argwohns so weit ausgesponnen, daß er alle Maschen des Schleiers eines vierzigjährigen Geheimnisses bildet, so dürft ihr nur das Verbrechen eines Eugen Aram annehmen, und der Unbekannte ist in dem Besitz der Documente des von der Erde verschwundenen Leonardus C. van der Valck, und nur einige Vertrautheit mit den Familienverhältnissen derer van der Valck und nur eine kunstfertige Hand, die Schrift des todten Leonardus nachzuahmen, dürft ihr annehmen, und die Familie des van der Valck in Holland ist durch einen Betrug umstrickt, der thatsächlich bis zum Tode Dessen fortdauert, der ihren Namen usurpirt hat und auch nach dem Tode den wahren Namen des Betrügers der Entdeckung entzieht.

Ich will annehmen, daß die van der Valck die Spur ihres Anverwandten mit unbezweifelter Gewißheit bis

zum Anfange dieses Jahrhunderts verfolgt haben. Sie wissen wol mit Bestimmtheit, daß der Geheimnißvolle in Ingelfingen ihr Leonardus Cornelius war. Aber sie haben wol nicht die Zeitung gelesen, die damals den Tod des Mannes von Ingelfingen berichtete, nicht jenes bestimmte Zeugniß des Schwäbischen Merkurs, daß der Leonardus Cornelius schon vor vierzig Jahren gestorben war. Oder wenn der Todtgesagte nach Holland geschrieben hat: ich bin nicht todt, — ich lebe noch! — hat denn einer der van der Valcks dem Schreiber ins Auge gesehen und sich überzeugt, daß es wirklich der Leonardus Cornelius ist, der noch lebt? Nein, das Angesicht ihres Verwandten haben die van der Valck seit jener Zeit nie wieder erblickt.

Nehmen wir an, daß jene Todesnachricht wahr, daß es also nicht der echte Leonardus Cornelius war, der in Hildburghausen auftauchte, sondern sein Doppelgänger, sein Ebenbild, der dieselbe Dame, denselben Diener mit sich führte, wie jener Leonardus in Ingelfingen, dann ist leicht zu erklären, weßhalb der Mann sich in ein tiefes Geheimniß hüllte. Deßwegen, kann man sagen, hat der Namenlose sich vor der Welt vergraben, deßwegen im vierzigjährigen Gefängniß seine eigene Gestalt gehütet, daß sie nicht einem eingeweihten Auge zum Verräther seiner That werde; deßwegen hat er den van der Valcks geschrieben, daß er, ihr Vetter, nur noch unter dem Namen Vavel de Versay existire und der Welt abgestorben sein wolle, damit nicht etwa einer der vielen Bekannten des Leonardus einmal auf den Gedanken komme, nach Eishausen zu reisen, um den alten Freund wiederzusehen, und zurückbebe, wenn er einen untergeschobenen Leonardus finde; — deßwegen namentlich hat er in vierzig Jahren nie einen van der

Valck sein Angesicht sehen lassen. — Und der ergraute, schweigsame Kammerdiener, — hat vielleicht die Gestalt des todten Cornelius vor seiner Seele gestanden, als er auf seinem Todtenbette nach dem Geistlichen rief, um ihm zu beichten?

Auf den Grund äußerer Erscheinungen läßt sich allerdings eine solche Hypothese aufbauen. Aber ein Blick auf den Charakter des Unbekannten, wie wir ihn mit einigen Zügen zu zeichnen gesucht haben, wird uns wenigstens geneigt machen, einem schwarzen Verdachte, wie er sich wol an jene Hypothese knüpfen müßte, nicht Raum zu geben. Ich wenigstens halte eine Verschiedenheit der Personen für denkbar, ohne daß dadurch der Charakter meines Einsiedlers befleckt wird. Denn wenn einmal Hypothesen das wunderbare Geheimniß erklären sollen, so muß auch diese zulässig sein, daß der wahre Leonardus von Amsterdam lebend oder sterbend seinen Namen, seine Papiere, seine Renten einem Andern übertragen hat, — vielleicht aber mit dem köstlichen Vermächtniß, das dieser hüten sollte, — mit dem unbekannten Weibe. Für diese Annahme wäre es von großer Bedeutung, zu ermitteln, ob der Verstorbene neben den van der Valck'schen Renten noch andere Einkünfte bezogen. Die frühere Berechnung der Post, welche die Jahreseinkünfte des Grafen zu 12,000 Gulden angab, und die Ermittelung des Gerichts, welche nur 7000 Fl. angab, weisen, wenn sie richtig sind, auf das Dasein einer solchen Differenz hin.

Kehre ich aber selbst zu der thatsachlich am meisten begründeten Annahme zurück, daß der Geheimnißvolle, vierzig Jahre lang Unbekannte als Leonardus Cornelius van der Valck aus Amsterdam entdeckt sei, trete ich also mit diesem Namen ganz in die nackte Wirklichkeit, in

den Bereich eines vornehmen, achtbaren holländischen Handelshauses, dann erst, weit entfernt, die Erklärung zu finden, verliere ich alle Fäden zur Enthüllung des Geheimnisses im Schlosse zu Eishausen vollends aus den Händen. Was in aller Welt, so frage ich, konnte den jungen, reichen, kräftigen, geistreichen Gesandtschaftssecretair Leonardus bewegen, in seinen besten Jahren aus einer aussichtreichen Laufbahn und von der Metropole der Welt sich loszureißen? War es eine Grille, eine hypochondrische oder misanthropische Laune? Im Charakter des Unbekannten findet sich keine Spur von einer solchen Stimmung, und eine solche selbst dauert nicht fünf und vierzig Jahre lang aus, ohne wenigstens in einzelnen hellen Augenblicken in ein natürliches Verhältniß zu den Menschen zurückzuspringen. Was konnte den jugendlichen Mann bestimmen, für sein ganzes Leben sich selbst für alle seine Freunde und Bekannte sterben zu lassen, allen seinen Verwandten für immer Lebewohl zu sagen? Was konnte dem reichen, nach dem literärischen und politischen Treiben der Welt hinaus dürstenden Geiste diesen furchtbaren Bann auflegen, der ihm vierzig Jahre lang nur einige Worte an Handwerker und Bauern zu richten erlaubte, aber es nicht gestattete, ihn in mündlichen Verkehr auch nur mit einem Menschen seines Bildungsstandes zu setzen? Warum hat er sogar den Geistlichen des Orts, dem er sich mittheilte, mit dem er schriftlich lebte, nie gesprochen? Was hat diesem stürmischen Temperamente so furchtbar imponirt, daß es sich in vierzig Jahren, selbst bei manchen dringenden Veranlassungen, nie über die Grenze dieses Banns hinausreißen ließ? Was in aller Welt läßt sich denken, das ihn gefährdet hätte, wenn er den Geistlichen, dem er schrieb, auch gesprochen hätte? Wa-

rum hat der furchtlose, feurige Mann sich nicht einmal auf die Gassen des Dorfes hinausgewagt? Was wäre dabei gewagt gewesen, wenn die Bauern den Leonardus Cornelius gesehen und gegrüßt hätten? Wozu dieses Geheimniß? Und wozu der große, auffallende Apparat zur Bewahrung des Geheimnisses, der mehr verdächtigte als beruhigte? Warum hat der Mann sich einen falschen Namen beilegen lassen? Warum selbst bei allem Andringen der Regierung den Paß verweigert? Der Paß wäre ja ausreichend gewesen, er hätte die Ruhe des Einsiedlers weit vollkommner geschützt, als der Grafentitel und der Name Vavel de Versay, an den Niemand recht glaubte. Wie ruhig und unangefochten hätte man den reichen Holländer in seiner Wunderlichkeit in Eishausen fortleben lassen!

Ist es wirklich der unbedeutende und unbescholtene Gesandtschaftssecretair van der Valck gewesen, der in das Schloß von Eishausen eintrat und dort starb, dann drängen alle Umstände zu der Annahme, daß er nicht der Held des unentwickelten Dramas gewesen ist, sondern nur der Diener, — der Hüter eines großen Geheimnisses, — eines Geheimnisses, das wichtig, drängend und vielleicht lohnend genug war, um an seine Hut ein ganzes Leben, das Leben eines an Aussichten, an allen Glücksgütern und an geistiger Begabung reichen Mannes zu setzen.

Und mit dieser Annahme stehen wir wieder an der verschlossenen Zelle, in welcher die Dame dreißig Jahre lang unzugänglich lebte, spüren um den hochumbuschten Garten herum, als das einzige Stück Erde, das ihr Fuß betrat, stehen auf dem schon eingesunkenen Grabhügel im hohen Berggarten zu Hildburghausen, der die Geheimnißvolle nun für immer verschließt.

Wer ist die Dame gewesen? Welches Geschick hat das jugendlich blühende Geschöpf aus der Welt gerissen und in ein einsames Schloß begraben, das sie nur verlassen durfte, als das Grab sie in noch festere Hut nahm.

Es versteht sich von selbst, daß das Gericht diese Frage auch dem Verwandten des Cornelius Leonardus vorgelegt hat. Und was hat dieser geantwortet? — Er hat vollgiltige Documente für den Beweis seiner Verwandtschaft mit Leonardus Cornelius vorgelegt, aber er hat erklärt: Weder ich, noch meine Verwandten in Holland haben gewußt, daß unser Verwandter in Eishausen mit einer Dame lebe; wer die Dame gewesen sei, wissen wir nicht. Also seinen eigenen Verwandten hat „der Graf" das Dasein der Dame im Schlosse verhehlt?!

Was hat das Gericht über die Dame zu ermitteln vermocht?

Nichts, als daß unter den Papieren des Verstorbenen sich eine Reihe von Briefen einer Frau findet, „welche ohne Zweifel an den Verstorbenen gerichtet und mit Angés Berthelmy née Daniels unterzeichnet sind, und deren Inhalt, verbunden mit andern Umständen, die Annahme zulassen, daß die Verfasserin der Briefe mit der am 25. November 1837 im Schlosse zu Eishausen verstorbenen Dame vielleicht identisch gewesen sein könnte", — und neben dieser gerichtlichen Erhebung die Angabe des Hofkirchenamts, daß Herr de Vavel gleich nach dem Tode seiner Lebensgefährtin erklärt habe, sie heiße Sophia Botta, sei ledigen Standes, aus Westphalen und acht und fünfzig Jahre alt, — eine Erklärung, über deren Grund oder Ungrund nichts zu ermitteln gewesen.

Es werden in zahlreichen öffentlichen Blättern alle diejenigen, welche an den Nachlaß der fraglichen unbekannten Dame Erb- oder sonst irgend welche Ansprüche zu haben glauben, vorgeladen, binnen Jahresfrist vor dem Gerichte zu erscheinen; — deutsche, holländische, französische und englische Blätter excerpiren überdies die Bekanntmachung und geben ihrem Publikum das Räthsel zur Lösung; — es wird eine hübsche Erbschaft von 1470 Fl. geboten. Aber Niemand meldet sich dazu.

Die einzige Auskunft, die auf eine Spur zu helfen scheint, gibt eine Correspondenz aus Heidelberg in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Sie lautet:

„In Ihrer Zeitung ist gesagt, daß in dem Nachlasse des van der Valck sich Briefe von einer Dame Berthelmy geb. Daniels vorgefunden hätten, welche von der geheimnißvollen Dame herrühren könnten. Wahr ist, daß eine geborne Daniels, verehelichte Berthelmy, Ausgangs der neunziger Jahre in Frankreich lebte. Diese Frau, aus Cöln stammend und mit einer gräflichen Familie Foy in Paris verwandt, muß nachher im jetzigen Rheinbaiern wenigstens eine Zeit lang bei einem Verwandten gelebt haben, wo ihre Tochter, wahrscheinlich noch lebend, verheirathet war. Jener Berthelmy soll ein französicher General gewesen sein. Vielleicht führt diese Mittheilung, streng der Wahrheit treu, zu näherer Aufklärung der Geschichte."

Aber auch diese Mittheilung hat zu keiner Aufklärung geführt. Weder die Edictalladungen des Gerichts, noch die Wißbegierde und Neugierde der Journalistik des gebildeten Europa hat den Namen der Unbekannten in irgend einem Kirchenbuche, oder auch nur eine Lebensspur von ihr außerhalb des verzauberten Schlosses

aufzufinden, keinen auch noch so entfernten Verwandten der Todten aufzutreiben vermocht.

War es in unserm, Alles registrirenden Staate möglich, das Leben einer Frau so ganz spurlos von der Erde zu verwischen?

Bleiben wir zunächst stehen bei der eigenen Erklärung des Unbekannten, daß seine Lebensgefährtin Sophia Botta geheißen habe, und daß sie ledigen Standes und bürgerlicher Herkunft gewesen sei, so sprechen allerdings mehrere Umstände für die Wahrheit dieser Erklärung. Der Charakter des Grafen zeigte sich immer als wahrheitsliebend; in den vierzig Jahren seines Einsiedlerlebens hat ihn Niemand einer Lüge zeihen können; denn die Verhüllung seines Incognitos mit dem Namen Vavel de Versay war so deutlich eben nur als Verhüllung gegeben, daß sie nicht eine Lüge genannt werden kann. Auch nach dem Tode der Dame, in der großen Verlegenheit, in welche er durch das Gericht gedrängt wird, verschmäht er das zunächst liegende Auskunftsmittel, die Verstorbene für seine Gemahlin auszugeben. Er sagt bestimmt: „sie ist nicht meine Frau gewesen, ich habe sie nie dafür ausgegeben." Sollte er nun neben dieser Erklärung eine geradezu lügenhafte Erklärung zu den Acten des Hofkirchenamts gegeben haben? Sollte er gerade in der Zeit, wo sein Gemüth durch den Schmerz über den Tod seiner Lebensgefährtin besonders weich gestimmt war, sollte er mitten unter den Ausdrücken dieses tiefen Schmerzes, die er seiner Correspondentin in Hildburghausen zeigte, diese ohne alle Noth durch Angabe falscher Personalien, selbst durch Mittheilung eines Briefes, der von der Verstorbenen herrühre, mit Betrug umstrickt haben? Alles das ist sehr unwahrscheinlich! Und wenn die Dame eine Ver-

thelmy née Daniels war und wenn der Graf selbst nach seinem Tode diesen Namen durch ihre Briefe wollte offenkundig werden lassen, warum hat er dem Kirchenamte wieder einen andern Namen angegeben, da er doch, wie wir wohl wissen, überzeugt sein konnte, daß der der geistlichen Stelle anvertraute Name sicher bis zu seinem Tode verschwiegen blieb. — Wenn aber einmal der Graf mit Sophia Botta einen falschen Namen, also wol einen Namen, der gar nicht in der Welt existirte, angegeben hätte, warum hätte er noch verlangt, daß dieser bis zu seinem Tode geheim bleiben solle? Was hätte er gewagt mit dem Namen, zu dem keine Person sich finden konnte?

Nehmen wir hiernach die Erklärung des Grafen für wahr an, und also auch die Angabe, daß die Verstorbene arm, von unbedeutendem Stande gewesen und keine Verwandten habe, so ist zwar sehr begreiflich, daß Niemand zum Antritt der Erbschaft der Dame sich meldete. Aber wenn sich irgend Personalien erfinden lassen, welche die Lebensweise der Dame unerklärlich erscheinen lassen, so sind es eben die von dem Grafen erklärten Umstände. Eine arme, bürgerliche, vater- und mutterlose Waise, die keinen Verwandten mehr in der Welt hat, — diese wird in das verzauberte Schloß geführt, mit Verehrung und zartester Aufmerksamkeit wie die Herrin desselben behandelt und mit einem unsäglichen Aufwand von großartigen Mitteln, mit einer, das ganze Leben des Mannes absorbirenden Resignation von diesem dreißig Jahre lang vor den Augen der Welt gehütet, wie ein kostbares Kleinod, das, der Welt geraubt, jeden Augenblick in Gefahr steht, entdeckt und wieder zurückgefordert zu werden. Die

arme Waise, nach der Niemand fragt, wird gehütet wie eine entführte Königstochter!

Das soll also die verwaiste Sophia aus Westphalen gewesen sein, die im Jahre 1807 auf der Wiese in Eishausen hinschwebte und den „Herrn", wie einen „Diener" hinter sich hatte? Und der Herr hinter ihr, der stolze, feurige Graf, der sie, den Hut unter dem Arm, in den Wagen hebt, ist ihr Wohlthäter, ihr Erretter? Die arme Waise, zu der Niemand sich bekennen will, obschon alle Tuben der Journalistik nach ihren Verwandten rufen, — also sie ist es, die man selbst vor den Augen der Bäuerinnen von Eishausen verbergen mußte, als ob jede derselben ihr Geheimniß entdecken könnte?!

Der Schlüssel, den der Graf uns zu dem Geheimniß der Unbekannten gibt, bricht ab, sobald wir ihn gebrauchen wollen, und die dunkle Pforte, hinter der die Geheimnißvolle lebte und starb, schließt sich nur noch fester.

Wenn ich, wie ich so gern möchte, an der Wahrheitsliebe des Grafen nicht zweifeln soll, so bleibt mir nur übrig, die sachlichen Personalien, die er für die Dame freiwillig angab — nämlich, daß sie eine Waise sei und ohne Verwandte, — buchstäblich oder in bildlichem Sinne für wahr zu halten, den Namen, Sophia Botta, aber nicht für den ursprünglichen, sondern für einen, in früherer verhängnißvoller Zeit auf die aus dem Verzeichniß der Lebenden gestrichene Frau übergetragenen und von ihr angenommenen Namen.

Zu der Annahme, daß die Unbekannte die französische Briefstellerin Angés Berthelmy née Daniels gewesen sei, kann ich mich nicht verstehen, weil damit die eigenen Angaben des Grafen als unwahr, nament-

lich der von ihm so unverfänglich mitgetheilte deutsche Brief als untergeschoben betrachtet werden müßten, und weil auch andere Umstände mit einer solchen Annahme sich nicht in Einklang bringen lassen.

Damit nun aber auch der, nach dieser Seite hin sich richtenden Kritik ihr Recht werde, so will ich hier einen Aufsatz mittheilen, der mir von einer Stelle her zugesendet wurde, der ich Veranlassung hatte, meine Geschichte der Geheimnißvollen im Schlosse zu Eishausen im Manuscripte vorzulegen. Der Verfasser selbst ist mir unbekannt; aber es ist mir verbürgt und erhellet aus seinem Aufsatze selbst, daß ihm verstattet war, Einsicht in die aufgefundenen Papiere der Dame zu nehmen, und daß er mit Treue und Scharfsinn Notizen aus denselben gesammelt hat. Ich gebe den Aufsatz hier, obschon er meinem Scharfsinn ein sehr schlechtes Compliment macht und durch schwunghafte, schöne Darstellung meinen einfach referirenden Styl sehr in Schatten stellt. Ich gebe ihn, um auch Ansichten hervortreten zu lassen, welche der meinigen widersprechen.

---

14. Eine schauerliche Hypothese.

(Von einem anderen Autor.)

„Wie anschaulich und treffend auch das Eremitenleben des außerordentlichen Mannes in der uns mitgetheilten Darstellung gezeichnet ist, so sind doch die Versuche zur Lösung des Räthsels auf politischem Wege durchaus nicht befriedigend [1]).

---

1) Ich muß hier bemerken, daß die erwähnte Darstellung, als sie dem Autor der „schauerlichen Hypothese" vorlag, zwei nach der

Auf die hingeworfenen Aeußerungen des Unbekannten ist um so weniger Gewicht zu legen, je mehr ihm daran gelegen sein mußte, sich in ein mystisches Dunkel zu hüllen und die Forschenden auf falsche Spuren zu leiten. Deutlich sieht man, wie der schlaue Diplomat die Fäden des geheimnißvollen Gewebes, in das er sich einspann, fein zu weben mußte, und wie geschickt er die guten Ingelfinger, die ihn Monseigneur titulirten, eben sowohl wie die Hildburghäuser zu mystificiren verstand durch Andeutungen seiner hohen Bekanntschaften. Erst nach dem Tode seiner Gefährtin, als seine Furcht vor Entdeckung sich legte und seine frühere Zurückgezogenheit, wie er selbst sagt, zur freiwilligen wurde, lüftete er bisweilen die Maske, und bei seinem Scheiden aus der Welt läßt er, gewiß nicht ohne kluge Berechnung, die Schlüssel, nicht zu dem Ganzen seines Geheimnisses, sondern zu dessen unverfänglichem und unschuldigerem Theile zurück, — seinen Taufschein und die Briefe seiner Geliebten. Aus jenem ersieht man, daß er L. Cornelius van Valck hieß und aus einem Amsterdamer Patriciergeschlechte stammte, — aus diesen, daß er der Gesandtschaft der batavischen Republik in den neunziger Jahren attachirt war.

Von Paris aus correspondirt er mit Angés Berthelmy, geb. Daniels, einer geborenen Deutschen vom Niederrhein, deren Brüder zu Bonn, Zweibrücken und Kaiserslautern lebten. Er hatte sie vor ihrer Vermählung gekannt und geliebt, mochte aber durch seine Fa-

---

Bourbonischen Familie deutende Daten noch nicht enthielt: nämlich das Musterzeichen der Leibwäsche der Dame und die Behauptung des Hrn. v. B., daß die Dame eine auffallende Aehnlichkeit mit der Bourbonischen Familie zeige.

milie von der Verbindung mit ihr abgehalten worden sein. Sie war Mutter einer lieblichen Tochter, die ihr einziges Glück ausmachte. Denn ihr Gatte, wahrscheinlich Soldat, lebte um 1798 schon vier Jahre getrennt von ihr und ließ sie zu Mans (Dep. Maine et Loire) in dürftigen und peinlichen Verhältnissen, von seiner Familie bewacht, aus Eifersucht, weil er wol merken mochte, daß ihr Herz einem Andern gehörte und daß sie mit diesem correspondirte und reiche Geschenke von ihm erhielt. Er dringt auf Scheidung, in welche Angés jedoch nicht willigt, in der Hoffnung, daß er einst sein Unrecht noch erkennen und sich mit ihr aussöhnen werde. Van der Valck unterstützt sie von Paris aus, sendet ihrer Tochter ansehnliche Geschenke und scheint sie beredet zu haben, mit ihm nach Deutschland zu entfliehen. Sie widersteht, ihrer Pflicht getreu, beschwört ihn, sie zu vergessen, räth ihm ab, sich, wozu er aus Schwermuth sich entschlossen zu haben schien, in die Einsamkeit zurückzuziehen, dringt in ihn, doch vergeblich, eine sehr glänzende Verbindung, die sich ihm darbot, einzugehen.

Endlich, da sie die Hoffnung aufgibt, Berthelmy zu versöhnen, zeigt sie sich geneigt, in die Scheidung zu willigen, wenn Berthelmy ihr eine Pension für ihre Tochter aussetzen wolle, mit der sie sich dann zu ihrer Familie nach Deutschland wenden wollte. Berthelmy scheint dies nicht eingegangen zu sein, und so schreibt sie endlich im Herbste 1799, daß sie gesonnen sei, um ihrer peinlichen Lage in Mans zu entgehen, eine Reise nach Deutschland zu ihren Brüdern zu machen, mit denen van der Valck in Correspondenz stand. Hier schließen die Briefe. — In Deutschland nun scheint sie ihren frühern Geliebten wiedergefunden und, ohne von Ber-

thelmy gesetzlich getrennt zu sein, ihr Loos mit dem ihres Wohlthäters unzertrennlich verbunden zu haben.

Aber sie fürchten die Rache des beleidigten Gatten, der Weib und Tochter aufsucht, und diese Furcht treibt sie unstät umher, bis sie in Hildburghausen eine sichere Zuflucht gefunden haben. Doch auch da bleibt van der Valck forwährend auf seiner Hut und seine Furcht hört erst mit dem Tode des Mannes auf, von dem er sagt: wenn ein Mann etwas früher gestorben wäre, so würde ich in die Welt zurückgekehrt sein; doch nun verlohnt es sich nicht mehr der Mühe. Derselbe Mann, von dessen Aufenthalt er sich durch besoldete Agenten gewiß fortwährend berichten ließ, war es vielleicht, der 1813 mit dem Corps von Augereau über Koburg nach Eishausen kam und von dem er später sagte: „damals war ein Mann hier, der, wenn er mich gesehen hätte, mein Schicksal entschieden haben würde.“

Die Identität des Unbekannten von Ingelfingen mit dem von Eishausen scheint unbezweifelt. Seine Begleiterin zu Ingelfingen aber, im Jahre 1803, in welcher die treuherzigen Schwaben die Tochter Ludwig's XVI. zu erblicken vermeinten, wird sie wol jemand anders gewesen sein, als seine angebetete Angés? Wenn man sie bald für seine Gemahlin, bald für Ludwig's XVI. Tochter halten konnte, so mußte sie damals in den Zwanziger Jahren stehen.

Aber wie? jene Dame, die er 1810 mit sich nach Eishausen bringt, wird von den Wenigen, die sie erblickten, als eine jugendliche Schönheit von 15 bis höchstens 18 Jahren bewundert! Unmöglich war dies dieselbe, welche zu Ingelfingen mehrere Jahre vorher an seiner Seite erschien. Die Briefe lassen uns keinen Zweifel, es war der reizenden Angés, die auf Cornelius

einen so tiefen Eindruck gemacht hatte, verjüngtes Ebenbild, von welchem Angés mit Mutterstolz schrieb: „j'ose le dire, elle est bien jolie", welche damals 1798, bereits vier Jahre von dem Vater verlassen, etwa sechs Jahre, mithin im Jahre 1810 deren 17 — 18 zählte. Die Zärtlichkeit des Barons war von der Mutter auf die Tochter übergegangen, wer will sagen, in welchem Grade? Das war jene „arme Waise," wie der Unbekannte sie selbst nach ihrem Tode bezeichnet, der er, nach seinen eigenen Worten, so viele schöne Sachen aufgedrungen, die von Kind an schon, wie aus den Briefen erhellt, ihm wegen reicher Geschenke zur Dankbarkeit verpflichtet war und die Mutter oft mit Fragen bestürmte, wer ihr unbekannter Wohlthäter sei. Er hatte sie und ihre Mutter der Armuth entrissen, mit kostbaren Gaben überhäuft und mochte ihr wol vorgespiegelt haben, um ihretwillen halte er sich von der Welt zurückgezogen. Darum schreibt sie in dem Billet, welches der Graf nach ihrem Tode seiner Correspondentin zu Hildburghausen mittheilte, in so zärtlichen Ausdrücken an den geliebten „Ludwig" (auch sie hatte er über seinen Vornamen getäuscht, vielleicht sich für einen Bourbon ausgegeben), dessen tausend Opfer sie nur mit ihrer Liebe vergelten könne.

Das war die arme Mignon im Schloßgefängniß zu Eishausen, die, von aller Welt abgeschieden, ein Kind am Geiste blieb, welche, an ihren Beschützer und Wohlthäter, ihren Hüter und Tyrannen gekettet durch Dankbarkeit und Gewohnheit, mit Näschereien und Putzwaaren, Schmuck und Spielwerk für die verlorne Freiheit entschädigt wurde, die mit jenen Beutelchen, deren man nach ihrem Tode Hunderte in ihrem Zimmer fand, spielte, — das arme Kind, dem man Katzen zur Ge-

sellschaft gab statt der Menschen, das an jene schmeichelnden, falschen Thiere die Liebe verschwendete, die sie edleren Wesen zu widmen gehindert war. Das war das arme Geschöpf, wie der Kammerdiener Philipp sagt, „arm, ohne Vermögen und doch Herrin über alles,“ — Herrin und Sklavin zugleich, die nur den Blumen und Gebüschen des hoch umzäunten Serails ihre Klagen anvertrauen durfte, auch da von den Falkenaugen des vom Schloßfenster lauernden van der Valck überwacht; — die umsonst bei dem jungen Arbeiter im Winkel des Gartens beim Spital Zuflucht sucht mit den Worten: „lieber Schmidt, ich wollte Sie gern sprechen“, — denn der Graf rennt wüthend aus dem Gebüsche hervor und reißt sie hinweg; — die mit stummer Verzweiflung jeden Versuch, sich Hilfe und Freiheit aus ihren goldnen Ketten zu verschaffen, vereitelt sieht, — die zarte Taube, die umsonst sich den scharfen Krallen des Falken zu entwinden strebt. Cornelius van der Valck gibt sein Opfer nicht eher los, als bis es der allgewaltige Tod ihm abringt.

Da entflieht die erlöste Seele dem Kerker des Leibes, dessen Schönheit ihr Unheil gewesen, und findet in seligen Räumen vor dem Throne des Allsehenden Zuflucht, um dort ihren Tyrannen anzuklagen — oder für ihn zu bitten.

Wie oft mag sie aus ihrem Gefängniß zu den Sternen betend emporgeblickt haben! Kein Priester, weder derjenigen Kirche, in der sie geboren und bis zum achten Jahre erzogen war, noch jener, deren Glockentöne sie seit siebenundzwanzig Jahren von fern herüber vernahm, ohne ihren Trost genießen zu können, — weihte die Stätte des einsamen Berggartens hoch über dem Werrathale, wo, fern von Menschenwohnungen, fern von

den Ufern der Maine, an der sie das Lebenslicht zuerst erblickt hatte, der noch im Tode schöne und bewunderte Leib unter Lampenschein in schauriger Novembernacht eingesenkt ward. Das war nicht „Sophia Botta, ledig, bürgerlichen Standes, aus Westphalen, 58 Jahre alt," wie der greise Diplomat täuschend vorgab, das war eine volle, noch wohlerhaltene Schönheit von 45 Jahren, die arme Waise aus Mans, des ungestümen Berthelmy und der unglücklichen Angés Daniels unglückliche Tochter, — nicht gewaltsam, wie die wohlweislich vom Grafen angeordnete Oeffnung des Sarges an dem Grabe darthut, sondern langsam hingemordet, ohne ärztliche Hilfe, am gebrochenen Herzen dahingewelkt.

Und was war aus ihrer Mutter geworden? Konnte sie der Tochter, über deren Kinderkrankheit sie sich in den Briefen so ängstet, nicht beistehen? Hat sie eigener Wille, oder Nothwendigkeit des Schicksals, oder der Tod von ihr schon längst getrennt? War sie nicht in Ingelfingen an der Seite des Grafen erschienen?

Wahr ist es, immer sah man nur Eine Dame an seiner Seite, verschleiert oder mit grüner Brille. Aber konnte nicht bei den Reisen, die der Graf von Hildburghausen aus machte, einmal noch eine zweite Dame, im Abenddunkel, im verschlossenen Hofe, den Hausbewohnern unbemerkt aus dem Wagen gestiegen sein und in den selbst vom Kammerdiener kaum betretenen Gemächern sich verborgen halten? nicht Mutter und Tochter zugleich im verschlossenen Wagen den Grafen nach Eishausen begleiten? Die Gräber schweigen, und der Zeugen Mund ist verstummt; aber „wenn diese schweigen, so werden die Steine schreien." Und siehe, von seinem Steinhaufen richtet sich der alte Chausseewärter von Eishausen empor, ein unverdächtiger Zeuge, von

dem das Manuscript sagt: „ein nüchterner, zuverlässiger Mann, der die gräfliche Equipage oft vorüberfahren sah"; dieser hat dem Verfasser oft versichert, der Graf habe zwei Frauen bei sich, und er sagte mit Bestimmtheit: „heute ist die Alte mit ihm ausgefahren", oder: „heute hat die Junge bei ihm gesessen."

Hat den Verfasser, der die Briefe, der Schlußnote zufolge, ihrem Inhalt nach kannte, beim Niederschreiben dieser Worte keine Ahnung durchschauert? Wer mag wissen, was die innern Gemächer des Schlosses zu Eishausen geborgen haben? was hinter den stets zugezogenen Gardinen vorgegangen ist? Nur der Kammerdiener, der treue Philipp, der Vertraute des Grafen, konnte außer diesem darum wissen und mußte wol darum wissen. Was hat ihm denn so sehr auf dem Herzen gelastet, das er gern beichten wollte und nicht konnte und durfte? Wo ist die „Alte" hingekommen? wo hat sie ihre letzten Seufzer ausgehaucht? wo ihr Grab gefunden? Lassen wir den stillen Gräbern ihr Geheimniß und dem Allwissenden im Lichte das Gericht.

Gewiß, der Graf war ein ausgezeichneter Mann, von hohem Geiste, seltner, gründlicher und feiner Bildung, von hellem, durchdringendem Verstande, reicher Welterfahrung, diplomatischer Feinheit, eiserner Consequenz, tiefem Gefühle und warmem Herzen. Der Verlust seiner Liebe hatte ihn mit bitterm Haß erfüllt und schon in Paris in ihm den Gedanken erzeugt, sich von der Welt zurückzuziehen. Der Welt kann er entsagen, aber derjenigen nicht, die sein Herz besessen; er wird ihr Wohlthäter, ihr Beschützer gegen den harten Ehegatten; er flieht endlich mit ihr in einen einsamen Winkel. Da vergräbt und verschanzt er sich in seinen

Bau und weiß die Späher, die Neugierigen sowohl, als den rachedürstenden Gatten, der vergeblich nach Weib und Tochter forscht, listig zu täuschen und umgibt, um auf falsche Spuren zu leiten, sich mit einem Nimbus politischer Mysterien. Von fern schaut er geborgen auf das Gewühl der Welt; er spottet ihrer; er kann sie entbehren; er ist ja Philosoph, d. h. ein französischer Philosoph, ein Epikuräer, ein Encyklopädist, ein Jünger Diderots; er hat, was er lange erstrebt; er genießt in Ruhe sein Glück, umgibt sich mit den größten unsterblichen Geistern der gebildeten Nationen, macht sich durch Studium der Medicin selbst von ärztlicher Hilfe unabhängig; — umgeben von den Erzeugnissen des Luxus und der Eleganz der französischen Hauptstadt, im Genusse der Freuden der Tafel und der feurigsten, würzigsten Weine, im Umgange mit zwei liebenswürdigen Damen, seiner ersten Flamme und deren heranblühender Tochter, die ihm ganz ergeben sind, ihm Alles verdanken, ihn lieben, verehren, fürchten, — durch die Furcht vor Entdeckung zwar in reger Spannung und Thätigkeit erhalten, aber nicht gequält von Gewissensbissen, über die ihn sein tiefes Studium der französischen Philosophie erhebt, entsagt er der Welt.

Das ist die großartige Resignation des ehrwürdigen Eremiten von Eishausen. Er entsagt der Welt und verachtet sie; darum darf er sie auch täuschen, und er täuscht und spinnt sein Gewebe bis an das Ende seiner Tage fort. Nur der Correspondentin zu Hildburghausen vertraut er nach dem Tode seiner Gefährtin, mit der auch seine Furcht vor Entdeckung vollends zu Grabe getragen ist, daß seine Verbindung mit der Verstorbenen etwas Romantisches, einer Entführung Aehnliches gehabt habe, und im Tode ist er redlich genug, die

Maske abzulegen und der Nachwelt einen Blick in sein Geheimniß zu gönnen, doch nur einen Blick. Er hinterläßt den ersten Theil des Romans, der sein Leben ausmacht, die Briefe, — den ersten Theil, der ihn im vortheilhaften Lichte zeigt. Die folgenden Theile hat er für sich behalten und mit ins Grab genommen und es bleibt dem Leser unbenommen und überlassen, mittelst Combination und Phantasie das Uebrige zu ergänzen, als ein politisches oder bürgerliches Schauspiel."

---

15. Schlußbetrachtung.

So scharfsinnig und anziehend auch die vorstehende Darstellung und so sehr sie auch dem, nach einer schauerlichen Lösung des Räthsels gelüstenden Leser zusagen mag, so kann ich ihr doch nicht das letzte Wort in dieser Schrift lassen.

Der Verfasser meint, daß der schlaue Einsiedler auch sterbend nur die erste Hälfte des von ihm gespielten Dramas enthüllt habe. Ich glaube, daß er den Vorhang nur geöffnet hat, um durch den sichtbaren Auftritt das Auge des Zuschauers weiter von dem wahren Hergang abzuleiten.

Die Unbekannte in Ingelfingen soll die schöne Angés Berthelmy gewesen sein, die geraubte Gattin eines französischen Offiziers, die der kühne Entführer ängstlich vor dem rachsüchtigen Gatten verbirgt. Ich frage: wozu diese Entführung? wozu dieses Wagniß, vor dessen Entdeckung, wie es den Anschein hat, die beiden Schuldigen ihr ganzes Leben hindurch zittern mußten? — Der Mann hat ja selbst der Frau ledig sein wollen;

er selbst hat auf Scheidung gedrungen; diese muß also wol auch durch die Confessionsverhältnisse gestattet gewesen sein, zumal in den neunziger Jahren in der französischen Republik. Die Frau geht auf die Scheidung nur deßhalb nicht ein, weil sie auf Versöhnung mit ihrem Manne hofft und eine Pension für ihr Kind verlangt. Aber was in aller Welt kann einer Frau, die sich von einem Geliebten ihrem Manne entführen läßt, an der Versöhnung mit diesem gelegen sein? und wie mag sie um eine Pension für ihre Tochter feilschen, wenn der reiche Entführer ihr die Hand bietet? Warum nimmt sie nicht ganz einfach die Scheidung an? Dann hat sie ihre Freiheit und kann ungefährdet mit ihrem Geliebten in die Welt gehen, braucht nicht ihm und sich die Last eines Verbrechens aufzubürden, die zwar der „Epikuräer" vielleicht von dem Gewissen wegphilosophiren kann, aber deren furchtbarer Druck noch wie ein Alp auf seinem ganzen Leben lastet.

Der Referent liest in den Briefen die Erwiederung einer tiefen Leidenschaft der Liebe. Aber der schriftliche Ausdruck trügt; er steigert gewöhnlich die Empfindungen des Schreibenden, und nun vollends der galante französische Styl. Kein einziger Ausdruck enthält einen entschiedenen Beweis eines zwischen den Correspondenten bestehenden sträflichen Liebesverhältnisses.

Der Referent nimmt an, daß der Entführer auch die Tochter seiner Geliebten in den Bann seines Geheimnisses hineingezogen habe. — Das, wenn wirklich die schöne Angés bei ihm lebte, scheint mir nicht unglaublich; sondern nur darüber wundere ich mich, daß er das Kind nicht sogleich mit der Mutter zu sich genommen, sondern daß die zärtliche Mutter ihr Kind verlassen, man kann sich nicht denken, wem und mit welchen

Subsistenzmitteln hinterlassen hat. Und hat sie fliehend ihr geliebtes Kind verlassen, wer anders wird sich dessen angenommen haben, als der Vater, und dieser soll die Tochter später dem Entführer seiner Frau nachgesendet, oder auch sie sich haben entführen lassen?

Und wenn wirklich der Graf auch die Tochter in seine Einsamkeit zu sich und ihrer Mutter genommen hat, ist es irgend denkbar, daß er sie, deren Schönheit er noch nie gesehen, gleich in der vorbedachten Absicht habe kommen lassen, um seine Angés gelegentlich abzuthun und ihr die jugendliche Tochter zu substituiren? Hat er deßhalb die, seine ganze Reputation bedrohende Gefahr auf sich genommen, daß, neben der schon geheimnißvollen Dame, noch ein zweites eingeschmuggeltes weibliches Wesen bei ihm entdeckt würde? Wollte er die Tochter zu sich nehmen, so konnte er es ohne Verheimlichung ihrer Person thun. Dies war offenbar das Sicherste.

Und war es selbst die entführte Angés, die er bei sich hatte, und hat er selbst auch die Tochter noch neben ihr gehütet, so war diese auffallende, mehr verdächtigende, als sichernde Verheimlichung immer nur baarer Unsinn. Die würdige Matrone, in deren Haus er in Hildburghausen wohnte, die ehrsamen Bäuerinnen im Dorfe Eishausen würden wahrhaftig nicht dem rachsüchtigen Berthelmy in Frankreich seine Beute verrathen haben.

Vollends die Wahrheit der schauerlichen Hypothese angenommen, daß Leonardus Cornelius seine einst geliebte Angés heimlich begraben und für seine Liebe ihre jugendliche Tochter substituirt habe, ist es dann irgend denkbar, daß er die Briefe, die steten Ankläger während seines Lebens und die Verräther nach seinem Tode, auf-

bewahrt und sterbend selbst dem Gerichte überliefert haben sollte?

Die Aufbewahrung spricht nur dafür, daß die Briefe ihm, vielleicht als eine alte, nicht mehr in sein jetziges Leben greifende Erinnerung, besonders lieb waren, oder daß sie mit seinem Geheimniß nicht in Verbindung standen und in dieser Beziehung ihm ganz unwichtig erschienen. Das Gericht hat diese Umstände wohl erwogen, und der Referent des vorstehenden Aufsatzes gesteht wenigstens dieses zu, daß die entführte Angés und die im Berggarten begrabene Gräfin nicht ein und dieselbe Person sein können.

Uebrigens behauptet die oben mitgetheilte Correspondenz aus Heidelberg ausdrücklich, daß die Tochter der Angés Berthelmy, wahrscheinlich noch lebend, in Rheinbaiern verheirathet war. Warum hat sich kein Glied der Familien Berthelmy oder Daniels zur Erbschaft in Eishausen gemeldet? Ganz einfach aus dem Grunde, weil sie wissen mußten, daß die Dame im Schlosse weder ihre Angés, noch deren Tochter sein könne, da beide ihnen nie verloren gegangen waren.

Uebrigens möchten wir in dem Charakter des Grafen selbst den gewichtigsten Grund gegen die Deduction des Referenten finden. Ein junger Mann, der sich in fast jugendlichem Lebensalter aus dem bewegten, glänzenden und ihm günstigen Leben von Paris in die Einsamkeit zurückzieht, zeigt nicht eben die Neigung eines Lüstlings. Als ein solcher zeigt er sich auch nachgehends in keinerlei Weise. Ein Mann, dessen eiserne Consequenz durch ein vierzigjähriges Leben der Entsagung bewiesen ist, sieht nicht danach aus, daß er eine Geliebte, für die er eben seine ganze Existenz aufgegeben hat, bald wieder auf die Seite werfen könnte. Und

hatte er die Natur der Veränderung suchenden Liebe, so wäre er wol nicht bei dem zweiten Gegenstande derselben stehen geblieben. Und wir haben doch bereits genugsam erwähnt, daß dem Grafen in einem vierzigjährigen Leben keinerlei Unsittlichkeit zur Last gelegt werden konnte, obschon die Einsamkeit und andere Umstände leicht dazu locken mochten. Endlich sieht der kühne Widerstand des Grafen gegen die Forderung des Gerichts, sein entschiedenes Ablehnen aller Winkelzüge und jeder, auf dem Wege der Bitte zu ermöglichenden Vermittelung wahrhaftig nicht aus, wie die Angst eines vor der Entdeckung eines Verbrechens zitternden Gewissens.

So stehen wir denn am Schlusse unserer Geschichte wieder am Anfang derselben. Alle Fäden, die wir in die Hand nahmen, um den geschürzten Knoten des Geheimnisses zu entwirren, verknoten sich zu neuen Schwierigkeiten.

Das Räthsel ist ungelöst.

Doch halten wir eine endliche Lösung für möglich, ja für wahrscheinlich und geben eben diese Blätter auch mit dem Wunsche hinaus in die Welt, daß sie an den rechten Pforten die Lösung des Geheimnisses suchen. Nachtheilig kann eine solche Enthüllung des Geheimnisses, dessen Anfang und Motiv nunmehr ein halbes Jahrhundert hinter uns liegt, gewiß für Niemand sein. Diejenigen aber, die sich berufen finden, der Lösung nachzugehen, möchten wir bitten, daß sie ihre Forschung und Kritik auch nach einer Seite hin wenden, die bis jetzt noch kaum betreten worden ist, — sie mögen einmal nachsehen, ob die großartige Weltentsagung, die dort im Schlosse zu Eishausen vierzig Jahre lang geübt

wurde, vielleicht nicht nur in einem großen politischen Verhängnisse ein trauriges, sondern auch in einer bewundernswerthen Aufopferung der Freundschaft, der Liebe, oder des Patriotismus das edelmüthigste Motiv hatte.

Wir unsers Theiles hoffen, daß, wenn über dem Grabe des Einsiedlers des Schlosses von Eishausen die noch festgeschlossene Knospe des Geheimnisses sich öffnet, die erschlossene Blüthe es zeigen wird, wie sie aus einem reinen, großen, aber vielleicht unglücklichen Leben hervorgetrieben ist, und daß die Dankbarkeit nicht wird erröthen müssen, wenn sie diese Blüthe auf dem Grabe der Verstorbenen pflegt.

II. Die vermeintliche Kaisertochter.

Während des Sommers von 1768 erhielt der damalige bevollmächtigte Minister in den österreichischen Niederlanden, Graf Karl Johann Philipp Cobenzl [1]), zu Brüssel einen von Bordeaux datirten Brief, sichtbar von weiblicher Hand geschrieben, mit nicht sehr feinen Federzeichnungen von Amoretten, Pfeilen, Herzen und dergl. umgeben. Es hieß darin: er möge sich nicht wundern, daß man sich um Rath und wohlwollende Theilnahme an ihn wende. Die hohe Achtung, in der er stehe, und das Ansehen, das er bei Hofe genieße, hätten dazu vermocht. Er werde bald erfahren, wer die Person sei, die um sein Wohlwollen bitte, und es dann vielleicht nicht bereuen, es ihr gewährt zu haben. Die Antwort möge er an Demoiselle Freule zu Bordeaux adressiren. Der Brief war unterzeichnet: La Freulen, übrigens in schlechtem Französisch geschrieben. Bald darauf langte ein aus Prag datirtes Schreiben an, unterzeichnet: Johann von Weißendorff [2]), worin ihm die Demoiselle Freulen bestens empfoh-

---

1) Geb. 21. Juli 1712, früher Gesandter bei den vorderen deutschen Reichskreisen, k. k. wirkl. Geh.-Rath, mit einer Tochter des Generalfeldmarschall Palffy vermählt, † 27. Januar 1770.

2) So sagt unsere Hauptquelle. Wir möchten Weißenwolf ver-

len und er autorisirt wurde, ihr bis zur Summe von 1000 Ducaten Vorschüsse zu machen, wenn sie es bedürfe. Wenn er erfahren werde, wer die Unbekannte sei, so werde es ihn freuen, ihr nützlich gewesen zu sein, und werde er es Denen Dank wissen, die ihm dazu Gelegenheit gegeben [1]). Auch von Wien kam ein mit Graf Dietrichstein unterzeichnetes Empfehlungsschreiben, worin der Graf jedoch gebeten ward, bei den der Dame zu machenden Vorschüssen, deren Bewilligung übrigens unbedenklich sei, ihr mehrere Einschränkung bei ihren Ausgaben möglichst ans Herz zu legen. Seine Antworten auf die Briefe aus Prag und Wien blieben ohne Erwiederung, während er mit der Dame selbst in einen regelmäßigen Briefwechsel kam.

Gegen Ende des Jahres kam eine Kaufmannsfrau aus Bordeaux, eine Madame Englumée, in Handelsgeschäften nach Brüssel, und hatte auch mit dem Grafen zu thun. Er erkundigte sich nach der unbekannten Dame, und was er erfuhr, konnte nur sein Interesse für dieselbe vermehren. Sie ward hinsichtlich ihrer Schönheit, ihres anmuthigen Wesens, ihres verständigen und streng sittlichen Benehmens höchlich belobt. Madame Englumée erzählte, daß die Dame, über deren Herkunft ein geheimnißvolles Dunkel schwebe, und die eine auffallende Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Kaiser Franz [2]) habe, schon seit drei Jahren [3]) in Bordeaux lebe. Sie mache

---

muthen, wenn der Vorname paßte. Anderwärts finden wir auch Weißenstein. Aber nirgends kommen wir auf eine sichere Persönlichkeit.

1) Ganz dieselbe Wendung wie im ersteren Briefe.

2) War man mit diesem in Bordeaux so genau bekannt? Sollte die Englumée nicht gestempelt gewesen sein?

3) Kaiser Franz I. † am 18. August 1765, also gerade zu der Zeit, auf welche die Ankunft der Dame in Bordeaux verlegt ward.

ein großes Haus und sei vielleicht zu wenig ökonomisch. Der Marschall von Richelieu [1]) behandle sie mit der größten Auszeichnung.

Eines Tages schrieb ihm die Dame, die wir das Fräulein nennen wollen, da wir fast vermuthen möchten, daß bei der Wahl ihres falschen Namens eine Reminiscenz an jene Bezeichnung im Spiele gewesen ist, oder daß die französischen Berichterstatter eine damit zusammenhängende Confusion begangen haben, er solle ihr eine brüsseler Spitzenhaube im Preise von 50 Louisdor schicken, was er auch that. Bald darauf zeigte sie ihm an, daß sie ihm die Haube, die sie nur ein Mal getragen habe, zurückschicken wolle, weil sie dieselbe nicht bezahlen könne, worauf der gefällige Mann sie ihr natürlich zum Geschenk machte. Ein Dankschreiben enthielt wieder allgemeine Andeutungen, wobei er jedoch wegen weiterer Aufschlüsse auf die Zukunft, und namentlich auf eine persönliche Zusammenkunft in Brüssel vertröstet ward. Zugleich beschwerte sie sich über den österreichischen Gesandten in Paris, Grafen Mercy d'Argenteau [2]), der sich unabläßig bemühe, in ihre Geheimnisse einzudringen. Sie werde sich aber hüten, sie ihm mitzutheilen; nur dem Grafen Cobenzl werde sie sie anvertrauen; sie seien aber zu wichtig, als daß das anders als mündlich geschehen könne. Zugleich schickte sie ihm ihr Portrait, mit der Bemerkung, daß, wenn er es aufmerksam betrachte, er vielleicht Einiges von dem errathen werde, was sie

1) Derselbe war bekanntlich Gesandter in Wien gewesen, aber allerdings schon 40 Jahre früher. Er war Gouverneur von Guyenne und Gascogne.

2) Florimond Claude, Graf Mercy d'Argenteau, geb. 1722, 1757—1760 österreichischer Gesandter in Turin, dann bis 1790 in Paris, dann in den Niederlanden thätig, und am 26. Aug. 1794 als Gesandter in London gestorben.

ihm zu sagen habe. Er sah nichts darin, als das Bild eines hübschen Frauenzimmers; aber der Herzog Karl von Lothringen [1]), dem er es zeigte, wollte eine große Aehnlichkeit mit den Zügen seines verstorbenen Bruders, des Kaisers Franz, entdecken. Namentlich seien es seine Augen, behauptete er. Im Verlaufe des Briefwechsels kündigte sie ihm an, daß sie ihm zwei Portraits schicken werde, mit deren Einem er das Ihrige vergleichen möge. Als er sie nach längerer Zeit an dieses Versprechen erinnerte, entschuldigte sie sich damit, daß dieselben noch bei dem Goldarbeiter seien, der sie aus der mit Brillanten besetzten Kapsel nehmen solle. Etwa 14 Tage nachher kamen die Portraits richtig an, und erwiesen sich als die des Kaisers und der Kaiserin, das Erste von einem der bedeutendsten Portaitisten der Zeit gemalt.

Im December 1768 erhielt der Graf einen Brief, welcher datirt war: „aus meinem Bette, um zwei Uhr des Morgens, Wien." Er wurde darin wegen der guten Rathschläge, die er der Unbekannten gegeben, höchlich belobt und ihm befohlen, so fortzufahren. Graf Mercy habe sich in dieser Sache ganz anders benommen, und könne Ursache bekommen, das zu bereuen. Das arme Kind habe so viel ausgestanden, daß man sich vorgenommen habe, ihm ein Loos zu bereiten, welches ihm Ersatz bieten werde. „Sie ist mir," hieß es, „von der Person, die mir die theuerste auf der Welt war, so zärtlich empfohlen worden." Der Graf möge ihr übrigens

---

1) Karl Alexander, geb. 14. December 1712, Großmeister des deutschen Ordens, k. k. General-Feldmarschall, Statthalter in den Niederlanden, am 7. Jan. 1744 mit der Erzherzogin Maria Anna, der Schwester der Kaiserin, vermählt (geb. 14. Sept. 1718, † 16. Dec. 1744), zu Brüssel 14. Juli 1780 gestorben.

Sparsamkeit einschärfen und im Uebrigen das Geheimniß streng bewahren. Der Brief war nicht unterzeichnet, aber so gehalten, daß der Graf nicht in Zweifel sein konnte, von wem er — sein sollte. Einige Zeit darauf schrieb die Unbekannte dem Grafen, er müsse einen sie betreffenden Brief erhalten haben. Auf seine Erwiederung, daß das allerdings geschehen, und daß sie ihm in jenem Schreiben sehr empfohlen worden sei, bekam er die etwas wunderliche Antwort: sie sei ihm für seine Güte sehr verbunden; wenn sie aber in den Fall käme, eines großen Dienstes zu bedürfen, so gestehe sie, daß sie sich lieber an Gott[1]), als an die Heiligen wenden würde.

So zog sich nun das Verhältniß hin, ohne daß man Zweck und Ziel der Sache absehen konnte, ohne daß es schiene, als hätte der Graf über das Verhältniß an seinen Hof, oder einflußreiche und eingeweihte Personen desselben berichtet, und ohne daß die Unbekannte ihr angebliches Vorhaben, nach Brüssel zu reisen, ausgeführt hätte.

Auf ein Mal erhielt die Sache eine ganz andere Wendung. Zu Anfang des Sommers 1769 erhielt Graf Cobenzl Depeschen von Wien, worin ihm mitgetheilt ward, daß der französische Hof angegangen worden sei, die Frêle zu Bordeaux verhaften und unter sichere Bedeckung nach Brüssel bringen zu lassen, wo Graf Cobenzl und der Chef-Präsident Graf Neny sie vernehmen sollten. Fast gleichzeitig erhielt der Prinz Karl einen Brief von der Kaiserin, worin er angewiesen ward, mit größter Sorgfalt ein Entrinnen der Gefangenen zu verhüten, und zu diesem Zwecke nicht Mühe, noch Geld zu sparen. Es hieß darin: „Diese Unglückliche will für die Tochter

1) Also an die höchste Stelle.

unseres verstorbenen Herrn gelten; wenn dies auch nur den mindesten Anschein hätte, so würde ich sie wie meine eigenen Kinder lieben und behandeln; aber ich weiß, daß es ein Betrug ist, und ich will, daß man Alles aufbiete, den so theuren und heiligen Namen unseres Herrn nicht länger von dieser Unglücklichen entweihen zu lassen.“ Sie empfahl übrigens strengstes Geheimniß. Die Sache habe schon zu viel Lärm gemacht, und es sei zu fürchten, daß in Kurzem ganz Europa davon voll sein werde.

Die Veranlassung dieser Maßregeln, welche jedenfalls zu beweisen schienen, daß die früheren Mittheilungen, die der Graf aus Oesterreich empfangen, untergeschoben gewesen, soll in folgenden Umständen gelegen haben. Während der Reise des Kaisers Joseph II. nach Italien erhielt der König von Spanien, Karl III., ein anscheinend von jenem Monarchen herrührendes Schreiben, worin ihm mitgetheilt ward, daß der verewigte Kaiser eine natürliche Tochter hinterlassen habe, deren Dasein nur der Erzherzogin Maria Anna [1]) und einigen treuen Freunden des Kaisers Franz bekannt sei; daß sein Vater ihm diese Person sehr warm empfohlen habe, und daß sie sich gegenwärtig zu Bordeaux aufhalte. Er wünsche, daß der König von Spanien sie nach Madrid kommen, dort bei einer Dame von Stande, oder in einem Kloster unterbringen und mit allen ihrer Geburt zukommenden Rücksichten behandeln lasse, bis sich weitere Maßregeln zu ihrem Glücke treffen ließen. Er selbst wage es nicht, diese Sorge auf sich zu nehmen, weil

1) Die älteste, unverheirathet gebliebene Tochter des Kaisers Franz, geb. 6. Oct. 1738, Aebtissin des Fräuleinstifts zu Prag seit 1766, † 19. Oct. 1789.

sonst die Kaiserin von der Sache erfahren könne, der er es für ewig verborgen halten wolle. Der König, der dieses Schreiben befremdend fand, schickte es dem Kaiser nach Mailand zu, um nähere Aufklärung bittend.[1]) Der Kaiser, dem die Sache völlig fremd war, schickte den Brief an seine Mutter, worauf die geeigneten Maßregeln getroffen wurden.

Im August 1769 wurde die Dame durch den Lieutenant der Maréchaussée von Guyenne, Carel de Ferrand, der ihr vertrauter Freund war und dessen Neffe ihr vergeblich seine Hand angetragen hatte, in ihrer Wohnung verhaftet. Sobald das in der Stadt bekannt ward, meldeten sich zahlreiche Gläubiger, unter denen sich dieselbe Madame Englumée, die dem Grafen Cobenzl so viel Gutes von der Unbekannten gesagt, durch besondern Ungestüm bemerklich machte und sie so brutal behandelte, daß Herr de Ferrand sie hinausbringen ließ. Schrecken und Aufregung griffen die Dame so an, daß sie Blut auswarf und einen Anfall von Kolik bekam, weshalb man nur kurze Tagereisen mit ihr machen konnte. Ihr Begleiter war Poyot, ein Gefreiter der Maréchaussée von Guyenne. Kurz bevor sie die französische Grenze überschritten, kam ein Unbekannter, der wie ein Courier sah, an den Wagen gesprengt, reichte ihr ein Billet und sprengte wieder davon. Sie bat ihren Begleiter, es zu lesen. Es enthielt nur die Worte: „Theures Kind, man hat das Unmögliche versucht, Sie zu retten; verlieren Sie den Muth nicht; hoffen Sie immer.“ Sie behauptete, weder den Reiter, noch die Schriftzüge zu kennen.

---

1) Daß er dem Kaiser über die Sache schreiben, und daß dies zu einer Entdeckung führen würde, hätte sich der Briefsteller ohnedies sagen müssen.

In Brüssel angelangt, brachte man sie sogleich zu dem Grafen Cobenzl. Sie trug ein graues Taffetkleid, und darüber einen schwarzen Mantel, nebst weißem Schleier, welchen letzteren sie zurückschlug, als sie in das Cabinet des Ministers eintrat. Ihre Erscheinung würde den unempfindlichsten Menschen zu ihren Gunsten eingenommen haben. Sie war schlank und schön gewachsen, mit trefflich gebauten Schultern, edler und sittsamer Miene. Busen und Arme waren die schönsten von der Welt; die Haare schwarz, schön geflochten und ungemein geeignet dazu; ihr Teint so frisch, wie keine Schminke es nachahmen kann; die Augen groß, lebhaft und ausdrucksvoll. Eine kleine, zarte, etwas zurückgebogene Nase war nicht die geringste Zierde ihres Gesichtes. Sie sprach Französisch mit einem deutschen Accent. Schien sie auch sehr aufgeregt, so gab sie doch kein Zeichen von Furcht, und ihre Unruhe wich sehr bald der Gabe des Grafen Cobenzl, Vertrauen einzuflößen. Sie hatte ihn in ihren Briefen immer Vater genannt, und bediente sich dieses Ausdruckes auch, indem sie zu ihm sprach. Sie wollte ihm die Hände küssen, aber er verhinderte das und umarmte sie. Er setzte sich an ihre Seite, erkundigte sich zuvörderst nach ihrem Befinden, und ermahnte sie dann, ruhig zu sein, indem er sie versicherte, daß sie jede Rücksicht und gute Behandlung erwarten könne, sobald sie aufrichtig wäre. Sie wiederholte ihm mehrmals: „Ich werde Ihnen Alles sagen, mein theurer Vater; ich bin ein gutes Mädchen, das niemals Jemandem etwas zu Leide gethan hat. Es ist wahr, daß ich Schulden gemacht habe; aber ist das ein so großes Vergehen? Man hatte mir so viel Geld gegeben, und ich dachte, man werde das immer thun.“ Sie schien nur über ihre Schulden in Sorgen zu sein, und diese als die einzige Ursache ihrer

Verhaftung, und als ihr einziges Vergehen zu betrachten. Sie beklagte sich sehr über das Benehmen der Englumée, und sagte, Herr Ferrand habe ihr versichert, die Foderung dieser Frau sei wesentlich zu kürzen, weil sie sie offenbar in dem Preise der ihr verkauften Waaren betrogen habe. Sie zeigte keine Unruhe darüber, daß sie in Haft war, und fragte den Grafen Cobenzl nur, ob sie nicht bei ihm bleiben könne. Er erklärte ihr aufrichtig die Unmöglichkeit, und versicherte ihr, daß sie in der Wohnung, die er ihr in dem Fort Monterel, einen Büchsenschuß von der Stadt, habe einrichten lassen, mit allen möglichen Rücksichten werde behandelt werden. Wenn sie irgend etwas vermisse, so habe sie es nur zu sagen, und werde augenblicklich befriedigt werden. Er versprach ihr, sie am nächsten Tage zu besuchen, und sie schien sich ruhig und zufrieden an ihren Bestimmungsort zu begeben. Sie wurde unter Aufsicht des Platzmajors, Herrn de Camerlang, eines geistreichen, milden und aufgeweckten Mannes, und in Begleitung einer Kammerfrau, die ihr Herr von Neny besorgt hatte, in das Fort Monterel gebracht. Als Graf Cobenzl sie besuchte, fand er sie heiter. Sie schien mit ihrer Wohnung, mit dem Major und mit ihrer Kammerfrau sehr zufrieden. Er bot ihr Bücher an; sie dankte aber dafür, indem sie bemerkte, daß sie sich niemals langweile, da sie sich mit Erbauen von Luftschlössern beschäftige. Sie konnte weder lesen noch schreiben, und Herr de Camerlang lehrte sie in ihrer Haft, ihren Namen zu unterzeichnen.

Die Vernehmung begann am folgenden Tage. Graf Cobenzl und der Chef-Präsident begaben sich früh um 10 Uhr auf das Fort Monterel. Graf Neny, der die Gefangene noch nicht gesehen hatte, war über ihre ungemeine Aehnlichkeit mit dem verewigten Kaiser höchst

betroffen. Man fragte sie, wo sie geboren sei. Sie erwiederte: sie wisse davon nichts; man habe ihr aber gesagt, der Ort, wo sie erzogen worden, heiße Böhmen. Man fragte sie, ob dieses eine Stadt gewesen sei, und wie weit ihre Erinnerung zurückreiche. Sie erwiederte, der Ort, wo sie erzogen worden, sei ein kleines, alleinstehendes Landhaus gewesen; es habe in der Nähe keine Stadt, oder Dorf gelegen; sie erinnere sich an keine frühere Wohnung, als dieses Haus, soweit sie zurückdenken könne; sie sei von zwei Frauen erzogen worden, deren Eine, dem Ansehen nach, etwa 50, die Andere 30 Jahre alt gewesen; die Erstere habe sie Mama, die Andere Katharina genannt; sie habe in dem Zimmer der Ersteren geschlafen und Beide hätten sie mit viel Sanftmuth und Rücksicht behandelt; von Zeit zu Zeit sei ein Geistlicher, ihrer spätern Vermuthung nach ein Jesuit, gekommen, um in einem Zimmer des Hauses die Messe zu lesen und sie den Katechismus zu lehren; die Frau, die sie Mama genannt, habe angefangen, sie lesen und schreiben zu lehren; der Geistliche habe sich dem aber, sobald er es erfahren, widersetzt, und von da an habe man sie nichts mehr gelehrt; sie fügte hinzu, dieser Geistliche habe sie mit außerordentlichen Rücksichten behandelt. Ungefähr ein Jahr nachher, sagte sie, sei ein gut aussehender Mann, im Jagdkleide, mit einem ebenso gekleideten Manne, Beide zu Pferde, zu ihrer Wohnung gekommen. Man habe sie sogleich holen lassen; der Fremde habe sie umarmt, auf die Knie genommen, sie viel geliebkost, und ihr empfohlen, verständig und folgsam zu sein. Sie vermuthe, daß jener Mann sie schon früher gesehen haben müsse, denn sie erinnere sich, daß er sie gewachsen und verändert gefunden habe; sie selbst aber könne sich nicht besinnen, ihn früher gesehen zu haben. Etwa 18 Monate

später sei er wiedergekommen, in derselben Begleitung und Tracht. Bei diesem zweiten Zusammensein hätten sich die Züge des Unbekannten so in ihren Geist eingedrückt, daß sie ihn nicht wieder vergessen haben würde, wenn sie ihn auch niemals wiedergesehen hätte. Er sei von mittlerer, untersetzter Statur gewesen, mit offener Stirn, frischer Gesichtsfarbe, schwarzem Bart, einem kleinen weißlichen Maal an der einen Schläfe. Sie blickte dabei den Grafen Reny an, indem sie bemerkte, daß sie einige Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Unbekannten entdecke, besonders in dem unteren Theile des Gesichts. Weiter sagte sie: bei dieser zweiten Zusammenkunft habe sie unter dem Ueberkleide des Fremden an seinem Halse etwas Rothes bemerkt, und auf ihre Frage danach die Antwort erhalten: daran erkenne man die Offiziere. Als sie darauf, in ihrer gänzlichen Unkenntniß, gefragt, was ein Offizier sei, sei ihr erwiedert worden: das seien brave Leute, die sie lieben müsse, weil sie selbst die Tochter eines Offiziers sei. Bei diesem zweiten Besuche habe sie sich sehr an den Unbekannten attachirt und, als er abreisen wollen, viel geweint, was ihn anscheinend sehr bewegt und worauf er ihr versprochen habe, bald wiederzukommen. Er sei aber erst nach zwei Jahren wiedergekommen, und als sie ihn über eine so lange Abwesenheit Vorwürfe gemacht, habe er gesagt: gerade in der Zeit, wo er wiederzukommen vorgehabt, sei er, in Folge einer Erhitzung auf der Jagd, schwer erkrankt. (Der Herzog Karl von Lothringen erinnerte sich, daß in einer damit stimmenden Zeit der Kaiser in der That bei der Rückkehr von einer Jagd erkrankt sei.) Als der Fremde, welcher mit ihr allein zu bleiben verlangt habe, ihr von seiner Krankheit gesprochen, sei sie, so berichtete sie weiter, in Thränen zerflossen. Er sei da-

von zärtlich bewegt worden, und habe nach der Ursache ihrer Thränen gefragt, worauf sie erwiedert habe: „meine Liebe zu Ihnen ist es.“ Er habe ihr dann versichert, daß er sie auch liebe; er werde für sie sorgen; sie solle reich und glücklich werden; er werde ihr ein Haus, Geld und Dienerschaft geben, und die Dienerschaft würde gelb und blaue Livrée tragen. Er habe sie gefragt, ob sie wol die Königin sehen möchte, worauf sie erwiedert, daß sie nicht wisse, was eine Königin sei. Darauf habe er gesagt: sie sei eine schöne Frau, die sie sehr lieben würde, wenn sie sie kennte, es sei aber für ihre Ruhe wünschenswerth, daß sie sie niemals kennen lerne. Dann habe er ihr die beiden Portraits gegeben, die sie dem Grafen Cobenzl von Bordeaux geschickt habe. Sie habe dem Fremden gesagt, daß das Eine das Seinige sei, was er auch zugestanden und sie ermahnt habe, es immer zu bewahren, ebenso wie das der Kaiserin, und ein drittes, das er ihr gab, und das eine halb verschleierte Dame vorstellte, von der er sagte, daß sie seine Mutter sei. Diese Portraits hätten sich in einem blauseidenen Beutel befunden, der auch noch viele Ducaten enthalten habe. Beim Abschied habe er ihr nochmals versichert, er werde sie glücklich machen und es ihr an nichts fehlen lassen; sie müsse ihm aber versprechen, sich nie zu verheirathen, und sich dieses Versprechens stets erinnern. Er sei sehr zärtlich beim Abschied gewesen, und auch sie habe derselbe ungemein ergriffen.

In der Zeit zwischen dem ersten und zweiten Besuche des Unbekannten sei eines Tages eine von zwei Männern begleitete Dame gekommen und habe sie zu sehen verlangt. Dieselbe sei sehr einfach gekleidet, von mittlerer Statur, etwas wohlbeleibt, von weißem Teint und angenehmen Gesichtszügen gewesen. Sie habe sie auf-

merksam betrachtet, geweint, einige gleichgiltige Fragen an sie gerichtet, sie einige Male mit den Worten: „mein Kind, Du bist sehr unglücklich," umarmt, dann Wasser verlangt, um ihre Aufregung zu stillen, und sie darauf wieder verlassen. Sie könne nicht behaupten, daß das Portrait, welches ihr der Fremde bei seinem letzten Besuche gegeben, das dieser Dame sei.

Ueber alle diese bisher berichteten Umstände blieb die Unbekannte sich fortwährend gleich, während sie hinsichtlich der weiteren Erzählungen, wie man sehen wird, in dem fortgesetzten und schärfer eindringenden Verhöre zu allerlei Variationen gebracht ward und Manches als unwahr und ersonnen einräumte. In Betreff der obigen Punkte aber ist sie sich unveränderlich gleich geblieben und hat sie stets in der nehmlichen Weise nach allen Umständen wiederholt.

Ihre Entfernung aus dem Hause, wo sie aufgewachsen, erzählte sie folgendermaßen. Wenige Monate nach dem letzten Besuche des Fremden sei der Geistliche, der seit ihren Kinderjahren für sie Sorge getragen, gekommen und habe ihr gesagt: ihr Beschützer sei todt, und habe vor seinem Hinscheiden bestimmt, daß sie in ein französisches Kloster gebracht werden solle. Sie werde in wenigen Tagen abreisen, und er komme, um ihr das Maß zu Kleidern zu nehmen, was er mit einem Bande verrichtete. Acht Tage später kam er, so versicherte sie, des Nachts in einer Postchaise und brachte ihr zwei Pelze, ein schwarzes und ein rothes Kleid mit, während sie bisher nur Hauskleider von Barchent getragen habe. Der Geistliche ließ sogleich die kleinen Effecten der jungen Person einpacken; sie zog einen blauen Pelz an und er stieg mit ihr und Katharinen in die Chaise. Bei der Trennung von der Frau, die sie Mama nannte,

weinte sie sehr, und neben dem Schmerz des Abschieds empfand sie eine schreckliche Furcht vor dem Kloster. Sie hatte in den letzten acht Tagen vor ihrer Abreise viele Fragen deshalb an ihre Mama und an Katharinen gerichtet, und sich aus den Antworten ein schreckliches Bild von dem Leben gemacht, zu welchem sie sich für den Rest ihrer Tage bestimmt hielt. Sie wußte die Städte nicht anzugeben, durch die sie gereist war, sagte aber, daß der Geistliche, nach ihrer Ankunft in Hamburg, die Katharina zurückgeschickt, sie selbst aber auf ein nach Bordeaux abgehendes Schiff gebracht habe. Sobald sie am Bord gewesen, habe ihr ein Mann von anscheinend etwa 50 Jahren seine Dienste angeboten und ihr gesagt, daß er während der Reise für sie Sorge tragen werde. Derselbe habe viel Uebergewicht über sie geltend gemacht. In Bordeaux angelangt, habe er sie zu einem in dieser Stadt etablirten deutschen Handelsmanne geführt, und dessen Frau habe sie bei Madame Guillaumot untergebracht, bei der sie während ihres Aufenthaltes zu Bordeaux beständig gewohnt habe. Zwei Wochen später brachte man ihr einen an Demoiselle Felicie Julie von Schönau, welchen Namen ihr der Geistliche als den ihrigen bezeichnet habe, wie er sie einschiffen ließ, adressirten Brief. Sie ließ sich ihn von Madame Guillaumot vorlesen. Er enthielt Verhaltungsregeln und die Versicherung, daß man reichlich für ihren Unterhalt sorgen werde. Sie solle bei Madame Guillaumot bleiben, dieselbe aber bestimmen, ihre anderen Pensionairinnen zu entlassen und das Haus für sie allein zu behalten. Der Brief, der weder Datum, noch Unterschrift trug, schloß mit der Mahnung, verschwiegen und nicht neugierig zu sein. Einige Tage später kam ein Mann zu ihr und überreichte ihr ohne Weiteres eine Börse mit 1000 Louisdor,

indem er bloß bemerkte, daß er angewiesen sei, ihr diese Summe zu ihrer Einrichtung zu übergeben. Sie fragte ihn, woher sie dieses Geld bekomme; er bat sie aber, sich darüber keine Unruhe zu machen und nicht neugierig zu sein. Der Mann sei ihr wie ein Geistlicher vorgekommen. Sie miethete nun ein Haus und verschaffte sich Equipage. Madame Guillaumot zog zu ihr und sie lebte zu Bordeaux in der besten Gesellschaft bis zu dem Augenblicke ihrer Verhaftung.

Was die Unbekannte über ihre Einschiffung in Hamburg und ihre Ankunft in Bordeaux gesagt hatte, erschien dem Grafen Cobenzl unwahrscheinlich, und er erklärte ihr, es sei augenscheinlich, daß sie ihn nur täuschen wolle; sie möge sich erinnern, wie er ihr am Tage ihrer Ankunft zu Brüssel gesagt habe, das einzige Mittel, sich den Schutz der Kaiserin zu gewinnen, bestehe in Wahrheit und Aufrichtigkeit; nur unter dieser Bedingung habe er ihr seine Verwendung versprochen; wenn er aber bemerke, daß sie ihn getäuscht habe, so würde er sie allen Folgen ihrer Täuschungen überlassen. Er nahm bei diesen Worten eine feste und strenge Miene an, die sie um so mehr außer Fassung brachte, da sie ihn niemals anders als mit jenem gefühlvollen und feinen Ausdrucke gesehen hatte, der ihm eigen war. Sie verstummte; aber als Graf Cobenzl aufstand, um hinauszugehen, hielt sie ihn bei den Kleidern zurück, fiel ihm zu Füßen und sagte schluchzend: es sei wahr, sie habe noch Manches zu sagen, aber sie würde es nicht in Gegenwart des Secretairs des Herrn von Neny sagen. Man ließ ihn hinausgehen. Nun verdoppelte sich ihr Schluchzen, sie fiel nochmals auf die Knie, und nachdem sie den Grafen angefleht hatte, sie zu retten, gestand sie, daß sie ihn über das Einzelne ihrer Einschiffung zu Hamburg ge-

täuscht habe, versicherte aber unter Schwüren, daß Alles, was sie von ihrer ersten Erziehung in Böhmen gesagt habe, bis zu dem kleinsten Umstande wahr sei. Bei dieser Versicherung ist sie stets geblieben und ist bei keinem späteren Verhör von ihrem ersten Berichte über jene Punkte abgewichen.

Das Spätere aber stellte sie jetzt anders dar. Sie ging von ihrer Furcht vor dem Klosterleben aus. Diese habe sie gleich bei der Abreise aus ihrer böhmischen Wohnung auf den Gedanken der Flucht gebracht. Auf dem Wege nach Hamburg habe sie keine Gelegenheit dazu gefunden; in dieser Stadt aber habe der Anblick des Meeres und des Schiffes ihre Furcht so verdoppelt, daß sie am Vorabend des zu ihrer Einschiffung bestimmten Tages des Nachts von der Seite Katharinens aufgestanden sei, etwas Wäsche und ein Kleid zusammengepackt, die Börse mit den drei Portraits und den 100 Ducaten, die ihr der Fremde geschenkt hatte, zu sich gesteckt und die Stadt mit Tagesanbruch verlassen habe. Sie ging, erzählte sie weiter, eine lange Strecke; endlich erlag sie der Angst und der Müdigkeit, ging in die Scheune eines Meierhofs und schlief dort ein. Der Eigenthümer des Hofes fand sie, und bot ihr uneigennützig ein kleines Gemach mit dem besten Bette in seinem Hause an, was sie auch annahm, jedoch bald, Bedenken tragend, so nahe bei Hamburg zu bleiben, den Meierhof wieder verließ, wobei die biederen Leute jedes ihnen gebotene Geschenk ablehnten. Sie schlug auf einem schlechten Wagen die Straße nach Schweden ein. Am dritten Tage ihrer Reise fiel sie vom Wagen und verletzte sich so gefährlich am Kopfe, daß man genöthigt war, sie in einer Herberge zu trepaniren. Zufällig befand sich in diesem Hause eine holländische Familie, die nach Schweden reiste. Diese bezahlte ihre Heilungsko-

sten und gab ihr, aus Mitleid, einen Platz in ihrem Wagen bis Stockholm [1]). Sie machte diese Holländer, sowie einen lutherischen Geistlichen [2]), der sich in ihrer Gesellschaft befand und zur Zeit Lehrer bei einem hamburger Kaufmann war, namhaft. Bei ihrer Ankunft in Stockholm trennte sie sich von diesen guten Leuten und zog zu einer deutschen Frau, deren Mann eine kleine Stelle bekleidete. Zum Glücke für sie war die Frau sehr rechtschaffen und faßte die zärtlichste Zuneigung zu ihr. Im Hause dieser Frau sagte ihr ihr Friseur eines Tages, daß der österreichische Gesandte, Graf Belgiojoso [3]) die sorgfältigsten Nachforschungen anstelle, um ein junges Frauenzimmer zu entdecken, das von Hamburg entflohen sei. Die Unbekannte, welche die Unbesonnenheit ihrer Flucht zu erkennen anfing, und sich vor dem sich nähernden Mangel mehr zu fürchten begann, als vor dem Kloster, sagte dem Friseur, sie sei die Person, die man suche, und er könne es dem Gesandten sagen. Den folgenden Tag erhielt sie ein Billet dieses Herrn, worin sie eingeladen wurde, ihn zu besuchen. Sie ließ sich dieses Billet von ihrem Dienstmädchen Sophie vorlesen, und trug kein Bedenken, sich noch an demselben Tage zu dem Grafen zu begeben. Er empfing sie mit Zeichen von Achtung, befragte sie über die Umstände ihrer Abreise von Hamburg, und da er aus ihren Antworten sich versichert halten zu können glaubte, daß sie die Person sei, die er suchte, so sagte er ihr, er sei beauftragt, die größte Sorge für sie zu tragen, und er werde sich überzeugen,

---

1) Reisten sie zu Lande dahin?

2) Wol einen Candidaten.

3) Graf Ludwig, seit 1767 in Stockholm, später in London und in den Niederlanden.

ob sie angemessen logirt sei. Er bot ihr Geld an, das sie annahm, weil die blaue Börse erschöpft war. Graf Belgiojoso besuchte sie folgenden Tages und sagte, sie könne nicht länger in ihrer zeitherigen Wohnung bleiben, und er werde ihr ein angemesseneres Logis in einem näher an seinem Hotel gelegenen Stadttheile einrichten lassen. Zwei Tage darauf bezog sie dieses Quartier bei einem Gewürzkrämer, und behielt Sophien als Kammermädchen. Graf Belgiojoso gab ihr einen Lakai und schickte ihr das Essen aus seiner Küche. Wenige Tage später sagte er ihr, daß sie ihm sehr empfohlen worden sei und daß er sie zu sich ins Haus nehmen wolle, wohin sie sich noch denselben Abend begab. Während sie sich bei dem Grafen befand, wurde sie bei dem Anblicke eines Portraits, das dem Fremden, der sie in ihrer böhmischen Wohnung drei Mal besucht hatte, vollkommen glich, dergestalt ergriffen, daß sie in Ohnmacht fiel. Dieser Umstand soll durch einen Brief des Grafen Belgiojoso bestätigt worden sein. Das Portrait war das des Kaisers Franz. Auf die Ohnmacht, aus der man sie nur mit Mühe wieder zu sich selbst bringen konnte, folgte ein heftiges Fieber, das sie an den Rand des Grabes brachte. Während dieser sechswöchentlichen Krankheit wollte sie außerordentlich gewachsen sein, und sich so verändert haben, daß sie 30 Jahr alt schien, obgleich sie höchstens 16 gezählt habe.

Nach ihrer völligen Herstellung sagte ihr Graf Belgiojoso, man habe ihm von Hamburg geschrieben, daß sie von dort mit einem jungen Engländer fortgegangen sei. Sie leugnete dies anfangs entschieden, wie sie denn in der That niemals einen Engländer gekannt haben will. Als aber Graf Belgiojoso immer auf seiner Behauptung beharrte, gab sie endlich, aus Verdruß, die falsche

Anschuldigung zu. Es scheint, daß gleichzeitig wirklich ein hamburger Mädchen mit einem Engländer durchgegangen war, und daß Graf Belgiojoso auf den Gedanken kam, es habe eine Verwechselung stattgefunden, und die Unbekannte sei nicht die, welche er gesucht habe[1]), sondern die hamburgische Kaufmannstochter, die ihn nichts anging. Er sagte ihr auf ein Mal: sie sei nicht die Person, die er suche, und er rathe ihr, nach Hamburg zurückzukehren, wozu er ihr 25 Louisdor gab und sie einem Kaufmann empfahl, der nach Hamburg zurückreiste und sie mitnahm.

Nach ihrer Rückkunft wünschte sie Diejenigen wiederzufinden, denen sie so eifrig entflohen war, und promenirte täglich am Hafen und in den besuchtesten Gegenden der Stadt. Bei dieser Gelegenheit redete sie ein Mann von anscheinend 50 Jahren, einfach gekleidet, der ihr mehrere Tage von Weitem nachgegangen war, endlich an und schlug ihr vor, nach Bordeaux zu gehen. Sie entschloß sich um so leichter dazu[2]), da sie sich erinnerte, daß der Geistliche sie hatte nach Bordeaux einschiffen lassen wollen, und da sie nun hoffte, wenn sie ihrer ersten Bestimmung folge, werde sie am leichtesten von Denen wiedererkannt werden, die an ihrem Schicksale theilnähmen. Der Mann, der sie am Hafen angeredet, schiffte sich mit ihr ein und bediente sie während der Ueberfahrt.

Als sie einige Tage bei Madame Guillaumot gewohnt hatte, erhielt sie einen Brief ohne Unterschrift, worin sie angewiesen wurde, zu dem Herzog von Richelieu zu gehen und um dessen Schutz zu bitten, der ihr nöthig sei. Sie

---

1) Aber wen hatte er gesucht? Hat man nicht danach geforscht?

2) Aber fragte sie den Unbekannten nicht, wie er dazu komme, ihr gerade diesen Vorschlag zu machen?

solle das mit um so größerer Zuversicht thun, als der Herzog bereits unterrichtet sei. Sie ging hin und der Herzog sagte ihr, daß er in der That soeben einen Brief von der Fürstin von Aremberg [1]) empfangen habe, worin ihm Fräulein von Schönau sehr empfohlen werde. Er bot ihr demgemäß alle mögliche Dienste an, und schloß zuletzt, seiner Gewohnheit nach, mit einem Anerbieten, das weiter ging, als bloße Gefälligkeit. Sie brach in Thränen aus und sank auf die Knie, worauf der Herzog sich entschuldigte und seitdem den strengsten Anstand beobachtete. Wenige Tage darauf machte sie ihren Gegenbesuch, wobei er ihr rieth, Französisch zu lernen, das sie nur nothdürftig verstand. Der Herzog besuchte sie öfters, behandelte sie stets mit großer Rücksicht, lud sie zu allen Festen und antwortete auf alle Fragen, die man in Betreff der Unbekannten an ihn richtete, stets: „es ist eine sehr achtungswerthe Person.“

Aus den weiteren, im Verhör angestellten Fragen,

---

1) Drei Damen dieses Geschlechts können damit gemeint sein: 1) und wol am wahrscheinlichsten die Herzogin Louise Margarethe, geboren als Erbtochter des letzten Grafen von der Mark, Ludwig Engelbert, am 10. Juli 1730, vermählt 18. Juni 1748 mit dem Herzog Karl Maria Raymund von Aremberg, k. k. wirkl. Geheimen-Rath, General-Feldmarschall, Gouverneur zu Mons, Witwe 17. August 1778; 2) allenfalls deren Schwiegermutter, die Herzogin Maria Francisca, geb. 4. Juni 1696 als Tochter des Nikolaus Pignatelli, Herzogs von Bisaccia und Grafen von Egmond, verm. 29. März 1711 mit Herzog Leopold von Aremberg, k. k. wirkl. Geheimen-Rath, General-Feldmarschall und Commandirenden in den Niederlanden, Witwe 4. März 1754, lebte zu Brüssel und starb schon 3. Mai 1766. Man könnte denken, diese sei es, die an Richelieu um die Zeit der Ankunft der Unbekannten zu Bordeaux geschrieben, und ihr bald erfolgter Tod habe das Ausbleiben des Geldes verursacht. Aber sie kann nicht dieselbe sein, an die, wie wir später sehen, der Herzog von York noch 1767 geschrieben. 3) Maria Adelheid, eine Stiftsdame in Burgund.

die sich meistens auf die Gesellschaften bezogen, die sie in Bordeaux besucht hatte, ergab sich, daß sie zwei Mal Gelegenheit zu sehr anständigen Partien gehabt, aber beide abgelehnt hatte, angeblich wegen des oben erwähnten, dem geheimnißvollen Fremden, der sie in Böhmen besucht hatte, gegebenen Versprechens.

Ihre Unterhaltsmittel wollte sie daher bezogen haben, daß derselbe Unbekannte, der ihr kurz nach ihrer Ankunft in Bordeaux eine Börse mit 1000 Louisdor gebracht, ihr nach und nach ungefähr 150,000 Livres gebracht habe, ohne daß sie jemals habe entdecken können, woher diese beträchtlichen Unterstützungen kämen. Sie befestigte sich in der Idee, daß sie sehr reichen Leuten angehören müsse, und verthat die Summen, wie sie sie empfing. Auf ein Mal blieben sie aus. Sie hatte wenig Geld mehr, und da sie die zeitherige Lebensweise fortsetzte, so machte sie in kurzer Zeit 60,000 Livres Schulden. In der Bedrängniß nun, in die sie die Drohungen ihrer Gläubiger brachten, kam sie auf den Gedanken, an vornehme, dem österreichischen Hofe nahestehende Personen Briefe zu schreiben, welche die Aufmerksamkeit derselben auf sie lenken sollten. Zur Erklärung dieses Verfahrens [1]), dessen Tadelnswürdigkeit sie niemals einsehen wollte, gab sie an: daß sie durch alle vorhergegangenen Umstände nothwendig dazu gebracht worden sei, sich für die Tochter des Kaisers zu halten. Da sie sich nun auf ein Mal verlassen gesehen habe, sei sie auf den Gedanken gekommen, die Person, durch die ihr ihre Unterhaltsmittel

1) Wenn die Sache wahr ist, so erwächst freilich die Frage, warum man jene Summe nicht lieber anlegte, statt sie dem jungen Mädchen in die Hände zu geben, für welches die Rente derselben vollkommen ausgereicht hätte. Und hatte man den Klosterplan aufgegeben?

zugekommen, möge gestorben sein und vielleicht allein ihren Aufenthaltsort gekannt haben. Da sie es aber für wahrscheinlich gehalten, daß ihr Vater mehr als einer Person von ihrem Dasein Kunde gegeben, so habe sie geglaubt, wenn sie an alle bedeutende Personen, die dem österreichischen Hofe nahestünden, schriebe, so könne es kommen, daß sie Jemanden träfe, der mit dem Geheimniß ihrer Geburt bekannt wäre, und daß sie auf diesem Wege wieder in den Genuß der Vortheile kommen könne, die ihr Vater ihr zugedacht. Im eigenen Namen habe sie nicht schreiben wollen, um sich nicht den Unannehmlichkeiten der Fragen nach ihrer Geburt und Erziehung von Seiten Solcher auszusetzen, die nicht im Geheimniß wären. Auch habe sie keine unanfechtbaren Beweise gehabt, und hätte daher bei mit der Sache nicht Vertrauten leicht in das Licht einer Abenteurerin kommen können, während Eingeweihte mehr von ihrer Herkunft gewußt haben würden, als sie selbst. Der beste Beweis, daß sie nichts Uebles zu thun geglaubt und sich wirklich für die gehalten habe, als die sie sich, ohne es leider beweisen zu können, dargestellt habe, liege darin, daß ihre Briefe den Ort angäben, wo man sie finden könne, und daß sie alle darauf abzielten, sie in die Hände des wiener Hofes zu bringen, der allein ein Interesse daran gehabt hätte, eine Täuschung zu strafen. Sie behauptete fortwährend, daß sie über die betreffenden Schritte Niemand zu Rathe gezogen habe. Ein Commis des österreichischen Consuls in Bordeaux, den man nach Brüssel holen ließ und abhörte, hatte ihr zuweilen als Secretair gedient, wie sie denn sich bei all jenen Briefen ähnlicher Hilfe bedient haben muß, da sie ja nicht schreiben konnte. Jener Commis wollte ihr in der That, als sie ihm zumuthete, einen fremden Namen unter einen Brief zu setzen, Vorstellun-

gen gemacht haben, worauf sie entgegnet hätte: „wer will mir verwehren, zu thun, was ich will? kann ich nicht einen Namen annehmen und schreiben lassen, wie es mir beliebt?“ Im Uebrigen gab sie zwar zu, den Brief aus Wien an Graf Cobenzl, der mit den Worten bezeichnet war: „aus meinem Bette,“ den des Grafen von Weißendorff, den an den Kaiser Joseph nach Prag, einen an den baierischen Gesandten zu Paris und den an den König von Spanien fabricirt zu haben, stellte aber fortwährend in Abrede, von andern eine Kenntniß zu haben. Namentlich verleugnete sie stets einen Brief, den der Herzog von Richelieu, in der ersten Zeit ihres Aufenthalts in Bordeaux, angeblich von der Fürstin von Aremberg erhalten hatte. Dabei ist es allerdings bemerkenswerth, daß Richelieu sofort der Fürstin entsprechend geantwortet hatte, ohne eine Erwiederung zu erhalten, wie doch zu erwarten gewesen wäre, wenn die Fürstin nichts von der Sache gewußt hätte. Auch soll die Kaiserin ausdrücklich verboten haben, die Fürstin über die Sache zu befragen, wie denn überhaupt die Untersuchung keinesweges alle Beziehungen dieser verwickelten Sache verfolgt zu haben scheint.

Noch brachte die räthselhafte Person folgende eigenthümliche Geschichte an. Als der Herzog von York [1]) nach Bordeaux gekommen sei, habe er ihr sagen lassen, daß er sie zu sprechen wünsche und daß sie ihm eine Stunde bestimmen möge, wo er sie besuchen könne, ohne daß es in Bordeaux bekannt würde. Sie bestellte ihn zwischen 5 und 6 des Morgens, nach einem Ball bei dem Herzog von Richelieu. Er erschien zur bestimmten

---

1) Eduard August, Bruder Georgs III., geb. 25. März 1739, † auf der Reise in Italien 17. Sept. 1767.

Zeit und sagte ihr: eine Dame von Distinction habe ihn beauftragt, sich nach dem Stande ihres Schuldenwesens zu erkundigen und ihr Geld zu geben. Sie habe ihm denn auch gestanden, daß ihre Gläubiger sie sehr um 60,000 Livres drängten. Der Herzog habe ihr darauf gesagt: sie möge sich beruhigen. Er habe ihr noch am nehmlichen Tage 700 Louisdor geschickt und ihr sagen lassen, er werde sich beeilen, ihr die Mittel zur Tilgung ihrer sämmtlichen Schulden zukommen zu lassen. Am nächsten Tage sei er abgereist. Bald darauf wurde sie krank, und Herr St. Gere[1]) befand sich an ihrem Bette, als ihr ein aus Monaco datirter Brief des Herzogs von York gebracht wurde. St. Gere begann, ihn ihr vorzulesen, und der Eingang enthielt folgende Worte: „Ich war bereit, Ihnen zu schicken, was ich noch für Sie hatte; aber als ich von Ihnen wegging, erhielt ich einen Brief, worin mir ausdrücklich aufgetragen ward, Ihnen das Geld nur nach und nach zu geben. Ich habe an die Fürstin von Aremberg geschrieben" — bei diesen Worten riß die Unbekannte — und dieser Vorgang soll constatirt sein — Herrn St. Gere den Brief aus den Händen, und wollte ihm nicht gestatten, denselben weiter zu lesen. Nach dem Grunde dieses Verfahrens befragt, sagte sie: der Herzog von York habe ihr versichert, die Fürstin von Aremberg interessire sich sehr für ihr Schicksal, sie kenne das ganze Geheimniß ihrer Geburt; als sie nur die erste Sylbe des Namens derselben habe nennen hören, habe sie die Besorgniß gefaßt, es möge in dem Reste des Briefes etwas auf diese Fürstin, vielleicht auf ihre eigene Geburt Bezügliches sein, wovon sie nicht gewollt habe, daß Herr St. Gere etwas erfahre. Hierauf zog sie den

1) Etwa jener Commis?

Brief des Herzogs von York aus der Tasche [1]) und der Präsident Reny las ihn. Die fehlende Stelle lautete: „Ich habe der Fürstin Aremberg geschrieben, um mir die Erlaubniß zu erwirken, Ihnen wenigstens die Summe zukommen zu lassen, die Sie brauchen, um vor den Verfolgungen Ihrer Gläubiger sicher zu sein, aber —“ Wenige Tage nach Empfang dieses Briefes erfuhr sie, daß der Herzog von York gestorben sei. Sie ließ an die Personen, welche seine Angelegenheiten zu ordnen hatten, schreiben, und bat, ihr ihre Briefe und ihr Portrait zurückzusenden. Es fand sich nur Ein Brief vor, den sie mit dem Portrait zurückerhielt.

Mehr wurde in den 24 Sitzungen, die man mit Vernehmungen zubrachte, nicht ermittelt. Graf Cobenzl und Graf Reny berathschlagten nun, was man mit der Unbekannten machen solle. Der Hof hatte ihre Meinung wissen wollen, und sie waren anfangs darüber einig, das Beste wäre, die Unglückliche in irgend einem entlegenen Kloster unterzubringen und sie dort zu behalten, bis die Zeit über ihre Verhältnisse Aufschluß bringe. In dem Augenblicke aber, wo sie dieses Gutachten nach Wien berichten wollten, erhielt Graf Reny einen Brief seines Vaters, welcher Cabinetssecretair der Kaiserin war und ihm mittheilte: die Kaiserin habe, nach dem Inhalte der im Verlauf der Vernehmung an den Hof gesendeten Protocolle, eine sehr ungünstige Meinung von der Unbekannten gefaßt, und sei entschlossen, sie mit ganzer Strenge behandeln zu lassen. In Folge dieser Mittheilung änderte Graf Reny seine Meinung dergestalt, daß er jetzt dafür war, die Unglückliche nach Bordeaux zu-

1) Trug sie ihn beständig bei sich und ist seine Echtheit constatirt worden?

rückzuschicken und sie ihren Gläubigern zu überlassen. Dieses Gutachten erstattete er nach Wien. Graf Cobenzl dagegen, seiner Ueberzeugung treubleibend, faßte das seinige in folgender Weise: „Scheint es auch, daß die Unbekannte nicht eine Tochter des hochseligen Kaisers ist [1]), so finden sich doch Umstände in ihrer Geschichte, welche einigen Zweifel über ihre Herkunft bestehen lassen [2]), und bei dieser Ungewißheit möchte ich nicht der Meinung des Grafen Neny sein. Der Vorschlag, die Unbekannte ihren Gläubigern zu überlassen, scheint mir sowol gefährlich, in Betreff des Willens Ihrer Majestät, soviel als möglich diese Angelegenheit nicht ruchtbar werden zu lassen, als ihrer Humanität und Milde zuwiderlaufend. Indem man diese Unglückliche zu ihren Gläubigern zurückschickte, versetzte man sie in die gehässige und verhängnißvolle Nothwendigkeit, zwischen dem sichern Untergange in einem Gefängnisse, oder der Schmach zu wählen, sich durch ihre Reize und Figur zu helfen, und der letztere Ausweg würde ein um so größeres Unglück und doppelt geeignet sein, das Mitleid Ihrer Majestät zu erwecken, da die sittliche Führung dieser jungen Person jederzeit tadellos gewesen ist. Im Uebrigen würde man durch die Zurücksendung derselben nach Bordeaux die Vermuthungen, die man ersticken will, bestärken, weil das Publikum nicht verfehlen würde, zu sagen: da man sie nicht als Betrügerin bestraft habe, so müsse man einigermaßen von ihrer Herkunft überzeugt sein. Der Einwand, daß man ihre Schulden bezahlen müsse, wenn man sie ihren Gläubigern nicht wiedergäbe, scheint

1) Wir finden im Vorstehenden keinen Grund, woher das so scheinen sollte.

2) Es hat sich vielmehr gar nichts über diese ermittelt.

mir schwach im Vergleich mit den Gefahren, die sich aus dem Vorschlage des Grafen Neny ergeben müßten. Ihre Schulden belaufen sich nicht ganz auf 60,000 Livres; sie besitzt zu Bordeaux noch werthvolle Effecten, wie eine vergoldete Toilette, viele reiche Kleider, feines Meublement ꝛc. Der Verkauf dieser Effecten könnte einen guten Theil der Summe decken, die sie schuldet, und was dann noch zu bezahlen bliebe, scheint mir ein unbedeutender Gegenstand für die Wohlthätigkeit Ihrer Majestät zu sein. Dieses Liebeswerk würde der Kaiserin das unbedingte Recht geben, über diese Unglückliche in einer Weise zu verfügen, die sie vor den Gefahren der Verführung schützen würde. Mein Rath ist daher: daß Ihre Majestät die Unbekannte in ein Kloster in Tirol oder in einem anderen Theil ihrer Gebiete bringen lasse, wohin die Kunde dieser Sache noch nicht gedrungen. Hier könnte sie, mit geringen Kosten und im Verborgenen, ein ruhiges Leben führen, und wenn die Zeit einiges Licht über ihr Schicksal brächte, und ihre Beziehung zu rechtlichen oder angesehenen Personen, auf welche die großen Summen, die sie erhalten hat, hindeuten, nachwiese, so hätte man es sich erspart, sich die Leiden vorzuwerfen, denen diese junge Person unfehlbar ausgesetzt sein würde, wenn man den Rath des Grafen Neny befolgte. Ich halte dessen Vorschlag für in jeder Rücksicht gefährlich, und würde weit mehr der Meinung sein, die Unbekannte nach der ganzen Strenge der Gesetze zu behandeln, wenn das nicht mit der Milde Ihrer Majestät unbedingt unverträglich wäre. Wenn der Hof meinen Vorschlag anzunehmen geruhte, könnte man die Effecten der Unbekannten verkaufen und ihre Schulden bezahlen lassen, ohne daß die Gläubiger erführen, daß dies von

7*

Ihrer Majestät herrühre. Das letztere sie vermuthen zu lassen, würde gefährlich sein, weil sie Ihrer Majestät sonst ein stärkeres Interesse unterlegen könnten, als das des bloßen Mitleids. Es würde hinreichen, durch die Unbekannte einen Banquier in Bordeaux zum Verkauf ihrer Effecten und Regulirung ihrer Schulden beauftragen zu lassen; das Fehlende würde dann im Namen des jungen Mädchens hingeschickt, und die Gläubiger, zufrieden, bezahlt zu sein, und gewohnt, sie beträchtliche Summen verzehren zu sehen, würden keinen Grund haben, die wohlthätige Hand zu beargwöhnen, die ihr diese letzte Hilfe geleistet."

Dieser verständige Rath wurde nicht befolgt, und der des Grafen Neny konnte nicht in Ausführung gebracht werden. Der Herzog von Choiseul verweigerte beharrlich den Paß, den man von ihm verlangte, um dieses unglückliche Mädchen nach Bordeaux bringen zu lassen. Umsonst stellte Herr de Barré, der österreichische Gesandtschaftssecretair in Paris, der in Abwesenheit des Grafen Mercy die Geschäfte zu versehen hatte, dem Herzog vor, daß die Gläubiger in ihrem Rechte gekränkt würden, wenn man ihnen ihre Schuldnerin nicht zurückgäbe [1]): der Herzog nahm die Sache fortwährend sehr leicht und beharrte in seiner Weigerung. Inzwischen fiel Graf Cobenzl in seine letzte Krankheit. An dem Tage, wo er die letzte Oelung empfing, sagte er einer vertrauten Person, welche von allem, was sich auf die Unbekannte bezog, unterrichtet war, er habe soeben Befehl von Wien erhalten, in Betreff der Gefangenen alles zu sistiren, sie nicht nach Bordeaux zurückzuschicken, überhaupt bis auf weitere Befehle nichts in der Sache

1) Was konnte ihnen diese helfen, ohne Geld und ohne Freunde?

zu thun. Diese Anweisung sei in einem eigenhändigen Briefe des Fürsten Kaunitz [1]) enthalten gewesen, den er sofort verbrannt habe. [2]) „Sie sehen," setzte er nach einigem Nachsinnen hinzu, „daß der Rath eines ehrlichen Mannes durchdringen kann." Zwei Tage darauf starb er, und vier Tage später zog man die Unbekannte aus ihrem Gefängniß; ein Unterlieutenant der Maréchaussée von Brabant brachte sie nach Quevrin, jenseit von Mons; man gab ihr 50 Louisdor [3]) und überließ sie ihrem Schicksale.

Von diesem Augenblicke an verschwindet jede sichere Spur von der Unbekannten. Man hat sie aber in einer anderen unglücklichen Person wiederzufinden geglaubt, über welche gegen Ende des Jahres 1780, oder Anfangs 1781 das englische Journal Craftman berichtete. Dieses erzählte: vor ungefähr vier Jahren [4]) kam ein junges Frauenzimmer in ein Dorf in der Nähe von Bristol und bat um etwas Milch, um sich zu erfrischen. Sie hatte etwas so Einnehmendes in ihrem ganzen Aeußern, daß sie die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog, die ihr

---

1) Th. III, S. 233 ff.

2) Warum das?

3) Auf wessen Veranstaltung das alles geschehen, darüber schweigen unsere Quellen. Uebrigens folgten wir im Vorstehenden hauptsächlich der 1785 (anonym und ohne Angabe des Druckorts) erschienenen Schrift: L'Inconnue, histoire véritable. Der Herausgeber derselben erklärt sie für einen treuen Auszug aus Protocollen über 24 Verhöre. Diese Protocolle hätte ihm der Neffe des Grafen Cobenzl, der Graf C..r..y (Coronini von Kronberg, ein Sohn der Gräfin Kassandra von Cobenzl) mitgetheilt, welcher den Verhören beigewohnt habe. Den Charakter eines solchen Protocollauszugs trägt aber die Schrift nicht. Sie enthält Manches, was in den Verhören nicht vorkommen konnte, und Vieles nicht, was man in diesen erwartet hätte.

4) Also etwa 1776, während Graf Cobenzl 1770 starb.

nahe kamen. Sie war sehr jung [1]), von auffallender Schönheit, elegantem und anmuthvollem Benehmen und ungemein anziehenden Gesichtszügen. Sie war allein, war Fremde und in äußerster Dürftigkeit. Gleichwol ließ sie keine Klage hören und wendete keine Kunst an, Mitleid zu erwecken. Ihr Benehmen und ihr Gespräch deuteten auf die feinste Erziehung; in allem aber, was sie that oder sagte, war etwas Irres und Unstetes. Sie lief den ganzen Tag bald da, bald dorthin, ein Plätzchen zu suchen, um ihr unglückliches Haupt in Ruhe zu legen. Des Nachts flüchtete sie sich in eine Hürde auf dem Felde. Umsonst stellten ihr die Damen der Umgegend die Gefahren einer so schutzlosen Lebensweise vor. Sie nahm die unentbehrlichsten Gegenstände von ihnen an; aber weder Bitten, noch Drohungen konnten sie bewegen, in einem Hause zu schlafen, und da sie einige Male augenscheinliche Zeichen des Wahnsinns gab, so erwirkte man endlich einen Befehl, sie in Gewahrsam zu bringen. Diese Freiheitsbeschränkung scheint sie aber in einen so fürchterlichen Zustand versetzt zu haben, daß man sich endlich entschloß, sie wieder in Freiheit zu setzen. Sofort wendete sie den Rest der ihr gewordenen Kräfte an, um zu ihrem theuren Asyle zu fliegen, wiewol es sechs (engl.) Meilen von dem Orte ihres Gewahrsams entfernt war, und ihr Entzücken, sich wieder in Freiheit und unter dem elenden Obdache zu finden, das sie gewählt hatte, war unbeschreiblich. Harte Entbehrungen, Krankheit, strenge Kälte und äußerstes Elend schwächten wol allmälig ihre Gesundheit und verringerten ihre Schönheit; aber immer

---

1) Unsere Unbekannte war in Schweden 16 Jahre alt, lebte dann 3 Jahre in Bordeaux, stand 2 Jahre mit Graf Cobenzl in Verkehr, muß also 6 Jahre nach dessen Tode hoch in die Zwanzig gewesen sein.

blieb ihre Gestalt höchst anziehend, und in ihren Zügen und ganzem Benehmen lag ungemeine Sanftmuth und Zartheit. Ueber alles, was die Eitelkeit ihres Geschlechts zu reizen pflegt und gerade den Irrsinnigen fast immer gefällt, war sie hinaus; sie wollte kein Pelzwerk, keinen Zierrath annehmen oder tragen, sondern hing dergleichen, als ihrer Betrachtung unwerth, an den ersten besten Strauch, den sie auf ihrem Wege fand. Ueber ihr Schicksal verweigerte sie jede Auskunft; ihre Schweigsamkeit in dieser Beziehung war unbesiegbar; ihr Gedächtniß schien geschwächt, und ihr Urtheil sichtbar gestört zu sein; indeß antwortete sie so ziemlich richtig, außer wenn sie argwöhnen konnte, daß die an sie gerichtete Frage den Zweck hätte, ihr ihr Geheimniß zu entreißen. Ihre Lebensweise war die unschuldigste, die sich denken ließ. Bei schönem Wetter streifte sie in allen Dörfern der Umgegend umher, unterhielt sich mit den Kindern armer Landleute, machte ihnen kleine Geschenke von Sachen, die man ihr gegeben hatte, und empfing andere von ihnen, nahm aber nie etwas an, als Milch, Thee und die einfachsten Nahrungsmittel.

Die Damen der Umgegend, besonders eine, die niemals aufgehört hat, ihre Wohlthäterin zu sein, [1]) wendeten alle Mittel an, sie zu bestimmen, in einem Hause zu wohnen, aber ihre gewöhnliche Antwort war: „in den Häusern wohnen Unruh und Elend, und es gibt kein wahres Glück, außer in Freiheit und frischer Luft.“

Aus einer gewissen Eigenthümlichkeit ihrer Ausdrucksweise und sprachlichen Wendungen und aus der, wenn auch wenig, fremdartigen Aussprache [2]) hatten einige

1) Mrs. Atking zu Bristol.

2) Woher hätte diese Unbekannte eine solche Fertigkeit im Eng-

Personen geschlossen, daß sie keine Engländerin sei. Man machte von da an wiederholte Versuche, zu verschiedenen Zeiten, über ihre Herkunft Licht zu bekommen. Ein Gentleman redete sie in verschiedenen festländischen Sprachen an; sie schien unruhig, verlegen und beängstigt; als er aber deutsch zu ihr sprach, war ihre Bewegung so groß, daß sie dieselbe nicht verbergen konnte; sie entfernte sich von ihm und ergoß sich in Thränen. Zwei andere Gentlemen hatten davon gehört und suchten die arme Verlassene auf. Einer von ihnen, der sehr fertig deutsch sprach, versuchte die Probe ein zweites Mal. Sie zeigte augenscheinliche Verwirrung, ward roth, und sei es Zufall, oder daß sie jene Sprache wirklich verstand, [1]) sie antwortete auf einige Fragen englisch. Aber sofort, als hätte man sie durch Ueberraschung zu dieser Unbesonnenheit verleitet, wendete sie das Gespräch geschickt auf einen anderen Gegenstand und läugnete, verstanden zu haben, was man zu ihr gesprochen.

Nach einiger Zeit gelang es der Mrs. Atking, sie bei einem Chirurg in Bristol unterzubringen, dem es glückte, ihr Zutrauen zu gewinnen. So oft derselbe aber sie nach ihrer Herkunft fragte, legte sie den Finger auf den Mund. Da sie fortfuhr, sich durchaus in kein Bett legen zu wollen, so breitete man ihr Matratzen auf die Erde. Oft unterhielt sie sich damit, daß sie ihre Decke wie einen königlichen Mantel um sich schlug. Eines Tages, als ein mit vier Pferden bespannter Wagen durch die Straße fuhr und Alles ans Fenster trat, fragte sie nach der Ursache und sagte dann: das ist nicht der Mühe

---

lischen erlangt? Wir haben gesehen, daß sie erst in Bordeaux französisch zu lernen anfing.

1) Also Gewißheit hatte man auch darüber nicht erlangt.

werth; mein Vater fuhr stets mit achten. Sie soll sich Bicky genannt haben, ihr Accent deutsch und italienisch gewesen sein, und Mrs. Atking behauptete, daß sie die Erzeugnisse dieser beiden Länder zu kennen scheine [1]).

Wir finden keinen nur irgend sicheren Grund, eine Identität beider Personen anzunehmen. Selbst Zeit und Lebensalter wollen nicht passen. Nicht ein Mal das ist gewiß, daß die zweite Unbekannte keine Engländerin gewesen. Die Vermuthung des Berichterstatters im Craftman, daß sie 1775 oder 1776 von einem fremden Schiffe ans Land gesetzt worden sei, erscheint als reine Conjectur. Die einzelnen Aeußerungen der Irren, welche auf vornehme Geburt deuteten, sind bei solchen Unglücklichen nur zu gewöhnlich. Sollten aber beide Personen identisch gewesen sein, welche Last von traurigen Schicksalen müßte sich da diese fünf, sechs Jahre hindurch auf die Unglückliche gelegt haben, die das unbefangene, leichtsinnige Mädchen zu solchem Irrsinn und solcher Verschlossenheit bringen konnten!

Aber auch abgesehen von der Frage nach der zweiten Unbekannten, das Verhältniß der Ersten bleibt räthselhaft. Soll man sie für eine gewöhnliche Abenteurerin halten? Die mehrfachen Unwahrheiten und Täuschungen, die sie sich zu Schulden kommen ließ, könnten dazu führen. Aber erlauben sich nicht häufig auch Solche dergleichen, die in der Hauptsache völlig unschuldig sind? Man sieht weder einen rechten Zweck des Betrugs, noch wie sie hoffen konnte, auf ihrem Wege irgend ein Ziel zu erreichen, als Entdeckung und Bestrafung. Sie selbst rief ja zur Untersuchung ihrer Sache auf und verbarg

---

1) Was für Erzeugnisse haben diese Länder, die nicht auch in England bekannt wären?

sich keiner Prüfung. Was weiter von ihrer ganzen Lebensweise bekannt ist, zeugt für eine zwar sehr leichtsinnige und unerfahrene, aber harmlose, züchtige und offenherzige Person, überhaupt dafür, daß sie in gutem Glauben gehandelt hat. Daß sie im Anfang mit reichen Geldmitteln ausgerüstet gewesen ist, daß sich bedeutende Personen für sie interessirt haben, scheint gewiß. Eine andere Herkunft, andere Lebensgeschichte, als die sie angegeben, ist nicht ermittelt worden. Auch darauf führt keine Spur, daß sie nur ein Werkzeug in Anderer Händen gewesen sei. (Bemerkenswerth bleibt jedoch der Reiter, der ihr an der französischen Grenze das Billet in den Wagen warf.)

Auf der anderen Seite finden wir aber auch keinen sicheren Anhalt zu der Annahme, sie sei wirklich eine natürliche Tochter des Kaiser Franz gewesen, und manches spricht gegen dieselbe. Wollen wir auch nicht behaupten, daß, weil sie einzelne Unwahrheiten eingestanden hat, man ihrer ganzen Erzählung keinen Glauben beizumessen habe [1]), so hat man doch für den, hier besonders wichtigen früheren Theil ihres Lebens nur ihre eigene Aussage. Will man diese als wahr betrachten, so bleibt es immer bloß ihre eigene Vermuthung, daß der Unbekannte der Kaiser gewesen sei. Aehnlichkeiten trügen, und man glaubt leicht, was man wünscht. Die Portraits konnten ihr später zugekommen sein. In ihrer weiteren Geschichte bleibt, auch in der verbesserten Ausgabe, die eigentlich noch wunderlicher ist, als die erste, vieles Zweifelhafte. Warum ließ Graf Belgiojoso, der sich ihrer anfangs so warm anzunehmen schien, sie so

1) Einzelnes hat sich außerdem als wahr erwiesen, wie die Vorgänge in Schweden und Bordeaux.

plötzlich und gleichgiltig fallen, während man hätte annehmen sollen, daß sein näherer Verkehr mit ihr und was er darin über ihre Herkunft und Verhältnisse etwa vermuthen können, ihn hätte bestimmen müssen, sie jedenfalls nicht aus den Augen zu lassen? Die Personen, die sie nach Hamburg gebracht, scheinen sich nicht bemüht zu haben, sie zu finden und zurückzubringen. Höchstens daß sie einem weiteren Unbekannten Auftrag gegeben, ihr behilflich zu sein, wenn er sie etwa in Hamburg träfe. War es so wahrscheinlich, daß sie sich gerade dorthin wenden würde, und woran erkannte sie dieser Unbekannte? Ueberhaupt wie viele Leute stehen nicht diesen unbekannten Freunden zum Besten des Fräuleins zu Gebote, und wie verschwinden diese doch alle mit einem Male! Warum hatte man den Klosterplan so gänzlich aufgegeben, und was war es für ein unüberlegter Gedanke, daß man dieses junge 16jährige Mädchen ganz allein, oder nur unter der Obhut einer Zimmervermietherin, welche keinen erziehenden Einfluß auf sie geübt zu haben scheint, in dem Besitz von Summen, mit denen sie nicht umzugehen verstand, in Bordeaux wohnen, alle Freuden der Gesellschaft kosten, die ersten Häuser besuchen und allmälig in Schulden gerathen ließ, ihr selbst überlassend, wie sie sich wieder heraushelfe? War sie die Tochter des Kaisers und auf seine Kosten erzogen, so mußten — darin hatte sie Recht — manche Personen darum wissen, und von diesen hätte doch Eine durch die Briefe, die sie in ihrer Noth schrieb, durch ihre, nicht eben in tiefem Geheimniß bewirkte Abführung nach Brüssel und dortige Haft und Vernehmung aufmerksam gemacht werden sollen. Es hat sich Niemand gerührt. Die Fürstin von Aremberg, die sie dem Herzog von York empfohlen und als die wahrscheinlichste Quelle des Geldes

dargestellt wird, lebte in den österreichischen Niederlanden und war gewiß von dem unterrichtet, was mit der Unbekannten vorging, wenn auch die Kaiserin verboten haben soll, sie zu befragen.

Am wenigsten können wir der Vermuthung Raum geben, daß die Kaiserin, oder daß die in dieser Sache thätigen Organe der kaiserlichen Regierung die Unbekannte als eine natürliche Tochter des Kaisers Franz erkannt hätten, ohne sie als solche anerkennen und behandeln zu wollen. Dem Charakter der Kaiserin und der Haltung, die sie speciell in Betreff ihres Gemahls und seiner galanten Verbindungen beobachtet hat, widerspräche das vollkommen. Maria Theresia liebte ihren Gemahl, mit dem sie eine überaus glückliche und gesegnete Ehe führte, auf das Zärtlichste; sie liebte ihn so sehr, daß sie die öfteren Galanterien, ja die fortgesetzten Nebenverbindungen, in die er sich einließ, ihm niemals entgelten ließ,[1]) ja kaum zu kennen schien. Wenn sie dieselben geahndet hat, so war es nicht gegen ihn, oder die Gegenstände seiner Neigung, sondern es zeigte sich dann in der Strenge, mit welcher die Kaiserin überhaupt gegen die Verirrungen der Geschlechtsliebe zu Felde zog. Die Liebe, die sie ihrem Gemahl im Leben gewidmet hatte, wurde nach seinem plötzlichen Tode zu einer Art von Cultus. Mit eigenen Händen bereitete sie sein Leichentuch. Das Zimmer, wo er geendet,[2]) wurde zur Kapelle, die Stelle, wo er, vom Schlage getroffen, um-

---

1) Sie entschuldigte ihn mit seiner Geschäftslosigkeit und warnte ihre Vertraute, wie Karoline Pichler in ihren Denkwürdigkeiten erzählt, einen Mann zu heirathen, der nichts zu thun habe. Freilich hielt sie selbst ihren Gemahl von den Staatsgeschäften fern.

2) In Insbruck am 18. August 1765.

gesunken war, zum Altar verwandelt. Funfzehn Jahre lang und bis zu ihrem Tode legte Maria Theresia die Trauerkleidung nicht ab. Sie verließ ihre gewohnten Gemächer und bezog andere, im dritten Gestock, die sie mit schwarzem Sammt ausschlagen ließ. Monatlich am 18. und den ganzen August hindurch verblieb sie in völliger Einsamkeit. Sie ließ sich ihr Mausoleum neben dem ihres Gemahls errichten. In den letzten Jahren verweilte sie täglich mehrere Stunden vor einem Crucifix, in der Todtenkapelle, die mit Todtenköpfen, dem Bilde ihres Gemahls im Sarge und ihrem eigenen Bilde als Leiche behängt war. Mehrmals ließ sie sich in die Gruft des Kaisers in der Kapuzinerkirche in Wien herabsenken, an seinem Sarge zu beten.

Seine letzte, stärkste und dauerndste Neigung war, nächst seiner Gemahlin, der Fürstin Maria Wilhelmine Josephe von Auersperg gewidmet gewesen. Dieselbe war am 30. April 1738 geboren, eine Tochter jenes Grafen Wilhelm Reinhard von Neipperg, [1]) den die Verwickelungen des belgrader Friedens auf einige Zeit auf die Festung brachte, der sich aber bald wieder emporschwang [2]) und

1) Geb. 27. Mai 1684, k. k. wirklicher Geh.-Rath und General-Feldmarschall, Commandant zu Wien, verm. 24. April 1726 mit Maria Francisca Gräfin von Khevenhüller (geb. 8. Nov. 1702, † 2. Sept. 1760), † 26. Mai 1774. Er hatte einen Sohn, Leopold, der das Geschlecht fortpflanzte, und zwei Töchter, davon die Aelteste den Marquis von Ives heirathete, aber schon 15. Dec. 1758, 31 Jahre alt, †. Die Jüngere war die Fürstin Auersperg.

2) Maria Theresia stellte ihn gleich wieder an. Man hat das daraus erklären wollen, daß er sich für sie geopfert habe, indem er den belgrader Frieden um ihret- und ihres Gemahls willen unterzeichnet habe. Indeß die Erzählung, daß Franz auf einer Jagd von den Türken gefangen und nur unter der Bedingung der Uebergabe Belgrads freigegeben worden sei, gehört lediglich dem Roman an. Die zweite, etwas weniger romantische Version, wonach Neipperg, mit Rück-

in hohen Würden erst kurz vor seiner Tochter starb. Sie war am 10. April 1755 mit dem Fürsten Johann Adam von Auersperg [1]) vermählt worden. In den Niederlanden — wo ihr Vater Gouverneur von Luxemburg war — erzogen, kam sie mit 16 Jahren an den kaiserlichen Hof, alles in Staunen und Entzücken setzend. Sie war von mittlerer Größe, hellbraunem Teint; die Augen grau, das üppige Haar kastanienbraun. Wenn sie sprach, leuchtete eine Fülle von Grazie und Anmuth in ihr auf. Ihr Charakter war sanft und einnehmend, ihr ganzes Wesen bezaubernd. Verschwenderisch war sie in hohem Grade, und namentlich dem Spiel sehr ergeben. Sie hatte ihrem Gemahl gegen 80,000 Thaler zugebracht, die sie aber im ersten Sommer ihrer Ehe verspielte. Sie war zärtlich und hingebend, in ihren Neigungen aber unbeständig und launenhaft. Der Kaiser Franz brachte, so oft er konnte, seine Abende bei ihr zu, wo eine ausgewählte Gesellschaft in ungezwungener Heiterkeit vereinigt war. [2]) Sie war auch mit in Insbruck, bei dem

---

sicht auf die bevorstehenden größeren Wirren, von der Thronerbin und ihrem Gemahl instruirt gewesen wäre, den Frieden um jeden Preis zu schließen, ermangelt jedes Beweises, und der Sohn des Feldmarschalls hat in seiner Rechtfertigungsschrift seines Vaters keinen Bezug darauf genommen. Neipperg's Verfahren läßt sich auch ohne jene Annahme psychologisch wohl erklären. Die Sachen standen schlecht; alles war entmuthigt; die Türken waren sehr starr; Wallis war nicht offen gegen Neipperg, und dieser verlor den Kopf.

1) Derselbe war am 27. Aug. 1721 geboren, der zweite Sohn des Fürsten Heinrich und der Fürstin Maria Dominica Magdalena von Liechtenstein, ward 14. Aug. 1746 in den Reichsfürstenstand erhoben und war in erster Ehe mit der Gräfin Maria Katharina von Schönfeld (geb. 1728, verm. 14. Nov. 1746, † 4. Juni 1753) vermählt. Nur von dieser hatte er einen Sohn, Joseph Heinrich (geb. 19. März 1749), der als k. k. Hauptmann vor ihm starb (Mai 1772).

2) Näheres bei Wraxall, Memoirs of the courts of Berlin, Dresden, Warsaw and Vienne; Lond., 1799.

Tode ihres kaiserlichen Freundes. Als nun, bevor die Leiche des Kaisers in die Gruft nach Wien abgeführt ward, sich die Kaiserin, das erste Mal nach dem Tode ihres Gemahls, ihrem Hofe zeigte, sah sie, aus ihrem Cabinet tretend, den ganzen Hof auf der einen Seite und auf der anderen, alleinstehend und gemieden, die Thränen von dem langen schwarzen Schleier nicht genug verborgen, die Fürstin Auersperg. Sofort ging sie auf sie zu, gab ihr die Hand und sprach, daß Alle es hören konnten: „Wir haben wahrlich viel verloren, meine Liebe!" Noch am Tage vor seinem Tode soll, wie Coxe erzählt, der Kaiser seiner Geliebten eine Anweisung auf 200,000 Fl. ausgestellt haben, die bei seinem Tode noch nicht bezahlt war. Die Minister wollten die Zahlung beanstanden; die Kaiserin aber befahl, sie ohne Weiteres zu leisten. Ein kleines Landhaus in der Nähe von Laxenburg, das der Kaiser ihr geschenkt hatte, kaufte sie ihr weit über dem Werth ab. Auch weiterhin behandelte sie sie stets mit größter Zartheit und ließ ihr nie einen Groll merken, wenn sie ihr auch natürlich keine Gunst schenkte und ihre Nähe nicht liebte. Die Kaiserin überlebte die Fürstin, welche letztere am 21. Oct. 1775, erst 37 Jahre alt, an einer Lungenentzündung starb.

Kann man, nach diesen Vorgängen, noch annehmen, Maria Theresia würde, wenn sie nur im Mindesten für möglich gehalten, die Unbekannte sei das Kind ihres verewigten Gemahls, sie so ins Elend gestoßen haben? Und auch die Räthe und Diener, wenn sie nicht für gewiß gehalten hätten, daß die Erzählung der Unbekannten außer allem Bezug zu ihrem Kaiser stehe, würden sie wol ihre Zurücksendung nach Bordeaux, oder ihre Entlassung in gänzliche Freiheit empfohlen haben, wo sie in beiden Fällen erwarten mußten, daß der ganze

Handel öffentlich werde? Der Befehl, den Graf Cobenzl in der letzten Stunde erhielt, scheint nur darauf Bezug gehabt zu haben, daß die Kaiserin damit umging, aus Mitleid seinen Rath zu befolgen. Wäre ein tieferer Grund im Spiele gewesen, so würde man der Unglücklichen, auch nach ihrer, wahrscheinlich durch den Uebereifer des Grafen Neny bewirkten Entlassung, nachgespürt haben. Auch ist es bemerkenswerth, daß Prinz Karl, der sich anfangs für die Unbekannte interessirt zu haben scheint und manche Aehnlichkeiten entdeckte, welche Anderen entgangen waren, sie später gleichfalls fallen ließ.

Vielleicht daß der erste Theil ihrer Geschichte in der Hauptsache wahr, wenn auch durch ihre jugendliche Phantasie, wie das so zu geschehen pflegt, ausgeschmückt, der Kaiser aber dabei nicht betheiligt war. Auf diesen kann sie ohnedies erst nach ihrem Eintritt in die größere Welt gebracht worden sein, und hier mögen die Einflüsterungen Anderer, die ihr aus Eigennutz schmeichelten, nicht ohne Einfluß gewesen sein. Wer sie gewesen, woher ihr die Mittel gekommen, wer sich ihrer früherhin angenommen und warum man sie später so gänzlich fallen lassen, was sie zuletzt für ein Ende genommen, daß das noch ermittelt werde, dazu ist wenig Aussicht. Wol aber müßte sich für das zeither Bekannte noch manche Ergänzung und Berichtigung aus den Depeschen und Papieren der Grafen Mercy und Belgiojoso erwarten lassen.

III. Der Zarewitsch und seine Gemahlin.

Gewiß ereignen sich im wirklichen Leben wunderbarere und bunter verflochtene Begebenheiten und Schicksale, als die erfinderischste Phantasie zu erdenken vermag, und die überraschendsten Gebilde der letzteren sind zuletzt doch dem wirklichen Leben abgelauscht und wirken am meisten, wenn sie es sind. Auf der anderen Seite ist es aber auch wahr, daß das Unwahrscheinliche, wenn es einige pikante, romantische Färbung hat, oft weit willigeren und festeren Glauben findet, als die einfache und nüchterne Wahrheit, und daß es namentlich überaus schwer fällt, Einen, der so eine pikante Geheimgeschichte erlauscht zu haben vermeint, zu überzeugen, daß es mit der ganzen Sache nichts sei.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lief, bis die französische Revolution und ihre Folgen alle Aufmerksamkeit von den Schicksalen einzelner Personen ab und auf die sogenannten großen Weltbegebenheiten hinzogen, eine Geschichte durch Europa, die auch wol heute noch zuweilen wiederholt und als immerhin möglich hingenommen wird, ungeachtet sie in ihren wesentlichsten Vordersätzen mit notorischen und gänzlich unabläugbaren Thatsachen so in Widerstreit steht, daß man nicht begreifen kann,

warum ihre ersten Erfinder die Erfindung nicht etwas feiner anlegten. Indeß ist es mit den meisten pikanten Geschichten, von denen die französischen Memoiren wimmeln, ungefähr ebenso, und überall begegnen wir bei Schriftstellern und Lesern dem größten Leichtsinn in Betreff der Beweise, der größten Ungenauigkeit in Betreff der äußeren Thatsachen, und der größten Geneigtheit, doch alles auf Treu und Glauben hinzunehmen, was der Richtung oder Tendenz gerade zusagt.

Die Prinzessin Charlotte Christine Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel war die zweite Tochter des kräftigen und geistvollen Herzogs Ludwig Rudolf,[1]) die Enkelin des talentvollen, aber ehrgeizigen und unruhigen Anton Ulrich. Ihr Vater, der in seiner Jugend große Reisen gemacht, auch gegen die Franzosen gekämpft hatte, wobei er bei Fleurus (1690) gefangen ward, hatte die längste Zeit in der kleinen Grafschaft Blankenburg residirt, die ihm als erbliche Apanage zugefallen war, und die er seit dem Tode seines Vaters mit voller Oberhoheit regierte, nachdem ihm schon vorher (1. Nov. 1701) gelungen war, sie zu einem Fürstenthume erheben zu lassen. Hier wurden ihm, in der schönen ländlichen Einsamkeit des romantischen Harzes, auf dem von ihm erbauten Schlosse, das in einer viel späteren Zeit ein Asyl geflüchteter Bourbons werden sollte, aus seiner Ehe mit Christine Louise [2]), einer Tochter des Fürsten Albrecht Ernst von Oettingen, vier

1) Er † 1714 als 81jähriger Greis. Sein ältester Sohn, August Friedrich, war 1676 in k. k. Diensten bei der Belagerung von Philippsburg gefallen. In der Regierung folgte ihm erst sein zweiter Sohn August Wilhelm, dann nach dessen, trotz dreimaliger Verehelichung, kinderlosem Tode (23. März 1731) der dritte Sohn Ludwig Rudolf (geb. 1671).

2) Sie † erst 1747.

Töchter geboren. Die Aelteste, Elisabeth Christine, geb. 28. August 1691, vermählte sich, nachdem sie (1. Mai 1707) zu Bamberg zur römisch-katholischen Religion übergetreten war, 1708 [1]) mit dem damaligen König Karl III. von Spanien, nachherigen Kaiser Karl VI. Sie bestand die Gefahren seiner spanischen Kämpfe mit ihm; ja selbst nachdem er, zur Uebernahme größerer Bestimmungen, nach Deutschland zurückgeeilt war, blieb sie noch drei Jahre lang als Regentin in Catalonien, unterstützt vom Fürsten Anton Liechtenstein und Graf Guido Starhemberg, und geschützt von den treuen Catalanen. Sie war eine schöne, liebenswürdige und allgeliebte Frau, geistvoll und tugendhaft und zog im Ganzen ein nicht bloß glänzendes, sondern auch glückliches Loos, wenn sie auch manchen Kummer und manche Unruhe erlebt hat. Die zweite Tochter, Charlotte Auguste (geb. 23. Juli 1692), starb im Jahre ihrer Geburt (8. August). Die jüngste Tochter Rudolf's, Antoinette Amalie, geb. 22. April 1696, vermählte sich am 15. Oct. 1712 mit ihrem Vetter, dem Herzog Ferdinand Albert von Braunschweig-Bevern [2]), und ward dadurch die Stammmutter

---

1) Die Ehe ward per proc. zu Maria Hietzing am 23. April geschlossen und dann zu Barcelona am 1. August vollzogen. Sie ward am 10. Oct. 1714 als Königin von Ungarn, am 8. Sept. 1723 als Königin von Böhmen gekrönt. Nach einer glücklichen Ehe am 20. Oct. 1740 zur Witwe geworden, † sie am 21. Dec. 1750, nachdem sie noch das Glück und den Sieg ihrer großen Tochter Maria Theresia erlebt hatte.

2) Sein gleichnamiger Vater war ein Bruder Anton Ulrich's, er selbst also mit Ludwig Rudolf Geschwisterkind. Sein kunstsinniger Vater war viel gereist, hieß in der fruchtbringenden Gesellschaft der Wunderliche, beschrieb seine Reisen unter dem Titel: „Wunderliche Begebnisse und wunderlicher Zustand in dieser wunderlichen und verkehrten Welt" (Bevern, 1678. 5 Bde. 4.), ererbte von seiner Mutter das berühmte mantuanische Gefäß, verlor zwei Söhne auf dem Schlachtfelde und † 1687.

des heutigen Hauses Braunschweig, die Großmutter jenes tapfern, geistvollen und edelsinnigen Karl Wilhelm Ferdinand, welcher sich 1806 bei Auerstädt seine Todeswunde holte, die Urgroßmutter jenes Friedrich Wilhelm, der 1815 bei Quatrebras fiel. Ihr Gemahl [1]) folgte ihrem Vater am 1. März 1735 in der Regierung der braunschweigischen Lande, welche der letztere seit dem Tode seines Bruders (1731) übernommen hatte, starb aber schon am 3. September desselben Jahres. Sein ältester Sohn, der 22jährige Herzog Karl, mit einer Schwester Friedrich's II. vermählt, übernahm die Regierung. Zu ihren anderen Kindern gehörte jener unglückliche Anton Ulrich, [2]) der Gemahl der Regentin von Rußland, Anna von Mecklenburg; die Elisabeth Christine, welche an der Seite Friedrich's II. eine würdige, aber freudenlose Ehe führte; Ludwig Ernst, welcher in k. k. Diensten tapfer bei Belgrad und Oetlingen kämpfte, nach Biron's Sturz zum Herzog von Kurland gewählt ward, ohne in Besitz gelangen zu können, 1749 holländischer Feldmarschall wurde, von 1759 — 1766 die Vormundschaft über den jungen Erbstatthalter Wilhelm V. mit Geschick und Ruhm führte, später bittere Erfahrungen republikanischen Undanks und Mistrauens machte, 1784 sich zurückzog und 1788 in Eisenach starb; Ferdinand, der berühmte Heldenführer der alliirten Armee im siebenjährigen Kriege; Albrecht, der als k. k. Offizier, erst 20 Jahre alt, 1745 bei Sorr, seinem Bruder Ferdinand gegenüber fiel; Friedrich Franz (geb. 1732), der als preußischer Obrister 1758

---

1) Geb. 19. Mai 1680, tapfer vor Landau und Belgrad, k. k. und des Reichs General-Feldmarschall (1716), Gouverneur von Komorn.

2) Th. I, S. 50 ff.

bei Hochkirch erschossen ward; Luise Amalie, mit Prinz August Wilhelm von Preußen vermählt und durch ihn Mutter König Friedrich Wilhelm's II.; Sophia Antoinette, Gemahlin des Herzogs Ernst Friedrich von Sachsen-Koburg-Saalfeld; Therese Natalie, Aebtissin zu Gandersheim; endlich jene ränkesüchtige Königin von Dänemark, Juliane Marie, die Verfolgerin der stammverwandten unglücklichen Königin Karoline Mathilde. — Die Mutter dieser zahlreichen Familie, die Herzogin Antoinette Amalie, starb als Witwe am 6. März 1762.

Ein traurigeres Loos, als jene beiden Töchter Ludwig Rudolf's, zog die drittgeborene Schwester, Charlotte Christine Sophie, geb. am 29. August 1694. Sie wurde am 25. Oct. 1711, nicht ohne Einfluß des ihr seit drei Jahren so nahe verschwägerten wiener Hofes, [1]) mit dem Zarewitsch Alexei, dem einzigen Sohn Peter des Gr. vermählt. Die Hochzeit fand in Gegenwart des Zaren zu Torgau, dem damaligen Aufenthalte der Gemahlin König August's von Polen, statt und war mit großen Feierlichkeiten verbunden. Diese Ehe ward eine unglückliche. Alexei (geb. 18. Febr. 1690), der Sohn einer längst verstoßenen Mutter, Awditja Lapuchin, in seiner ersten [2]) Erziehung vernachlässigt, in die Hände altgläubiger Russen gerathen, die ihn gegen alle Neuerungen seines Vaters feindselig gestimmt und sein geistiges Leben in den engen Kreis der Subtilitäten byzantini-

1) Zunächst jedoch war diese Verbindung zu Jaroslaw in Rußland durch den braunschweigischen Gesandten Hans Christoph v. Schleinitz verhandelt worden.

2) Später ward ein Baron Huyssen aus waldeckischen Diensten nach Rußland gezogen. Der war aber nur Lehrer. Der Aufseher ward Mentschikow, der schwerlich geneigt war, den Prinzen zum großen Kaiser zu erziehen.

scher Theologie gebannt hatten, dabei roh und ausschweifend, beschränkt und voller Vorurtheile, ohne Theilnahme für irgend einen der Gegenstände, die seinem Vater vornehmlich am Herzen lagen, besaß begreiflich des Letzteren Gunst nicht in besonderem Grade, und der Vater scheint sich auch wenig Mühe gegeben zu haben, in zweckmäßiger Weise einen anderen Sinn in seinem Sohne zu erwecken. Doch verheirathete er ihn, wie wir sahen, standesmäßig, ließ ihn in der Hauptsache nach seinen Neigungen leben, nahm ihn, was freilich nicht die Sache des Prinzen war, auf mehrere Feldzüge mit, übertrug ihm auch, während des Türkenkrieges, die nominelle Regentschaft des Reiches. Doch war es eben in diesem Zeitpunkte bezeichnend für das Urtheil des Kaisers über den Regentenberuf seines Sohnes, daß er in jenem berühmten Schreiben, das er in der großen Gefahr am Pruth an den Senat sendete, diesem auftrug, im Fall seines Unterganges den Würdigsten zum Nachfolger zu wählen.

Das junge Paar war von Torgau aus über Wolfenbüttel nach Rußland gereist, und mag die Prinzessin bei diesem letzten Aufenthalte in der geliebten Heimat wol ihre letzten frohen Stunden genossen haben. Ihrem Gemahl und dessen Umgebungen war es schon ein Dorn im Auge, daß der Prinzessin verstattet worden war, bei der lutherischen Confession zu beharren.[1]) Sie gewann nicht den mindesten Einfluß über ihn, sein Herz und sein Wesen. Wie er in allem wider die Wünsche seines Vaters handelte, so konnte es auch der Prinzessin nichts helfen, daß der große Zar ihre Bildung und Tugend besser zu würdigen wußte, als sein Sohn. Dieser behan-

1) Sonst hätte auch die Vermählung nicht bei der streng lutherischen Christine Eberhardine gefeiert werden können.

delte seine Gemahlin mit gänzlicher Misachtung. Er hatte sich eine finnische Magd zur Geliebten erkoren, mit der er den rechten Flügel bewohnte, während seiner Gemahlin der linke angewiesen war. Er vermied es, sie zu sehen, und wenn er ihrer Gesellschaft nicht ausweichen konnte, sprach er doch kein Wort mit ihr. Doch vielleicht war diese Gleichgiltigkeit, dieses Ausweichen noch eine Erleichterung für die Arme, im Vergleich zu den näheren Berührungen mit diesem rohen, geistlosen und jedes Zartgefühls, jedes ritterlichen Sinnes für Ehre und Frauenwürde ermangelnden Menschen, der sich selbst persönliche Mishandlungen gegen sie erlaubt haben soll.

Um die weiteren Schicksale dieser unglücklichen Prinzessin ist nun eben jenes romantische Gespinnst verbreitet worden, dessen Wahrheit man theilweise wünschen möchte, dessen Ungrund aber sich leicht erkennen läßt. Hören wir die Geschichte, wie sie im vorigen Jahrhundert verbreitet ward und seitdem, mit kleinen Abweichungen, von Memoirenschreibern und Novellisten mehrfach benutzt worden ist. [1])

Sie heben natürlich von der unglücklichen Ehe der Prinzessin, der Rohheit ihres Gemahls, seiner Abneigung gegen sie an. Sie versichern, ohne eine Quelle, ohne den Schatten eines Beweises anzugeben, daß er sie mehrmals habe vergiften wollen, daß aber ein Gegengift sie gerettet habe. Endlich habe er ihr, als sie im letzten Monat ihrer Schwangerschaft gewesen, einen so wüthenden Fußstoß auf den Leib gegeben, daß sie ohnmächtig und im Blute schwimmend zu Boden gesunken sei. Der Zar sei damals auf Reisen gewesen. Sein Sohn, überzeugt, daß die unglückliche Prinzessin nicht wieder zu sich kom-

---

1) Vergl.: Duclos Pièces intéressantes et peu connues. S. 130 ff.

men könne, sei sofort auf sein Landgut gereist. Nun kommen sie auf die Entbindung der Prinzessin. Ohne daß sie es ausdrücklich sagen, scheint es doch, daß sie dieselbe unmittelbar nach jenem Vorgange, wahrscheinlich als dadurch veranlaßte vorzeitige Geburt, eintreten lassen, und jedenfalls lassen sie dieselbe vor der Rückkehr des Zaren und des Zarewitsch erfolgen. Die Gräfin Königsmark, Mutter des Marschalls von Sachsen, sei bei der Prinzessin gewesen, [1]) als dieselbe von einem todten Kinde entbunden worden sei. Diese nun sei auf den Gedanken gekommen, die Prinzessin auf ein Mal den Leiden und Gefahren, die ihr von der Rohheit ihres Gemahls drohten, durch das abenteuerliche Mittel eines Scheintodes zu entziehen. Sie habe die Frauen der Prinzessin gewonnen, und darauf dem Prinzen geschrieben, seine Frau und sein Kind seien todt. Der Zarewitsch befahl, sie sofort und ohne Feierlichkeit zu beerdigen; man schickte Couriere an den Zar und an alle Höfe, und Europa legte um einen Holzblock Trauer an, den man statt der Prinzessin begraben hatte.

Es wäre nun das Natürlichste gewesen, daß man sie in sichere Verborgenheit gebracht hätte, bis sie sich unter den Schutz des Zaren stellen konnte, der den Willen und die Mittel hatte, ihr solchen zu bieten. Aber nein, sie sollte ihrer ganzen Stellung, ihrem Namen, jeder fernern Verbindung mit den Ihrigen, jeder Hoffnung des Wiedersehens ihrer Eltern und Geschwister entsagen; die Großfürstin sollte aus dem Reiche der Lebenden ver-

---

1) Ist das wahr? Die Gräfin Aurora reiste zwar nur zu viel an Höfen umher. Wir haben aber nirgend sonst gefunden, daß sie zu jener Zeit in Rußland gewesen wäre.

schwunden bleiben und als eine ganz andere Person fortleben.

Man hatte die Prinzessin in ein entlegenes Zimmer gebracht, wo sie nach und nach wieder zu Gesundheit und Kräften kam. Die Gräfin verschaffte ihr Geld und einige Edelsteine[1]), und sie reiste in Tracht einer Bürgersfrau, mit einem alten deutschen Bedienten, der für ihren Vater galt, nach Paris. Hier hielt sie sich nicht lange auf, nahm eine Kammerfrau an, eilte in eine Hafenstadt und schiffte sich nach Luisiana ein.

Ihr Aeußeres erregte dort Aufmerksamkeit, und ein Offizier, Namens d'Aubant, der in Rußland gewesen war, glaubte in ihr die Großfürstin wiederzuerkennen, wie schwer es ihm auch fiel, sie hier und in diesen Verhältnissen zu suchen. Um seiner Sache gewisser zu werden, näherte er sich dem angeblichen Vater, war ihm gefällig und knüpfte allmälig eine immer innigere Vertrautheit an, die sich selbst zum Beziehen einer gemeinsamen Wohnung steigerte. Einige Zeit nachher fand man in den Zeitungen die Nachricht von dem Tode des Zarewitsch (7. Juli 1718). Jetzt erklärte d'Aubant der Prinzessin, daß er sie kenne und bereit sei, Alles aufzugeben, um sie nach Rußland zurückzuführen. Doch die Witwe des Zarewitsch fühlte sich in ihrer sicheren Verborgenheit glücklicher, als sie je in der Nähe des Thrones gewesen, und weigerte sich, irgend einer Lockung des Ehrgeizes[2]) die Ruhe ihres Privatlebens zu opfern. Sie verlangte von d'Aubant bloß die unverbrüchlichste Verschwiegenheit, und daß sie auf dem bisherigen Fuße fortleben wollten. Er gelobte es und blieb seinem Worte

1) Die Gräfin Aurora war bekanntlich fast immer in Geldnöthen.
2) Aber 1718 lebten noch zwei Kinder, die sie geboren hatte.

getreu. Indeß „der Weg von Freundschaft bis zur Liebe ist eine blumenreiche Bahn.“ Auf ihn hatten die Schönheit, der Geist und die Tugenden der Prinzessin den lebhaftesten Eindruck gemacht, den die Gewohnheit des Beisammenlebens täglich nährte. Er selbst war noch jung und liebenswürdig, und sein rücksichtsvolles Benehmen gegen sie, dessen ersten Grund sie lange nicht gekannt, hatte sie längst für ihn eingenommen. Sie wurden sich täglich theurer, und als der alte Bediente, der für ihren Vater galt, gestorben war, und ihr Beisammenwohnen keine Berechtigung mehr hatte, willigte sie ein, d'Aubant ihre Hand zu reichen. Im ersten Jahre ihrer Ehe erhielt sie eine Tochter, die sie selbst stillte, selbst erzog, und die sie französisch und deutsch lehrte.

So lebten sie zehn Jahre in jenem glücklichen Mittelstande, wo die gegenseitige Liebe zweier Gatten allen Glanz der Erde vergessen macht. Da erkrankte der Mann an einer Fistel, eine Operation ward nöthig, und die zärtlich besorgte Gattin bestand darauf, daß sie zu Paris erfolge. Sie verkauften ihre Wohnung und schifften sich auf dem ersten abgehenden Schiffe ein. In Paris wurde d'Aubant dem geschicktesten Wundarzte anvertraut und seine Gattin widmete ihm die zärtlichste Pflege, die nicht nachließ, bis seine Genesung vollendet war. Dann dachten sie an die Sicherung ihrer Zukunft, und d'Aubant bewarb sich mit Erfolg bei der Indischen Compagnie um eine Anstellung auf der Insel Bourbon.

Während er noch mit diesen Angelegenheiten beschäftigt war, ging seine Gattin zuweilen mit ihrer Tochter, um Luft zu schöpfen, in die Gärten der Tuilerien. Eines Tages, als sie auf einer Bank saßen und, um von den in der Nähe Befindlichen nicht verstanden zu werden, miteinander deutsch sprachen, ging gerade der Mar-

schall von Sachsen vorbei, hörte die vaterländischen Klänge und blieb stehen, um die Sprechenden zu betrachten. Die Mutter schlug die Augen gegen ihn auf, ließ sie aber sofort, als sie den Marschall erkannte, mit solcher Verlegenheit wieder sinken, daß er ausrief: „Wie, Madame, wäre es möglich?“ [1]) Sie ließ ihn nicht weiter reden, sondern erhob sich, zog ihn bei Seite, gestand ihm, wer sie sei, bat ihn um die strengste Verschwiegenheit und ersuchte ihn, sie jetzt zu verlassen und sie zu Hause zu besuchen, um das Nähere zu vernehmen. Er erschien am folgenden Tage. Sie theilte ihm ihre Erlebnisse mit und wie sich die Gräfin, seine Mutter, dabei betheiligt. Zugleich beschwor sie ihn, bis zum Schlusse einer Unterhandlung, die sie angeknüpft habe, und die sich vor Ablauf von drei Monaten entscheiden müsse, dem Könige nichts zu entdecken. Er versprach es ihr und besuchte sie und ihren Gatten von Zeit zu Zeit im Geheimen.

Als er sie eines Tages, kurz vor Ablauf des ihm gesteckten Termins, besuchen wollte, erfuhr er, daß sie vor zwei Tagen nach der Insel Bourbon abgegangen seien. Er begab sich sogleich zum Könige, diesem das Ganze zu entdecken. Der König ließ den Marineminister kommen, und befahl ihm, ohne ihm den Grund zu sagen, dem Gouverneur der Insel die rücksichtsvollste Behandlung des Herrn d'Aubant zu empfehlen. Zugleich schrieb er an die Königin von Ungarn, mit der er damals im Kriege war, [2]) und unterrichtete sie von dem Schicksale

1) Der Marschall — was er erst 1741 wurde — war 1696 geboren, seit 1709 im Kriege. Kann er auch die Prinzessin vor ihrer Verheirathung gesehen haben — in Rußland gewiß nicht — sollte er in der gereiften Frau, unter solchen Umständen, an diesem Orte, in dieser Kleidung die Fürstin wiedererkannt haben, die er als Knabe gesehen?

2) Hier scheinen Anachronismen obzuwalten. 1718 starb Alexei,

ihrer Tante. Die Königin dankte ihm, und schickte ihm einen Brief für die Prinzessin, worin sie dieselbe einlud, zu ihr zu kommen, jedoch unter der Bedingung, daß sie sich von Gatten und Kind trenne, für die der König sorgen werde. Die Prinzessin wies diese Bedingungen zurück und blieb bei ihrem Gatten bis 1747, wo er starb. Da die Tochter auch gestorben war, so kehrte sie nach Paris zurück, mit der Absicht, in ein Kloster zu gehen. Die Königin von Ungarn bot ihr aber an, sich zu Brüssel, mit einer Pension von 20,000 Fl., niederzulassen. Um 1765 und noch 1768 soll sie wieder zu Vitry bei Paris gelebt haben. Sie habe damals den Namen Frau von Moldack geführt und drei Domestiken gehabt, worunter ein Neger. — In dieser Geschichte sind nun sehr wichtige Umstände, welche die Flucht der Großfürstin erklären und möglich machen sollen, notorisch falsch. Die Entbindung, in deren Folge die Prinzessin, wirklich oder scheinbar, gestorben, fand am 23. Oct. 1715 statt. Weder der Zar noch der Zarewitsch waren abwesend. Die Großfürstin wurde nicht von einem todten Kinde, sondern von dem nachherigen Kaiser Peter II. Alexiewitsch entbunden, welcher erst am 30. Jan. 1730 starb, nachdem er am 17. Mai 1727 seiner Stiefgroßmutter, der Kaiserin Katharina I., auf dem Throne gefolgt und am 6. Mai

---

und die Nachricht davon mag zu Ende dieses Jahres oder Anfang 1719 nach Luisiana gekommen sein. Länger als drei bis vier Jahre haben die Liebenden schwerlich gewartet, bevor sie zur Ehe schritten. Dann sollen sie 10 Jahre in Luisiana gelebt haben und darauf nach Paris gereist sein. Dies würde etwa auf das Jahr 1733 hinführen, wo allerdings ein Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich ausbrach, der aber nicht gegen die Königin von Ungarn, sondern gegen Kaiser Karl VI. geführt wurde. Der Krieg Maria Theresia's begann erst 1740 und der mit Frankreich sogar erst im Herbst 1741.

1728 gekrönt worden war, sich auch erst (5. Juni 1727) mit der Prinzessin Maria Alexandrowna Mentschikoff,[1]) dann (12. Dec. 1729) mit der Prinzessin Katharina Alexiewna Dolgorucki verlobt hatte.[2]) Die Großfürstin, die schon vorher eine Tochter, Natalie (geb. 23. Juli 1714, † 1728), geboren hatte, starb nicht sogleich nach der Entbindung, sondern neun Tage später, am 1. Nov. 1715. Sie wurde nicht heimlich und ohne alle Feierlichkeiten, sondern mit großem Gepränge begraben (7. Nov.) und an dem Leichenbegängniß nahmen der Zar und der Zarewitsch persönlich Theil. Sie starb mit Bewußtsein und klarem Vorgefühl ihres Todes. Der Zar war an ihrem Sterbebette und ihm legte sie das Schicksal ihrer Kinder ans Herz. Dann segnete sie ihre Dienstleute und sagte zu den Aerzten: „Quälet mich doch nicht so, und laßt mich ruhig sterben, weil ich nicht länger leben will. Das Leben liegt schwer auf mir!" Auf die weiteren, zum Theil schon angedeuteten Unwahrscheinlichkeiten der folgenden Geschichte brauchen wir nun nicht zurückzukommen. Uebrigens soll die Frau des d'Aubant, welcher Letztere allerdings existirt zu haben scheint, Maria Elisabeth Danielson geheißen haben.[3])

Daß die harte Behandlung von Seiten ihres Gemahls das Herz und die Gesundheit der unglücklichen Prinzessin gebrochen, ist wol glaublich.[4]) In der That

---

1) Sie starb im Exil zu Beresow.

2) Sie heirathete 1743 den General Grafen Alexander Bruce.

3) Auf diese Angabe legen wir nicht viel Werth, wenn man eben nur diesen Namen und nicht die sonstige Herkunft weiß. Es könnte der Name sein, den die Prinzessin, vielleicht nach dem Bedienten, der für ihren Vater galt, angenommen und unter dem sie sich hätte trauen lassen.

4) Man gibt auch der Unwissenheit der Hebammen Schuld.

richtete der Zar an demselben Tage, an dem er von dem Leichenbegängnisse der Großfürstin zurückkehrte, jenes Schreiben an seinen Sohn, worin er ihm seine Unfähigkeit, oder vielmehr sein eigensinniges Verschmähen aller derjenigen Mittel, die ihn nach dem Vater zur Herrschaft tüchtig machen sollten, in sehr eindringlicher, aber nicht erbitternder, nicht des Wohlwollens und väterlichen Gefühls ermangelnder Sprache weniger vorwarf, als auseinandersetzte. Hätte er von Anfang an und immer so ruhig und maßvoll sich zu dem Sohne gestellt, und sich von Anfang an der Erziehung des Sohnes, dessen Wichtigkeit für das Reich er selbst so hoch anschlug, mit Sorgfalt angenommen, er möchte bessere Freude an ihm erlebt haben. Aber freilich sagt er selbst in jenem Briefe: „Ob ich gleich deshalb auf Dich geschmäht, Dich geschlagen und seit so vielen Jahren mit Dir gar nichts davon geredet habe,[1]) so war dies doch Alles umsonst, Alles in den Wind, und Du wolltest nichts thun, als zu Hause leben und Dich ergötzen, unbekümmert, was daraus nicht bloß für Dich, sondern auch für das ganze Reich entstehen könnte." Schließlich hieß es dann: „Da ich denn dieses Alles mit Wehmuth erwäge, und sehe, daß nichts Dich zum Guten bringen kann, so gebe ich Dir meinen letzten Entschluß schriftlich zu erkennen, noch einige Zeit zu warten, ob Du Dich nicht aufrichtig bessern wirst; sollte dies aber nicht geschehen, so sei hiermit versichert, daß ich Dich als brandiges Glied von der Nachfolge trenne. Denke nicht, daß ich solches bloß zum Schrecken schreibe, oder daß ich ja keinen anderen Sohn habe.[2]) Es soll wahrlich,

---

1) Das war es eben!

2) Zwei Tage darauf, am 9. Nov., gebar ihm Katharina einen Sohn, der aber am 25. April 1719 wieder starb.

so Gott will, erfüllt werden. Da ich mein Leben für Vaterland und Volk nicht geschont habe und noch nicht schone, wie sollte ich Dich als Unwürdigen schonen? Lieber ein würdiger Fremder [1]), als ein unwürdiger Eigener." Für unsern speciellen Zweck ist es übrigens bemerkenswerth, daß der Zar in diesem ganzen Schreiben, welches ihm im Allgemeinen zur Ehre gereicht, sehr ruhig und verständig gefaßt ist, nichts Barockes hat und ein tiefes Gefühl seiner Regentenpflichten athmet, weder des Todes der Großfürstin mit einem Worte gedenkt, noch auch sonst das Privatleben des Prinzen berührt, sondern lediglich das Politische, sein Verhältniß zum Reiche, ins Auge faßt.

Das Antwortschreiben dagegen ging sogleich von der Beerdigung der Großfürstin aus. Es lautete [2]): „Allergnädigster Herr und Vater! Das am heutigen Tage, dem 27. Oct. 1715 [3]), nach Beerdigung meines Weibes, von Dir, Herr, empfangene Schreiben habe ich durchgelesen und erwidere darauf: wofern ich nicht fähig sein sollte, die russische Krone zu tragen, so möge mir geschehen nach Deinem Willen. Ich bitte dringend darum, indem ich mich selbst zu solchen Geschäften ungeschickt und untauglich fühle, auch mein Gedächtniß fast hin ist (ohne welches man nichts thun kann), und ich, an geistigen und körperlichen Kräften durch mancherlei Krankheiten geschwächt, untüchtig bin [4]), ein solches Volk zu beherrschen, das keinen so verfaulten Menschen verlangt, wie

1) Der „würdige Fremde" wurde die Kaiserin Katharina I.

2) Beide Schreiben siehe in: Herrmann, Geschichte des russischen Staats, IV., S. 215 ff.

3) Alten Styles.

4) Der Zar schrieb dagegen: „Eigensinn nenne ich Deine Unfähigkeit, da es Dir weder an Verstand, noch an Körperkraft gebricht."

ich bin. Ich mache daher keine Ansprüche auf die russische Thronfolge, — (erhalte Gott Euch noch viele Jahre — werde auch künftig keine darauf machen, nehme Gott darüber zum Zeugen, auf Gefahr meiner Seele, und beglaubige dieses eigenhändig."

Zwei Tage darauf antwortete ihm der Zar. Er vermißte in dem Schreiben des Sohnes die rechte Aufrichtigkeit, fürchtete jedenfalls, daß „die Bärtigen ihn umlenken", und daß er nach des Vaters Ableben dessen Werke wieder vernichten werde. „Nun denn", schrieb er, „so ändere Dich, und sei ein würdiger Nachfolger, oder geh ins Kloster." Darauf antwortete der Zarewitsch kurz, sich mit Krankheit entschuldigend, und bat um die Einwilligung des Zaren, den Mönchsstand erwählen zu dürfen. Daß Verstellung im Spiele, mußte der Zar argwöhnen, als er vor seiner Abreise ins Ausland den Sohn besuchte und denselben, angeblich krank, im Bette fand, dann aber erfuhr, daß er gleich darauf einer Gasterei beigewohnt habe. Er gab ihm sechs Monate Bedenkzeit. Dann verlangte er, von Kopenhagen aus, kategorisch Erklärung. Er sollte sich binnen acht Tagen entweder ins Lager, oder ins Kloster begeben. Alexei schien das Erstere zu wählen, war aber plötzlich mit seiner Concubine Affraßja verschwunden und tauchte erst in Königsberg wieder auf. Von dort verlor sich seine Spur wieder. Er hatte nach Frankreich oder Italien gewollt; aber ein übler Rathgeber, Alexander Kikin, der ihn, nebst Nikiphon Wäsemski, hauptsächlich bei seinen verkehrten Schritten geleitet und eben damals die Schwester des Zaren, Maria Alexejewna, nach Karlsbad und von da zurückgeleitet hatte, theilte ihm in Libau mit, daß er bei Kaiser Karl VI. eine Zuflucht finden könne. Er ging nun nach Wien, fand sich aber da natürlich

nicht verborgen genug, begab sich daher erst nach der Tiroler Festung Ehrenberg, dann in das Castell St. Elmo bei Neapel. Auch da spürten ihn Tolstoi [1]) und Romanzow [2]), die der Zar nach ihm ausgeschickt hatte, aus, und überbrachten ihm ein Schreiben des Zaren (vom 10. Juli 1717), worin ihm Verzeihung versprochen wurde, wenn er zurückkehren und sich gehorsam zeigen wolle. Folge er diesem Befehle nicht, so werde ihn der ewige Fluch des Vaters und die unausweichliche Strafe des Hochverraths treffen. In einem Schreiben vom 15. Oct. 1717 sprach Alexei seinen Dank für die versprochene Verzeihung aus und gelobte Rückkehr, langte auch, mit seinen beiden Beaufsichtigern, am 3. Febr. 1718 in Moskau an.

Bereits hatte der Zar die Untersuchung eingeleitet und die Ausschließung seines Sohnes von der Thronfolge beschlossen. Schon am Morgen des 4. Februar versammelten sich die vornehmen Russen, weltliche wie geistliche, auch die Angesehensten aus dem Bürgerstande Moskaus im Conferenzsaale des Kreml, in welchem die preobrazenskische Garde unter Waffen stand, während die übrigen in Moskau liegenden Truppen sich in und um den Kreml zusammenzogen und alle Zugänge besetzt hielten. Der Zar trat nun mit seinem Gefolge in

---

1) Es war dies Peter Tolstoi, 1702—1714 Gesandter in Konstantinopel, dann Senator und Reisebegleiter Peter des G., Präsident des Handelscollegiums, in den Grafenstand erhoben, unter Peter II. gestürzt und ins Kloster geschickt, wo er 1728 †.

2) Alexei Romanzow, Gardehauptmann, 1731 Gesandter in Konstantinopel, 1736 General en Chef und Eroberer Oczakows, 1739 Generalgouverneur der Ukraine und Gesandter in Konstantinopel — 1742, schloß den Frieden von Abo, ward in den Grafenstand erhoben und † 1742. Sohn und Enkel gehören zu den ausgezeichnetsten Männern Rußlands.

den Audienzsaal und setzte sich auf den Thron. Dann erschien, von dem Grafen Tolstoi begleitet, der Zarewitsch, warf sich zu Füßen des Zars und überreichte ihm einen Brief, welchen der Zar vorlesen ließ und der die Bitte um Gnade enthielt. Der Zar hielt ihm darauf eine lange Strafrede, deren Schluß dahin ging, daß solchen Schritten eines ungehorsamen Sohnes nichts Geringeres als die Todesstrafe gebühre. Hier warf sich der Zarewitsch abermals zu den Füßen des Vaters nieder und rief: „ich flehe um keine andere Gnade, als um das Leben.“ Der Zar sagte ihm dieses zu, erklärte aber, daß er ihm die Thronfolge für immer entziehe, womit sich Alexei, auf Befragen, natürlich einverstanden erklärte und sofort die ihm vorgelegte Entsagungsacte unterzeichnete. Hierauf begaben sich der Zar, der Zarewitsch und sämmtliche Anwesende in feierlichem Zuge in die uspenskische Kirche, wo Alexei die Verzichtleistung eidlich bekräftigen mußte. Ebenso mußten die Geistlichen, die Großen des Reichs, die Bürger von Moskau eine den Zarewitsch ausschließende Urkunde unterzeichnen, welche Handlung drei Tage in Anspruch nahm.

War somit auch dem Zarewitsch Begnadigung zugesichert, so sollte dieselbe doch nicht seinen Anstiftern, Verleitern und Förderern zu Theil werden. Am 4. Febr. wurde Alexei verhört und sagte aus, was er wußte, vielleicht auch, was man wollte. Das scheint gewiß, daß die altrussische Partei sich mit Erfolg bemüht hatte, ihn ganz in ihre Hände zu bekommen, und daß ihm von dieser Seite her der Rath gekommen war, sich zu verstellen, in Alles zu fügen, nöthigenfalls auch ins Kloster zu gehen, aber seiner Zeit die Maske abzuwerfen. Der beste Rath, den sie ihm auch in ihrem eigenen Interesse geben konnten, wäre freilich gewesen, sich ernst-

lich um die Gunst seines Vaters zu bewerben; aber es scheint, daß er in der That außer Stande war, einen solchen zu befolgen, wenn er ihm auch ertheilt worden wäre. Die Flucht scheint sein eigener Gedanke gewesen zu sein, und nur eventuell hatte er sich mit Kikin über deren Richtung besprochen. Dieser hatte ihn in Libau ermahnt, in keinem Falle zu seinem Vater zurückzukehren, der ihm sonst öffentlich den Kopf abschlagen lassen würde. Aus Wien hatte er auf Verlangen eines Secretairs des Grafen Schönborn[1]), Namens Keyl, zwei Briefe an die Senatoren und Erzbischöfe geschickt, worin er von seinem Leben Kunde gab und ihn nicht zu vergessen bat. Außerdem sagte er aus, daß ihn mehrere Personen auf den nicht zu fernen Tod des Zaren vertröstet, Andere sich ungünstig über Letzteren ausgelassen.

In Folge dieser Aussagen wurden sogleich in Moskau 70 Personen in hartes Gefängniß gebracht, und gingen Verhaftsbefehle in alle Theile des Reichs. Die von den Verhafteten erwirkten Aussagen zogen immer mehr Personen in die Sache. Auch die verstoßene Zarin Awdotja und die Schwester des Zaren, Marie, wurden in die Untersuchung verflochten. Unter den Papieren der Ersteren fand man Nachrichten über einen Plan, den Zar vom Throne zu stoßen, sowie Beweise, daß sie im Kloster mit Stephan Glebow in den engsten Beziehungen gestanden. Sie wurde nach Moskau gebracht, und vor Beginn der Untersuchung gab der Zar ihr eigenhändig die Knute[2]). Beide fürstliche Frauen waren vornehm-

1) Wol der Reichsvicekanzler und Bischof von Bamberg und Würzburg, Friedrich Karl. Von diesem glaubte man, daß er mit dem Zar in naher Verbindung stehe und dessen Interessen diene, wo denn jene Briefe als eine Falle für den Zarewitsch erscheinen würden.

2) Dieselbe Ehre ließ er in dieser Sache noch einer alten Fürstin Golizyn, einem äußerst listigen und sinnlichen Weibe, zu Theil werden.

lich durch den Erzbischof Dosithei von Rostow instigirt worden, und sie hatten wieder auf den Zarewitsch gewirkt. Dosithei, Kikin, Wäsemski und Glebow wurden (25. März 1718) verurtheilt und unter den furchtbarsten Martern zu Tode gequält. Die ausgesuchtesten Foltern konnten Glebow, dessen Verbindung mit der verstoßenen Zarin durch aufgefundene Briefe noch sicherer erwiesen war, wie durch das der Letzteren vielleicht abgezwungene Geständniß, kein Wort entlocken, das gegen die Zarin gezeigt hätte. Er wurde zuletzt gepfählt, die drei Andern gerädert. Sie waren Alle schon durch die vorhergehenden Foltern dem Tode nahegebracht.

Die Untersuchung gegen die Uebrigen wurde in Petersburg fortgeführt, und hier traten auch neue Aussagen gegen den Zarewitsch hervor, besonders von Seiten seines Haushofmeisters und seiner Maitresse, die erst jetzt aus dem Auslande zurückkam. Inzwischen trat doch nichts hervor, was auf einen Plan gegen den Zar selbst gewiesen hätte, und im Hauptwerke drehte sich Alles um den in gelegentlichen Aeußerungen hervorbrechenden Widerwillen Alexei's gegen das System seines Vaters, sowie um die Pläne, die er sich für den Fall seiner dereinstigen Thronbesteigung gemacht hatte, und wobei freilich die hauptsächlichsten Werkzeuge des großen Zaren sehr übel wegkamen. Es schien gewiß, daß die auf den Zarewitsch hoffende Partei sich schon seit sieben Jahren mit diesen Plänen beschäftigt hatte. Scheremetew [1]),

---

[1]) Boris Petrowitsch, geb. 1652 aus altem und hohem Hause, als Gesandter und Feldherr ausgezeichnet, die Seele der Entscheidungsschlacht von Pultawa, 1701 Feldmarschall, 1705 Graf, † zu Moskau 1719. Sein Leben hat G. F. Müller beschrieben; deutsch von Bacmeister, Petersburg 1789.

Mentschikow [1]), Schaffirow [2]), Jagusinski sollten gespießt, alle Deutschen im ganzen Reiche niedergemetzelt werden. Petersburg wollte man den Schweden zurückgeben, das stehende Heer auflösen, die Soldaten wieder zu Bauern machen. Die Großfürstin Marie Alexejewna sollte Mitregentin werden.

Bei seinem Vater möchte Alexei Gnade gefunden haben, bei den durch ihn bedrohten Günstlingen desselben konnte er keine erwarten, und die Angst, die ihn nach diesen Enthüllungen unabläßig quälte, kann nicht befremden. Am 6. Juni ward eine Versammlung von 20 hohen Geistlichen und 124 Staatsbeamten berufen, wobei die Geistlichen ein Gutachten über den Fall auf dem Grunde der heiligen Schrift erstatten, die Letzteren aber den Sohn ihres Kaisers richten sollten. Die Geistlichen stellten eine Reihe Schriftstellen zusammen, welche gut oder übel auf den Fall zu passen schienen, schlossen aber mit folgender Erklärung: „als Geistliche nicht befugt, zu urtheilen, besonders in einem Staate, wo unumschränkte Gewalt das Urtheil des Unterthanen überwiegt, gehorchen wir dem Willen unsers Monarchen, indem wir die auf diesen furchtbaren Fall passenden Stellen aus der heiligen Schrift zusammenstellen. Will der Herrscher den Gefallenen nach seiner That und nach dem Maße seiner Schuld strafen, so stehen vor ihm die von uns aufgeführten Beispiele; will er aber Barmherzigkeit üben, so stehet vor ihm das Beispiel Christi, der den verlornen und reuigen Sohn wieder aufnimmt." Die weltlichen Richter, auch auf der Uloshenie und den Kriegsartikeln fußend, sprachen unbedingt das Todesur-

1) Th. I. S. 4.
2) Th. II. S. 417.

theil über den Zarewitsch aus, dem es am 7. Juli vor dem versammelten Senate, bei offenen Thüren, bekannt gemacht wurde.

Am nächsten Morgen berichtete man dem Zar in der Frühe, daß die heftige Gemüthsbewegung und die Todesangst seinem Sohne einen starken Schlagfluß zugezogen hätten. Zu Mittag versicherte ein zweiter Bote, es stände gefährlich mit dem Zarewitsch, und nun ließ der Zar die Vornehmen seines Hofes zusammenberufen. Bald meldete ein dritter Bote: Alexei werde den Abend nicht erleben und verlange dringend, den Vater zu sprechen. Peter begab sich zu dem Unglücklichen, nahm den Fluch, den er über ihn ausgesprochen, zurück, ertheilte ihm seinen Segen und nahm Abschied von ihm. Um 5 Uhr Nachmittags meldete der Gardemajor Uschakow, daß der Zarewitsch äußerst verlange, den Vater noch einmal zu sprechen, und Peter machte sich auf den Weg, als ein neuer Bote das eben erfolgte Ableben des Zarewitsch meldete [1]. Seine Leiche wurde zwei Tage lang in der

---

1) So die officielle Erzählung. Der sächsische Legationsrath Le Fort läßt, in einem Berichte an seinen Hof, der sich im dresdner Staatsarchiv befindet, aber erst dem Jahre 1724 angehört, den Zarewitsch an seinem Todestage drei Mal die Knute erhalten, die ersten Streiche vom Zaren selbst. Unter der dritten Züchtigung sei er gestorben. Andere lassen ihn vergiften. Der Apotheker Bär habe das Gift bereitet und General Weide dasselbe überbracht. Noch Andere lassen ihn durch General Weide (Adam Adamowitsch, † 1721) enthauptet werden. Schon diese Verschiedenheiten der Relation beweisen, daß man nur eben vermuthete, der Zarewitsch sei keines natürlichen Todes gestorben, wie man das bei jedem plötzlichen Tode einer hochgestellten Person vermuthete, über das Wie aber eben nichts wußte. Für die mildere Erzählung hat man auch angeführt, daß Peter, wie er seinen Sohn öffentlich richten und verurtheilen ließ, das Urtheil auch öffentlich würde haben vollstrecken lassen, wenn er überhaupt dessen Vollstreckung beschlossen gehabt hätte.

Dreifaltigkeitskirche öffentlich ausgestellt und am 11. Juli mit allen Feierlichkeiten begraben.

Der Haushofmeister Iwan Affanaßjew, ferner Fedor Dubrowski, Abraham Lapuchin, der Bruder der verstoßenen Zarin, und Jakow Pustinoi wurden mit dem Beile enthauptet. Fürst Scherbatow wurde geknutet und verlor Nase und Zunge. Der Erzbischof von Kiew wurde nach St. Petersburg berufen, um sich wegen der ihm zur Last gelegten Theilnahme an dem Complot zu verantworten, starb aber unterwegs, man glaubt an Gift. — Andere, minder compromittirt und durch einflußreiche Verbindungen geschützt, kamen mit einer kurzen Verbannung davon [1]).

Als der Zar, nach völliger Beendigung des Processes, das erste Mal wieder in den Senat kam, sprach er: „Die Verbrechen eines undankbaren, der Verkehrtheit preisgegebenen Sohnes und seiner Theilnehmer sind bestraft," setzte aber sofort ein neues Inquisitionstribunal ein, welches die Veruntreuungen der Beamten untersuchen sollte. General Weide ward der Vorsitzende, die Generallieutenants Buturlin und Graf Schlippenbach, die Generalmajors Golizin und Jagusinski waren Theilnehmer. Unter den Angeklagten und für schuldig Befundenen waren die angesehensten Richter Alexei's. Man verfuhr milder mit ihnen, als sie verfahren waren. Nur

---

1) Vergl. über diese ganze Sache Herrmann a. a. O. Er hat eine Handschrift der herzogl. Bibliothek zu Gotha benutzt, unter dem Titel: „Relations touchant la degradation et l'emprisonnement du Tzarewitz", für deren Verf. der preußische Gesandte Baron Mardefeld gilt. Es war dies Gustav Freih. v. Mardefeld, geb. 1664, erst kasselscher Geh. Rath, dann 1711 preußischer Gesandter in Petersburg, wo er bis 1724 blieb und dann seinen Neffen, Axel, zum Nachfolger erhielt. Der Oheim † 1728, der Neffe, 1747 zurückgekehrt, 1748.

der Gouverneur von Sibirien, Fürst Matwei Petrowitsch Gagarin, büßte mit dem Tode am Galgen. Gegen Mentschikow und Admiral Apraxin stellte man sich anfangs sehr ingrimmig; zuletzt kamen sie aber mit einer Geldstrafe von, bei dem Ersten 500,000, bei dem Zweiten 300,000 Rubeln davon, worauf sie dem Zar auf Vergessenheit des Vorgefallenen Bescheid thaten. Besserung scheinen sie nicht gelobt zu haben, denn 1722 ward eine ähnliche Untersuchung gegen Schaffirow, Mentschikow, Apraxin, Pissarew, Dolgorucki, Golizin u. A. angestellt, bei welcher Schaffirow und Pissarew erst auf dem Schaffot das Leben geschenkt erhielten und Mentschikow abermals 200,000 Rubel bezahlen mußte.

IV. Lamoignon und de Fargues.

In derselben Duclos'schen Sammlung geschichtlicher Anekdoten, der wir bei der vorstehenden Erzählung des fabelhaften Berichts von dem Fortleben der Großfürstin folgten, findet sich eine andere, an sich weniger interessante kleine Erzählung, welche dadurch beachtenswerth wird, daß ihr in einer spätern Ausgabe (1781) die Berichtigung beigegeben ist, und daß sie uns ein recht eclatantes Beispiel der leichtfertigen und (oft absichtslos) verleumderischen Berichterstattung der Kleinhändler des geschichtlichen Scandals bietet, deren Fabeln und Ausschmückungen nur zuviel Einfluß auf das geschichtliche Urtheil geäußert haben und noch äußern.

Die Erzählung lautete so: „Das Landgut Courson gehörte einem Edelmanne Namens Fargues. Er hatte in den Wirren der Fronde eine Rolle gespielt, zog sich aber, nachdem die Amnestie verkündet worden, auf sein Gut zurück, wo er ruhig und von allen seinen Nachbarn geliebt und geachtet lebte. Eines Abends hatten sich der Graf von Guiche, der Marquis, nachher Herzog von Ludes, ferner Bardes und Lauzun bei der Rückkehr von der Jagd verirrt und waren, einen Zufluchtsort suchend, durch ein Licht, das sie von Weitem sahen, nach Courson geleitet worden, wo sie um Aufnahme bis

zu Tagesanbruch baten. De Fargues empfing sie mit Freuden, ließ ihnen eine Mahlzeit auftragen und überhäufte sie mit Artigkeiten. An den Hof zurückgekommen, erzählten sie dem Könige ihr Abenteuer und sprachen sich sehr lobend über de Fargues aus. Bei diesem Namen, der in der Brust des Königs den Groll gegen die Fronde aufweckte, rief er: „wie, dieser Frevler ist in meinem Reiche und so nahe bei mir!“ Er ließ den ersten Präsidenten de Lamoignon kommen und trug ihm auf, über das ganze Leben de Fargues’ Nachforschungen anstellen zu lassen. Da fand sich denn unglücklicherweise, daß er in jenen unruhigen Zeiten, wo die Verbrechen nichts Seltenes waren, einen Mord begangen. Der Generalprocurator erhielt Befehl, gegen ihn einzuschreiten. Er wurde verhaftet, verurtheilt und enthauptet, trotz der Amnestie, von der man hätte glauben sollen, daß sie alles Vorgegangene verwischt hätte. Sein Vermögen wurde eingezogen und der König verlieh das Landgut Courson dem ersten Präsidenten.“

An dieser Geschichte, welche ein so übles Licht auf Ludwig XIV., von dem man doch sonst weiß, daß er nicht ohne Adel der Gesinnung und Großmuth und daß ein Gegner wie de Fargues ihm zu klein war, und auf Lamoignon wirft, der nach seiner übrigen Wirksamkeit für eine Zierde des Richterstandes gilt, ist auch gar nichts wahr, als daß das Landgut Courson einem de Fargues gehörte, welcher hingerichtet war, und daß es später dem Lamoignon verliehen ward. Alles Uebrige ist entweder völlig unwahr, oder gröblich entstellt, oder nicht nur jedes Beweises, sondern auch aller Wahrscheinlichkeit ermangelnd.

Balthasar de Fargues hatte unter der Fronde keine Rolle gespielt, wol aber, wie in seinem Processe erwiesen

worden ist, vorher, während der Fronde und nachher unausgesetzt in dem Dienste des Königs gestanden. Die Jagdgeschichte läßt sich nicht controliren, weil keine Zeit angegeben ist, wo sie vorgefallen sein soll. Der Graf von Guiche[1]) war übrigens 1662 erst in Lothringen, dann in Polen, entzweite sich darauf mit dem Marquis von Vardes vollständig und ging 1664 nach Holland. Das dem Charakter des Königs so wenig entsprechende Verfahren, dessen er beschuldigt wird, verliert sein Motiv durch das eben Angeführte. Im Uebrigen würde Ludwig XIV., dem es, wenn er gewollt hätte, freistand, durch einen Cabinetsact, eine lettre de cachet, den de Fargues auf Lebenszeit in die Bastille zu bringen, oder dem es, wenn er ihm ans Leben wollte, näher gelegen hätte, mit jenen Nachforschungen seine Polizei zu beauftragen, nicht beigekommen sein, einen solchen Befehl an ein in so hohem Rufe der Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit stehendes Haupt der Justiz zu richten, wie Lamoignon war, und noch weniger würde der Letztere einem solchen, seinem Berufe so fremdartigen, ja feindlichen Befehle gehorcht haben. De Fargues wurde aber auch gar nicht von dem Generalprocurator verfolgt und nicht von dem Parlamente gerichtet, sondern er wurde von dem königlichen Advocaten zu Abbeville, Guignerol, belangt, nachdem die Voruntersuchung durch den Richter und Criminallieutenant zu Narbonne, Le Vignier, an-

---

1) Armand von Grammont, Graf von Guiche, geboren 1638, Sohn des Marschalls von Grammont, Enkel der schönen Corisande, der Diana Gräfin von Guiche, einer Geliebten Heinrichs IV., mußte das erste Mal Frankreich verlassen, weil er mit einer hohen Dame ein Verhältniß anzuknüpfen versucht, das zweite Mal, weil er mit seinem Freunde Vardes eine auf die Entfernung der La Valliere gerichtete Intrigue gesponnen hatte, kam erst 1669 zurück und durfte erst 1671 wieder an den Hof, wurde Generallieutenant, † 1674.

gestellt worden, und von einer ebendaselbst bestellten Commission gerichtet, welche aus der Sénéchaussée und dem Präsidialgericht jener Stadt zusammengesetzt ward, und in der der Intendant von Amiens, Herr de Machault, den Vorsitz führte. Anfangs war der Proceß vor zwei Beamten desselben Präsidialgerichtes, als Subdelegirten der 1661 errichteten Justizkammer, geführt, durch einen Conseilbeschluß vom 18. Februar 1665 aber vor jene Commission verwiesen worden. Es handelte sich aber auch bei diesem, wie man sieht sehr langwierigen Processe gar nicht um einen Mord, sondern um Unterschleife, welche de Fargues bei den Brotlieferungen an die Garnison zu Hesdin und die durch diesen Platz marschirenden Truppen begangen haben sollte. Er war Major in dem Regimente von Bellebrune. Aus Quittungen und Rechnungen der Jahre 1645—1651 erhellt, daß er während dieser ganzen Zeit bei der Brotlieferung nach Hesdin betheiligt gewesen. Aus einem Actenstücke von 1648 ergibt sich, daß er damals bei dem Generalstab gebraucht ward. Er hatte sich auch mit Lieferanten associirt, und es lag bei seinem Processe ein von ihm selbst geschriebener Vertrag vor, den er mit den Sieurs Pollard, Cazetre und Jacques 1654 über eine gemeinschaftliche Lieferung abgeschlossen. Er wurde auch nicht enthauptet, sondern auf dem Marktplatze von Hesdin gehängt. Die Amnestie berührte dergleichen Verbrechen, wie ihm vorgeworfen wurden, in keiner Weise. Das Urtheil gegen ihn wurde am 27. März 1665 gesprochen.

Was endlich die Verleihung des Landgutes Courson an Herrn von Lamoignon, der mit diesem ganzen Processe nichts zu thun gehabt hatte, anlangt, so hing es damit so zusammen. Das Vermögen des de Fargues war zum Besten des Fiscus eingezogen worden, um

damit zuvörderst die Summen zu erstatten, welche de Fargues unterschlagen hatte, und diese überstiegen dasselbe bei Weitem [1]). Nun erhoben aber die verschiedenen Grundherren, von denen Courson zu Lehen ging, nämlich der Präsident de Lamoignon, als Chatelain von Mont-Lhery, Heinrich de Bouillon, Graf von Fontenoi, Karl de Fitte, Seigneur von Soucy, und Peter Péquot, Seigneur von St. Maurice, Ansprüche auf dieses Gut, Ansprüche, welche nicht durchzuführen waren, weil die Forderung des Fiscus ein unbedingtes Prioritätsrecht hatte. Der König aber, der die langjährigen Verdienste Lamoignon's zu belohnen wünschte [2]), trat ihm seine Rechte an dem Gute ab (30. Juni 1667), worauf auch die übrigen Prätendenten in einem Vergleiche mit Herrn von Lamoignon (27. Jan. 1668) ihre Ansprüche aufgaben und das Gut vollständig in die Hände des Präsidenten kam. So war der actenmäßig constatirte Verlauf einer Sache, die man in so boshafter und gehässiger Weise verdreht hat. Wie viele Erzählungen der Scandalchronik mögen einen ähnlichen Kern haben, bei denen es nicht mehr möglich ist, das fabelhafte Gespinnst auf die nüchterne Wahrheit zurückzuführen!

Und doch hätte namentlich Lamoignon von dem unwürdigsten Verdachte, der einen Richter treffen kann,

---

1) Sie wurden (28. Mai und 14. Juni 1666) im Betrage von 500,000 Livres festgestellt. Courson hatte de Fargues 1655 für 7800 Livres Renten gekauft.

2) Wilhelm de Lamoignon, Seigneur de Baville, geb. 1617, 1644 Requetenmeister im Staatsrath, 1658 erster Präsident des Parlaments, gab wegen der Fouquet'schen Sache seine Entlassung und † 10. Dec. 1677. Die Arretés de Lamoignon sind die Grundlage des Code civil. Zwei seiner Söhne und ein Enkel erlangten die höchsten Würden der französischen Robe. Der berühmte Malesherbes war sein Urenkel.

freibleiben sollen, er, dessen ganzes Leben jene verleumderische Anekdote Lügen straft, jener zartfühlende und muthvolle Richter, der gegen den ganzen befangenen Unwillen Ludwig's XIV., gegen die ganze Erbitterung Colbert's, den unglücklichen Fouquet zu vertheidigen wagte, der sein persönlicher Feind war, den er sogar für schuldig hielt, den er aber parteiisch und willkürlich verfolgt sah, und deshalb lieber von seinem Amte zurücktrat, als sich zum Theilnehmer dieser Verfolgung zu machen.

V. Ein Wahrsager.[1])

An einem glänzenden Ostermorgen im Frühjahr 1814 fuhr das britische Kriegsschiff Vanguard mit vollen Segeln in den Hafen von Alexandrien ein und legte sich dort vor Anker, bald von zahlreichen Booten umschwärmt, welche den Seefahrern die lang entbehrten Genüsse des Landes zuführten. Obwol der Aufenthalt des Schiffes nur von kurzer Dauer sein sollte, ertheilte der Capitain doch den Offizieren, soweit er deren irgend entbehren konnte, bereitwillig die ersehnte Erlaubniß, den Boden des ägyptischen Wunderlandes betreten und seine Merkwürdigkeiten, wenigstens in Alexandrien und dessen nächster Umgebung, in Augenschein nehmen zu dürfen. Es war drei Tage nach der Ankunft, als einige dieser Offiziere, nachdem sie mehrere Stunden ihren wilden Ritt durch die Straßen der Stadt und der Umgegend gehalten, sich in einem Khan erfrischten und über die Verwendung der wenigen Stunden berathschlagten, die ihnen noch bis zu Ablauf ihres Urlaubs blieben. Der herbeigerufene Dragoman, den sie in ihrer Rastlosigkeit

1) Nach Burke, Anecdotes of the aristocracy and episodes in ancestral story, I, 124 ff.

zu Tode ermüdet hatten, versicherte, daß sie Alles gesehen hätten, was die Stadt irgend Merkwürdiges biete. Doch fiel ihm noch Magraubin [1]), der Wahrsager, ein, der ihnen die Nativitäten stellen und nach seinem Astrolabium wahrsagen könne, wie viele Jahre es dauern werde, bevor sie Alle Admiräle würden. Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall.

Ali ging, den Magier zu suchen, und kehrte nach Verlauf einer Stunde mit ihm zurück. Den Magraubin begleitete ein etwa zehnjähriger koptischer Knabe, welcher das Medium der magischen Enthüllungen sein sollte. Denn der ägyptische Weise erklärte, daß die Zukunft sich nur diesem Knaben, in dessen Brust noch kein unreiner Gedanke gekommen sei, offenbaren könne. Er seinerseits werde die Geister anrufen und der Knabe werde der Gesellschaft verkündigen, was immer für im Unsichtbaren verborgene Nachrichten sie zu begehren belieben würden.

Eine mit brennenden Holzkohlen gefüllte Pfanne wurde nun hereingebracht und auf den Boden gesetzt. Papier, Federn und Dinte kamen zum Vorschein, und nachdem der Magier die Gesellschaft befragt hatte, was er von den Geistern erforschen solle, worauf er zur Antwort erhielt: ein Jeder wolle sein letztes Geschick wissen, setzte er sich auf den Boden vor die Kohlenpfanne und setzte den Knaben auf die andere Seite, sich gerade gegenüber. Er zerriß nun das Papier in kleine Streifen, deren jeden er mit arabischen Charakteren beschrieb. Dann nahm er Räucherwerk, warf es in die Pfanne und begann seine Beschwörungen, indem er einige unverständliche Worte wiederholte. Der Rauch stieg in dicken Ringen aus der Pfanne und der Magier schwang sich hin

---

1) Soll wol heißen: Mogrebin?

und her, immer dieselben Worte so schnell als möglich wiederholend. Plötzlich hielt er inne. Nun faltete er ein Stück Papier in Form eines Bechers zusammen, füllte es zur Hälfte mit Dinte und gebot dem Knaben, seinen Blick andauernd auf die dunkle Flüssigkeit zu heften, und wenn er etwas sehe, zu rufen. Die Beschwörung ging nun mit verdoppelter Kraft wieder los. Dann unterbrach der Ruf des Knaben die Operation des Magiers.

„Ich sehe," sagte der Knabe, „zwei Leute mit Besen die Gasse kehren, und jetzt kommt ein Fremder zu ihnen herunter, der auf einem weißen Pferde reitet." „Genug!" [1]) rief Magraubin. „Jetzt, ihr Herren, laßt mich eure besonderen Wünsche wissen." Hier trat ein junger Midshipman vor und bat, in einer ruhigen, aber etwas ernsten Stimme, daß ihm der Ausgang, auf welchen Alle mehr oder weniger gespannt sind, die Schlußscene seines Lebens, vorgeführt werden möge. Eine Verbeugung von Seiten des Magiers bezeigte seine Zustimmung zu den Wünschen des jungen Mannes.

Frisches Räucherwerk wurde in die Pfanne geworfen, und reichlicher warf der Magier seine Papierstreifen in das Feuer. Rauchwolken verbreiteten sich dicht umher und verbargen zuweilen Magraubin und seinen Knaben, die sie einhüllten, den Blicken der Zuschauer. Es bedurfte nur weniger Anstrengung der Phantasie, diese wogenden Rauchwolken zu übernatürlichen Gestalten zu bilden, die sich um den Zauberer zu drängen schienen, als horchten sie auf die grellen Beschwörungen, die er unablässig erschallen ließ. Wieder hörte man den Ruf des

1) Er sah, der Knabe war jetzt an dem Punkte, wo ihm Gesichte vor die Seele traten.

Knaben ihn unterbrechen und wie der Magier ihm befahl, zu sagen, was er sehe.

„Eine Insel, mit Bäumen wie die Dattelpalme bepflanzt. Ich sehe sie jetzt sehr deutlich. Es ist ein schöner Platz. Der Boden ist grün und blumenreich, wie die Ebenen hier, wenn der Nil zurückgetreten ist. Vorn ist ein Hafen und jetzt segelt ein großes Schiff in ihn hinein. Die Segel sind sehr weiß und von den hintersten flattert eine Flagge, auf der ein rothes Kreuz ist. An der Küste sind Leute, wie ich deren nie gesehen. Sie sind lang und beinahe nackend. Ihre Häuser sind mir fremd. Sie sind, wie mir scheint, aus Bäumen gefertigt. — Dieses Bild ist vorüber. Ich sehe jetzt Leute wie diese hier; aber sie sind nicht alle in gleicher Weise gekleidet. Nur Einer hat Gold an seinem Kleide. Die Anderen haben Flinten, während er einen Degen führt. Sie sind auf jener schönen Insel, aber sie sind nicht in der Nähe der Küste. Sie gehen einen Hügel hinauf, auf welchem ein einzelner Baum steht. Die wilden Menschen greifen sie an. Sie fechten tapfer. Haufen von Inselleuten fallen vor den Flinten der Seeleute todt nieder, aber stärkere Haufen sammeln sich von allen Seiten. Der Seemann mit dem Gold auf der Achsel ist erschlagen und noch einige seiner Leute liegen todt bei ihm. Sie graben sein Grab unter dem Baume, der auf dem Gipfel des Hügels steht. — Ich kann nichts mehr sehen.“

Die übrigen Mitglieder der Gesellschaft bestanden dieselbe Ceremonie und erfuhren, der Eine diesen, der Andere jenen Ausgang seines Lebens. Wie viel davon eingetroffen, wissen wir nicht; aber das dem Ersten Verkündete erwies sich als wahr, und zwar nachdem alle

Wahrscheinlichkeit seiner Erfüllung längst entschwunden schien.

Denn Walter Croker, so hieß der junge Midshipman [1]), aus einem irischen Zweige der Crokers von Lineham in der Grafschaft Devonshire stammend, war gleich nach dem Frieden auf Halbsold gesetzt worden. Er hatte sich lange vergeblich bemüht, wieder im activen Dienste angestellt zu werden, da er dem erwählten Berufe sehr ergeben war. Da er aber fand, daß all seine Anliegen erfolglos waren, gab er endlich die vergeblichen Bemühungen auf, zog sich auf sein väterliches Erbe zu Lisnabrin in der irischen Grafschaft Waterfort zurück, heirathete und trat — wie er glaubte, für immer — in die achtbare Classe der britischen Landgentlemen ein. Er war ein braver, offenherziger, gastlicher Mann, der sich durch sein herzliches, gefälliges und leutseliges Wesen das allgemeine Wohlwollen seiner Nachbarn erwarb. Wenn er seine Gäste von den Abenteuern seiner Seefahrten unterhielt, erzählte er wol auch zuweilen von der Weissagung Magraubin's, welche übrigens wenig Eindruck auf ihn gemacht hatte und unter den nun eingetretenen Umständen ihm und Anderen nur zum Anlaß herzlichen Lachens diente.

Da sollte die Politik der Orleans auf ein Mal eine neue und unerwartete Wendung auch in dem Lebensgange Croker's herbeiführen. Zwanzig Jahre und mehr waren verstrichen, und Croker glaubte sich gänzlich vergessen von den Lords der Admiralität, als er, zu seiner freudigsten Ueberraschung, eine Zuschrift dieser empfing, worin ihm zu erkennen gegeben ward, daß man ihn

1) Er muß übrigens noch während des damaligen Krieges aufgerückt sein.

nicht aus den Augen verloren habe, und daß sehr bald eine schöne neue Fregatte in den activen Dienst treten würde, zu deren Führung er bestimmt werden solle. Er begab sich nach London und fand, daß die Nachricht wahr war. Die Intriguen der Franzosen auf den Inseln der Südsee, durch die Besetzung Tahitis offenkundig geworden, machten es nöthig, einige von erfahrenen Männern befehligte Schiffe, zur Beobachtung der gegnerischen Bewegungen, dorthin zu senden, und Croker war zu diesem ehrenvollen, aber schwierigen Dienste ausersehen worden. Es sollten nur wenige Schiffe sein, um kein Mistrauen zu erregen, und die Capitains wurden angewiesen, jede Collision mit den Schiffen der anderen Nation zu vermeiden, zugleich aber Britannien jenen Ruf überlegener Seemacht zu sichern, der für sein Ansehen unentbehrlich erscheint. Die englischen Schiffe sollten das stille Meer in allen Richtungen durchkreuzen, die Inseln besuchen, freundliche Verbindungen mit den Häuptlingen anknüpfen, solche in Schutz nehmen, die es begehren würden, und so als wirksame Vertreter ihrer Regierung handeln.

Im Verfolg dieser Obliegenheiten kam Croker's Schiff in die Bai von Tongatabu. [1]) Der specielle Zweck war, die Missionaire zu beschützen, die eine Station auf der Insel hatten. Das Leben dieser guten Leute war von dem wilden Volke bedroht worden, noch bevor es die Friedensbotschaft gehört hatte, die zu bringen sie gekommen waren. Das britische Schiff kam gerade zur rechten Zeit, um die Missionaire an seinen Bord zu retten. Nachdem ihre Personen in Sicherheit waren, wollte der wohlwollende Befehlshaber nicht absegeln, ohne einen Versuch gemacht zu haben, ihr Eigenthum zu retten. Er landete

1) Eine der Tonga- oder Freundschaftsinseln.

mit einer wohlbewaffneten Abtheilung Marinesoldaten und Matrosen und schlug einen kurzen Weg nach der Niederlassung der Missionaire, nach dem Innern des Landes zu, ein. Bei dem Rückmarsch gerieth er in einen Hinterhalt der Eingeborenen. Er schlug sich glücklich durch und erreichte eine Höhe, wo er zu halten beschloß, bis Verstärkungen vom Schiffe gekommen wären. Diese waren sofort, nachdem man das Feuern gehört hatte, ausgerückt; aber bis sie ihrem tapfern Führer zu Hilfe kommen konnten, war er niedergehauen und getödtet. Seine Reste wurden auf der Stelle begraben, wo er gefallen war, unter einer Palme, welche Morgens und Abends ihren einsamen Schatten auf den grünen Hügel über des Engländers Grab wirft. Das Gesicht des koptischen Knaben war erfüllt.

VI. Der Zauberspiegel.[1])

Zu Edinburg lebte noch bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts herab Lady Eleanor Campbell, eine Tochter des zweiten Earl von Loudon, eine Enkelin des Kanzlers. Sie war in erster Ehe mit James Viscount Primrose[2]) vermählt, einem Manne von ausschweifender Lebensart und unbezähmbaren Leidenschaften, dessen Liebe zu ihr, wenn er jemals dergleichen gehegt hatte, sich bald in Haß verkehrte. Die Dame war sehr achtbar, aber gerade einzelne ihrer schätzbarsten Eigenschaften, ihr Geist, ihr Muth, ihr sittlicher Ernst, waren nicht geeignet, ihr Verhältniß zu einem solchen Gemahle angenehmer zu gestalten. Je mehr sie seinen wirklichen Charakter

---

1) Nach Burke a. a. O. S. 357 ff.

2) Er war der älteste überlebende Sohn des Sir William Primrose zu Carrington († 1687) und der Mary Scott, der Enkel des ersten Baronets Sir Archibald Primrose († 1679). Er war 1703 Parlamentsmitglied für Edinburg und wurde am 30. Nov. 1703 als Lord Primrose von Castlefield und Viscount Primrose zur Peerschaft erhoben. Er † 1706, mit Hinterlassung von zwei Söhnen, deren ältester, Archibald, 1716 unverheirathet starb, während der zweite, Hugh, Obristlieutenant, zwar mit Miß Derlincourt verheirathet war, aber auch ohne Kinder † (1746). Die Peerschaft erlosch nun. Die Baronetschaft kam auf die Earls von Rosebern, die von dem jüngsten Sohne Sir Archibald's stammen.

kennen lernte, desto verächtlicher wurde er ihr, und je öftere Vorlesungen sie ihm über die Abscheulichkeit seines Benehmens hielt, desto weniger verhehlte der Eheherr seinen zunehmenden Widerwillen gegen sie, der zuletzt zu einer Art von Monomanie wurde. Tag und Nacht beschäftigte sie seine Gedanken, aber nicht als der Gegenstand von Liebe und Sehnsucht, sondern wie ein lästiger Kobold, welchen keine Beschwörungsformel vertreiben kann. Er faßte den furchtbaren Entschluß, sich ihrer um jeden Preis zu entledigen, aber immer, wenn der Augenblick kam, den Streich zu führen, trat irgend etwas dazwischen. Bald fehlte ihm im Moment der Entscheidung die Entschlossenheit zur Ausführung des Gedankens, bald trat irgend ein äußeres Ereigniß zwischen ihn und sein Opfer.

Es war um diese Zeit eine feststehende Gewohnheit des Lord James geworden, die ganze Nacht mit Trinken zu verbringen, und zu Zechkumpanen wählte er sich gewöhnlich gerade solche Personen, die zu vermeiden ihn die gewöhnlichste Klugheit hätte lehren sollen, sodaß bloße Trunkenheit selten die einzige Thorheit war, die bei diesen Zusammenkünften vorfiel, sondern Schwerter, oder, in deren Ermangelung, Sessel und Kohlenschippen in Thätigkeit gesetzt wurden. Bei einer solchen Gelegenheit hatte sich das Bankett die ganze Nacht hindurch und noch einige Zeit, nachdem die Sonne bereits aufgegangen war, hinausgezogen. Der größere Theil der Zechgenossen lag unter dem Tische, und war außer Stande, wieder aufzustehen; andere schliefen mit dem Kopf auf der Tafel, oder halb vom Stuhle herabgerutscht. Nur Lord James und ein alter ausgepichter Zecher, der zu Land und See gedient hatte, und den das gute Getränk, das er zu sich genommen, so wenig anfocht, wie das

Gefäß, aus dem es geflossen war, saßen noch aufrecht. Auf Lord James hatte der Wein gewirkt, wie Feuer auf grünes Holz, wo es keine helle, wohlthätige Flamme, aber Rauch und Brand erzeugt. Er war mürrisch und wild geworden, besaß aber die Fähigkeit zum Reden und Handeln noch, und auch seine Urtheilskraft war nur wenig geschmälert. Er war in dem Zustande eines Wahnsinnigen, der ganz scharfsichtig ist in Betreff der Mittel zu einem tollen Zwecke. Seinem Genossen war diese verdrießliche Stimmung unbequem; es entspann sich ein Gespräch über deren Ursprung, das jedoch von Seiten des Lords nur zu einzelnen Ausrufungen führte, und bei dem der Andere auf allerlei Reden verfiel, die den lange genährten Entschluß des Lords zu voller Reife brachten. Er brach plötzlich ab, goß sich eine Flasche Wasser über den Kopf, trocknete sich ab und ging mit der ganzen verstockten Entschlossenheit von dannen, wie sie einem Manne von seiner Art unter solchen Umständen zuzutrauen war.

Lady Eleanor saß, erst halb angekleidet, an ihrer Toilette. Das Zimmer war lang und ihr Tisch stand an dem äußersten Ende, der Thüre gegenüber, unter einem Fenster, das sie der Morgenwärme wegen geöffnet hatte. Auf ein Mal sah sie im Spiegel die Gestalt des Lord James, ein bloßes Schwert in der Hand, das Gesicht fast schwarz gedunsen von der Heftigkeit böser Leidenschaft. Er war so leise eingetreten, daß sie keinen Tritt gehört hatte, und aus der langsamen, schleichenden Art, wie er weiter ging, konnte man abnehmen, daß er durchaus nicht bemerkte, wie sie jede seiner Bewegungen im Spiegel beobachtete. Jederzeit raschen Entschlusses, sah und ergriff sie sogleich das einzige Mittel, das sie möglicherweise retten konnte. Wie hoch auch das Fenster vom Boden war, es blieb kein anderer Ausweg, und

so sprang sie mit dem Muthe der Verzweiflung hinaus, kam glücklich auf die Füße und flüchtete zu Lord James' eigener Mutter, dort nicht bloß eine Zufluchtsstätte, sondern auch Sicherheit gegen jeden unwürdigen Verdacht gewinnend. Sie gab sofort jede Gemeinschaft mit ihrem Gemahle auf, und bald darauf ging er außer Landes. Es verging eine lange Zeit, während welcher man nichts von ihm hörte. Einige glaubten, er sei todt; Andere vermutheten, daß er einen anderen Namen angenommen.

Jahre [1]) waren vergangen, da schlug in Canongate [2]) ein Fremder seinen Wohnsitz auf, welcher bald einen hohen Ruf unter den guten Leuten von Edinburg im Fache der Nekromantik erlangte. Vor Allem sollte er eine besondere Gabe haben, den Leuten zu zeigen, was ihre abwesenden Freunde trieben. Wäre er auch selten geneigt, diese Gabe auszuüben, so wäre doch, wenn er es ein Mal gethan hätte, die Wahrheit seiner Darstellungen jederzeit völlig probehaltig befunden worden, so hieß es. Bei aller ihrer Geistesstärke besaß Lady Eleanor doch sowol Neugier als Aberglauben. Auch war es ihr nicht eben zu verargen, daß sie gern gewußt hätte, ob sie Frau oder Witwe sei. So machte sie sich denn eines Abends, zu später Stunde, des Anstandes halber von einer Freundin begleitet, auf den Weg zu dem Nekromanten. Während sie ihm zutrauten, daß er ihnen tausend Meilen entfernte Personen und Sachen zeigen könne, versuchten sie doch, ihn über sie selbst zu täuschen, indem sie sich in die Tartans und Plaids ihrer Dienerinnen hüll-

---

1) Es können doch nicht zu viele gewesen sein, da Primrose 1703 Peer wurde und 1706 starb.

2) Eine Stadtgegend Edinburgs, welche durch Walter Scott classisch geworden ist.

ten. Das Wetter war kalt und stürmisch; wenige Menschen waren auf den Straßen, und so kamen sie unangefochten weiter, bis sie, eben in eine Sackgasse einbiegend, in der sie die Wohnung des Adepten vermutheten, durch eine Stimme, die in tiefen Tönen hinter ihnen ausrief: „Sie gehen fehl, Ladies, Ihr Weg liegt nicht dorthin!“ plötzlich, in großer Bestürzung, zum Stehen gebracht wurden.

Beide sahen sich unwillkürlich nach dem Sprecher um, der sich als ein langer, muskulöser Mann, in schwarzen Kleidern von fremdem und ungewöhnlichem Schnitte, mit ungemein strengen und eine Annäherung abweisenden Zügen darstellte. Doch lag nichts Gemeines oder Niedriges in Gesicht oder Haltung; sein Benehmen war würdevoll und eine Gewohnheit des Gebietens zeigte sich in seiner hohen Stirne und seinen eisernen Zügen. Seine Farbe war tief olivenbraun und ein Paar große schwarze Augen brannten wie glühende Kohlen unter den buschigen Brauen, die über sie herabhingen. Mehrmals wiederholte diese seltsame Person: „Sie gehen fehl, Ladies.“ „Worin gehen wir fehl?“ fragte Lady Eleanor. „In Ihrem Wege, denn er liegt dorthin; in Ihrer Verkleidung, denn sie verbirgt Sie nicht vor den Augen dessen, der durch den Schleier der Zukunft blicken kann. Glauben Sie, daß diese Stücke Tartan nicht leichter zu durchschauen sind, als der Vorhang, der uns von der Geisterwelt scheidet?“ „Gott sei uns gnädig!“ rief Lady Jane, die Begleiterin Eleanor's, aus, „Er muß der Magier sein.“ „Ich bin der, den Sie suchen,“ erwiederte der Fremde mit Stolz, „und meine Wohnung ist dort, wo ein Licht durch die Fenster des oberen Stockes scheint.“ „Ein sehr unzureichendes Merkmal,“ sagte Lady Eleanor; „ein halbes Dutzend Lichter brennen auf dem Platze, auf den

Sie zeigen." „Wahr, Lady Eleanor; aber blicken Sie nochmals hin." „Er kennt Sie!" rief Lady Jane aus. „Ich kenne Sie," erwiederte der Adept. „Und abermals sage ich Ihnen, blicken Sie nochmals hin; sagen Sie mir, ob Sie unter all jenen Lichtern nicht Eines sehen, welches selbst für Ihr trübes Auge glänzender, stärker und reiner leuchtet, als alle die anderen?" Sie sahen in die Richtung, die seine Hand zeigte, und hatten keine Mühe, das Fenster zu entdecken, das er meinte, denn das Licht darin hatte jedenfalls etwas ganz Eigenthümliches, es war merkwürdig weiß, gar nicht wie Wachs- oder Oelbeleuchtung, und doch so stark, daß man es unter anderen Umständen für die Flamme eines Leuchtthurms hätte halten können. „Sind Sie nun überzeugt?" fragte der Adept. „Ich sehe das Licht, das Sie meinen," antwortete Lady Eleanor, und ihre Gefährtin stimmte bei. „Woher sollen wir aber wissen, daß Sie der Zau—, ich meine der gelehrte Mann sind, von dem alle Welt spricht?" „An diesem Zeichen," sagte der Adept, indem er dicht zu Eleanor hintrat und ihr etwas so leise zuflüsterte, daß ihre Gefährtin es nicht verstehen konnte. Lady Eleanor fuhr zusammen und stieß einen halb unterdrückten Ausruf einer, nicht ganz von Unruhe freien Ueberraschung aus. „Sind Sie zufriedengestellt?" fragte der Adept. „Ja, ja," war die heftige Antwort; „Sie sind entweder der Mann, den wir suchen, oder der Teufel." „Nun denn, Flamme, du hast deine Pflicht gethan," rief der Adept aus und sofort erlosch das Licht in dem Zimmer, als hätte es seine Stimme gehört. „Wohlan denn, folgen Sie mir!"

Lady Jane, deren anfänglicher Schrecken durch das inzwischen Vorgegangene nicht wenig vermehrt worden war, würde gern gegen eine weitere Verfolgung des Abenteuers Vorstellungen gemacht haben, aber ein gebie-

terisches: „Schweigen Sie, und kommen Sie mit!“ erstickte ihre schwache Opposition sofort. Das Gemach, in welches der Adept sie führte, lag im hinteren Theile des Gebäudes, hatte aber eine zweite Thüre, die es, aller Wahrscheinlichkeit nach, mit dem Zimmer verband, das sie von der Straße aus gesehen. Mit einer bei seiner Berufsclasse ungewöhnlichen Feinheit des Benehmens setzte er Stühle zurecht und bat sie, sich niederzusetzen, während er fortging, um, wie er sagte, alles für die beabsichtigte Operation in Stand zu setzen. „Um Himmels willen,“ rief Lady Jane, sobald die Thüre hinter ihm geschlossen war, „was war es, das das verhaßte Geschöpf Ihnen auf der Straße zuflüsterte?“ „Etwas, was ich selbst Ihnen nicht wiederholen möchte, meine theure Jane; darum fragen Sie mich nicht weiter. Ich hielt mich für völlig sicher, daß es nur eine Person in der Welt gäbe, die außer mir das Geringste von der Sache wisse, und jetzt — es ist sehr wunderbar — der das sagen konnte, kann, wie ich sicher glaube, alles und jedes sagen, was ihm beliebt.“

Nachdem sie noch ein Weilchen in dieser Weise gesprochen und Lady Jane ihre Angst, Lady Eleanor ihre Entschlossenheit dargelegt hatte, öffnete sich die Seitenthüre und der Adept trat wieder ein, vollständig für die Rolle, die er zu spielen hatte, angekleidet. Arme, Beine und Füße waren entblößt, außer daß er schwarze Sammtsandalen trug, die an die Knöchel gebunden und mit einem goldenen Knopf befestigt waren. Eine Tunica, gleichfalls von schwarzem Sammt, reichte bis etwas über die Knie, war aber vorn so ausgeschnitten, daß sie einen großen Theil seiner breiten Brust sehen ließ. Unter der Tunica trug er seidene Beinkleider, die jedoch durch das Obergewand fast ganz bedeckt waren. In der Hand

hielt er ein kleines Körbchen von Silberdraht. Der Adept wendete sich, ohne die zitternde Lady Jane zu beachten, an die muthvollere Eleanor, mit den Worten: „Haben Sie die Güte, Lady, Ihre Börse bei Ihrer Freundin zu lassen; Gold und Silber dürfen nicht in jenes Gemach kommen.“ „Was?“ rief die erschrockene Lady Jane aus, „Sie wollen doch nicht sagen, daß ich hier allein bleiben soll?“ „Ohne Zweifel,“ erwiederte der Adept; „die Geister sind ein trübsinniges Geschlecht und lieben die Gesellschaft der Menschen so wenig, wie das Tageslicht.“ „O! ich werde in Ohnmacht fallen! — ich weiß es gewiß — wenn Sie mich hier allein lassen.“ „Wir müssen es darauf wagen,“ sagte der Adept mit einem unheimlichen Lächeln, das nicht dazu diente, ihre Stimmung behaglicher zu machen. Lady Eleanor aber ließ die Börse zurück und folgte dem Adepten in das anstoßende Zimmer.

Es war ein großes Mansardenzimmer, mit keinem Meublement, außer den dunkelstoffigen Vorhängen an den Fenstern und den wenigen Gegenständen, die zu dem Beabsichtigten nöthig waren. Ein rascher Blick durch das Zimmer zeigte der Lady Eleanor, daß diese lediglich in einem altmodischen Armsessel und in einem Altar von schwarzem Marmor bestanden, über welchem, an der Stelle, wo sich in einer katholischen Kapelle das Altarbild befunden haben würde, ein großer Spiegel hing. Auf dem Altar, vor dem Spiegel, befand sich ein kleiner eiserner Ofen, mit irgend einer fremdartigen Substanz gefüllt, der mit einer niedrigen blauen Flamme brannte, dem einzigen sichtbaren Licht in dem Zimmer. „Setzen Sie sich, Lady,“ sagte der Adept, nachdem er die Thüre, durch die sie hereingekommen, verschlossen hatte, „und lassen Sie sich, so lieb Ihnen Ihr Leben

ist, weder durch Furcht, noch durch Neugier verleiten, eine einzige Sylbe zu sprechen; die Folgen könnten verhängnißvoll für Einen von uns, oder für Beide sein. Setzen Sie sich, sage ich, und beten Sie ein stilles Gebet zu den schützenden Heiligen, während ich, soweit es möglich ist, die vier Eingänge des Bösen bewache." Dies gesagt, nahm er aus seinem Körbchen ein gelbes Wachslicht, und nachdem er es in dem Ofen angezündet, ging er mit gemessenem Schritt nach der östlichen Ecke des Zimmers, wo er es an der Wand befestigte und, sich drei Mal davor verbeugend, in gedämpften Tönen, einen englischen Vers recitirte, der die besseren Geister zu seiner Hilfe entbot:

„Heilig Feuer, du das Kind
Von der Luft im Wirbelwind,
Wie man immer dich benennt
Und wo auch Dein Heerd entbrennt,
Lebensseele, Lichtesmacht,
Ohne die wär' ew'ge Nacht,
Hilf von Sünde uns befrein,
Laß nichts Böses hier herein."

Wie zur Antwort auf diese Auffoderung erschallten oder zitterten einige wilde, aber klagende Töne durch das Gemach und erstarben fast augenblicklich wieder. Der Adept, der mit anscheinend sehr ängstlicher Spannung auf diese Antwort gehorcht hatte, wiederholte dieselbe Ceremonie an jeder der übrigen Ecken und, wie es schien, wohl zufrieden mit dem Erfolg, kniete er jetzt mit gebeugtem Haupte und bloßen Knieen an dem Altar. Groß war der Lady Verlangen, das Schweigen zu brechen; aber der Adept erhob sich rechtzeitig, um diese Symptome des Ungehorsams zu bemerken, und legte seinen Finger mit solchen Zeichen der Unruhe an die

Lippen, daß sie der Schrecken von Neuem überkam und sie stumm blieb. Es schien ihr selbst, als wenn seine Hand zittere, wie er eine Partie rothen Pulvers aus dem Körbchen nahm und über die Flamme des Ofens streute.

Als das Pulver in das Feuer geworfen war, verwandelte sich die blaue Flamme in eine karmoisinrothe, die sofort im Spiegel wiederstrahlte. Nach wenigen Augenblicken machte die rothe Gluth Wolken von Rauch oder Nebel Platz, welche, wie Woge auf Woge, über die Oberfläche des Spiegels rollten und aus denen Blitze hervorzuckten, wenn sie den Rahmen erreichten, über den sie niemals hinauskamen. Wie der Dunst am dichtesten war, erfolgte ein scharfer klirrender Ton, sodaß Lady Eleanor erwartete, die zersplitterten Stücke des Spiegels nach allen Seiten fallen zu sehen. Aber als die Dünste sich wieder zertheilten, sah sie den Spiegel so ganz wie je, und nun trat eine noch merkwürdigere Veränderung, als die frühere, ein. Der Nebel verschwand nicht ganz, sondern bildete sich zu einer Art fernen Gemäldes, welches das Innere einer Kirche darstellte, und wobei die Lichter und Schatten beständig wechselten, die Farben bald matt, bald lebhaft waren, wie die Wolken, die sich in phantastischen Gestalten um die Abendsonne drängen und unter deren Einflusse sich rastlos in ihrer Färbung ändern. Es erschien ein Priester mit seinen Begleitern am Altar, und ein Hochzeitszug stand vor ihm. Plötzlich schien das Ganze durch unsichtbare Mittel in größere Helle gesetzt zu werden, die Gestalten traten schärfer hervor und Eleanor erkannte in dem Schattenbräutigam das getreue Spiegelbild des Lord James. Bevor sie sich von diesem Schreck erholen konnte, trat ein Fremder, das Gesicht in den Mantel gehüllt, mit

dem eiligen Schritte Eines, der zu spät zu kommen fürchtet, in die Kirche. Niemand schien ihn zu bemerken, und er stand eine Weile regungslos; aber in dem Augenblicke, wo der Priester in Begriff war, die Hände des Brautpaares ineinanderzulegen, ließ er den Mantel fallen und stürzte vor, als wolle er die Ceremonie unterbrechen. In dieser Gestalt sah Lady Eleanor deutlich das Ebenbild ihres Bruders. Er und der Bräutigam zogen die Schwerter und machten mehrere Gänge, während alle Umstehenden zu bestürzt schienen, um dazwischentreten zu können. Sie hörte sogar, oder bildete sich ein, es zu hören, wie der Stahl an einander schlug, wiewol es so klang, als käme der Schall aus weiter Ferne. In ihrem Schrecken schrie sie laut auf, schlug die Hände zusammen und rief: „Gnädiger Himmel, mein Bruder wird getödtet werden!“ Kaum waren diese Worte über ihre Lippen gekommen, als die ganze Scene sich verwirrte und abbrach, die Nebelschichten durch- und übereinander rollten und allmälig verschwanden, worauf nur der Spiegel blieb und nichts mehr zeigte, als die Gegenstände im Zimmer, von dem matten Schein aus dem Ofen beleuchtet. Zugleich gingen die Kerzen in den vier Ecken mit einem zischenden Tone aus.

„Alles ist vorbei für die Nacht,“ sagte der Adept mit heftiger Stimme, indem er ihre Hand faßte, „und je schneller wir dieses Zimmer verlassen, desto besser. Der Himmel gebe, daß, wie die Sache nun steht, nichts Böses erfolge.“ Lady Eleanor ließ sich, ohne ein weiteres Wort, in das Nebenzimmer zurückführen, sehr zur Freude ihrer Gefährtin, welche während ihrer Abwesenheit nicht wenig Angst ausgestanden hatte. Die Freude ward jedoch sehr gemindert, als sie ihre Gefährtin anblickte. Sie erschien ihr, wie sie sich später auszudrücken

pflegte, wie Eine, die der Blitz getroffen; eine so düstere, wilde Wandelung war über ihre Züge gekommen.

Der Adept wies jede Belohnung zurück und erwiederte auf alle Erbietungen Lady Eleanor's: „Nein, Lady; was ich diesen Abend gethan, ist nicht des Gewinnes halber geschehen, und hätte ich die Gefahr vorher gekannt, die wir laufen sollten — ich sowol wie Sie — so würde ich es höchst wahrscheinlich nicht gewagt haben. Es ist hinreichende Belohnung für mich, der ich mehr von dieser Sache weiß, als Sie auch nur ahnen können, daß wir beide hier lebend und unversehrt stehen." „Beging ich den Fehler, als ich sprach?" fragte Lady Eleanor, durch die gänzlich unerwartete Uneigennützigkeit sehr in Verlegenheit gesetzt. „Sie begingen ihn," erwiederte der Adept mit einem leichten Schaudern; „indeß die Geister des Feuers thaten ihre Pflicht, und ein Glück für uns, daß sie es thaten. Doch ich will Sie nicht länger aufhalten," fügte er eilig hinzu, indem er eine Lampe nahm, ihnen herunterzuleuchten; „es ist eine späte Stunde für Damen von Ihrem Stande, allein auf der Straße zu gehen, wenn auch in die Tartans Ihrer Dienerinnen gehüllt, und überdem zieht sich ein Unwetter zusammen, und Sie werden kaum nach Hause kommen, bevor der Regen in Strömen herabstürzt."

Die erste Sorge der Lady Eleanor, wie sie sich wieder wohlbehalten in ihrem Zimmer befand, war, die genauen Umstände ihres Abenteuers, mit Tag und Stunde, aufzuzeichnen. Dieses Document siegelte sie in Gegenwart ihrer Gefährtin zu und verschloß es in einem geheimen Fache. Bald darauf kam ihr Bruder vom Festland zurück. Sie fragte ihn, ob er auf seinen Reisen nichts von Lord Primrose gesehen, oder gehört habe, worauf er erwiederte, er hoffe, eine so unzweifelhaft ehrlose Person

niemals wiederzusehen, und zugleich beflissen schien, das Gespräch auf etwas Anderes zu lenken. Da sie dieses Ausweichen bemerkte, so drängte sie ihn, indem sie fallen ließ, daß sie nicht ohne guten Grund frage. Endlich gestand der Bruder, daß er Lord Primrose gesehen habe, es sei aber unter Umständen geschehen, die es ihm höchst widerwärtig machten, auch nur seinen Namen wieder auszusprechen. Doch sie drängte weiter und lockte nach und nach die Geschichte heraus. Er hatte in Amsterdam einen unermeßlich reichen Kaufmann kennen gelernt, welcher eine einzige Tochter besaß. Eines Tages hatte ihm dieser gesagt, daß die junge Dame in Begriff sei, zu heirathen, und zwar einen Engländer, weshalb der Vater hoffe, daß sein geehrter Freund der Hochzeit beiwohnen werde. Er erwiederte, daß er zwar an dem betreffenden Morgen ein wichtiges Geschäft zu besorgen habe, sich jedoch in der Kirche einfinden werde, wenn es ihm möglich sei. Er kam spät, aber doch noch zeitig genug, um den Bräutigam, der, wie wir wissen, Lord Primrose war, zu entlarven und das arme unschuldige Mädchen zu retten. Es fiel alles so vor, wie es Lady Eleanor im Zauberspiegel gesehen. Blut floß aber nicht, indem die Streitenden rechtzeitig getrennt wurden. Lord Primrose war den nächsten Tag verschwunden. Nachdem ihr Bruder ihr diese Geschichte erzählt, auch den Tag angegeben hatte, wo sich alles zugetragen, brachte sie ihm ihre Niederschrift, und es ergab sich die genaueste Uebereinstimmung aller Umstände. [1])

---

1) Unsere Quelle berichtet zwar, daß die Lady ihren Bruder nach dem Datum gefragt, und daß alles zugetroffen hätte, sagt jedoch nicht ausdrücklich, daß der Besuch bei dem Zauberer an demselben Tage geschehen sei, wo die Scene in Amsterdam sich zutrug. Dieselbe

Im Jahre 1706 starb Lord Primrose, und die Witwe war frei. Da sie noch hübsch und jung war, fehlte es nicht an Freiern, aber sie trug großes Bedenken, einen neuen Versuch zu machen. Am ausdauerndsten in seinen Bewerbungen zeigte sich der berühmte Lord Stair [1]), der auch wirklich Eindruck auf ihr Herz gemacht hatte. Aber selbst er vermochte sie nicht von ihrem Entschlusse abzubringen, bis er endlich auf ein weniger würdiges, auch nicht ganz originales, aber wirksames Mittel verfiel, sie zur Nachgiebigkeit zu bringen. Er bestach einen treulosen Dienstboten und verschaffte sich eines Nachts Eingang in ein kleines Gemach im Hause der Lady, das theils als Betzimmer, theils als Ankleidezimmer diente, neben ihrem Schlafgemach lag und ein Fenster hatte, welches auf einen der besuchtesten Durchgänge sah. Als der Morgen kaum vorrückte und die Straße belebter zu werden begann, zeigte sich Se. Lordschaft, nur halb angekleidet, am offenen Fenster; ein Anblick, welcher natürlich die Aufmerksamkeit und die Bemerkungen der Vorübergehenden hervorrief. Einige lachten, Andere machten ernste Mienen, und die Scandaljäger freuten sich, eine neue Geschichte zu erzählen zu haben, und zwar von einer Dame, die ihrer Bosheit bisher keinen Stoff geboten. Alle Versuche der Lady, der Welt den wahren Zusammenhang begreiflich zu machen, waren gänzlich fruchtlos;

Stunde kann es nicht gewesen sein, denn die Trauung war am Vormittag, der Besuch erfolgte am späten Abend; folglich zeigte der Zauberspiegel der Lady, aller Wahrscheinlichkeit nach, etwas, was schon geschehen war, nicht, wie man hätte erwarten sollen, die Vorgänge des Augenblickes. Das würde denn die Sache sehr erklärbar machen. Wäre es freilich an demselben Tage gewesen, dann konnte man in Edinburg noch keine Kunde davon haben.

1) Näheres über ihn unten.

je mehr sie sich in Auseinandersetzungen erschöpfte, desto weniger fand sie Glauben, und so sah sie sich am Ende genöthigt, dem Frevler ihre Hand zu reichen.

Dessenungeachtet soll die Ehe eine glückliche gewesen sein, mit der einzigen Ausnahme, aus der man in dem damaligen England nicht soviel gemacht zu haben scheint, daß der Ehemann die Flasche zu sehr liebte, und wenn er betrunken war, einen Hang hatte — seine Frau zu schlagen. Doch auch dieser sein einziger Fehler verlor sich auf ein Mal. Eines Abends war er ungewöhnlich stark berauscht, und in diesem Zustande versetzte er der Lady einen so heftigen Schlag, daß ihr Gesicht augenblicklich mit ihrem Blute bedeckt war. Nachdem er diese Heldenthat verübt, ging er ganz ruhig zu Bette, in glücklicher Unkenntniß dessen, was er gethan. Lady Eleanor konnte die Sache aber nicht so leicht verwinden, sondern brachte die Nacht auf einem Sopha zu, ohne auch nur einen Versuch zu machen, das Blut zu stillen, sodaß sie, als der Schläfer erwachte, einen Anblick darbot, der ein noch nicht ganz von dem Zechen der vorhergegangenen Nacht erholtes Gehirn wol in Verwirrung setzen konnte. Es folgte eine Erklärung, und der Nobleman, der in seinen nüchternen Augenblicken nicht ohne Gefühl und Edelsinn war, schämte sich so über sich selbst, daß er sofort einen förmlichen Schwur that, hinführo nie ein geistiges Getränk zu sich zu nehmen, das ihm nicht von der eigenen Hand seiner Gattin zugemessen worden, welchen Eid er auch bis an seinen Todestag treulich hielt. Nie nahm er an einer gesellschaftlichen Partie Theil, bei welcher er seine Hebe nicht mitnehmen konnte; nie überschritt er die Grenze, die sie, in ihrer Klugheit, ihm zumaß; wenn die Zeit kam, wo sie sich, nach englischer Sitte, mit den anderen Damen entfernte,

so theilte sie ihm eine bestimmte Quantität zu, die er in ihrer Abwesenheit trinken durfte, und keine Versuchung, kein Bitten oder Spotten konnte ihn je bestimmen, das angewiesene Maß zu überschreiten.

Lady Eleanor überlebte auch ihren zweiten Gemahl um 12 Jahre, und starb erst 1759, seit langer Zeit als Leiterin der besten Gesellschaft Edinburgs anerkannt. Sie war hochbejahrt, hatte etwas Schroffes in ihrem Benehmen, und soll die erste Dame der schottischen Hauptstadt gewesen sein, die einen schwarzen Dienstboten in ihrem Hause gehalten.

Der Lord Stair, den wir hier die Hand seiner Frau auf Kosten ihres Rufes erringen und dann sich betrinken, und in der Trunkenheit seine Gattin mishandeln sahen, von dem wir aber zugleich hörten, wie er sich seiner Fehler schämte und sie gutzumachen beflissen war, nimmt freilich in Genealogie und Geschichte eine glanzvollere Stellung ein. John Dalrymple Earl of Stair war der älteste Sohn John Dalrymple's, des zweiten Viscounts und ersten Earls of Stair († 8. Jan. 1707), welcher unter Wilhelm III. Lord Advocat von Schottland und Staatssecretair wurde, und der Elisabeth Dundas, der Enkel James Dalrymple's, des ersten Viscounts Stair († 25. Nov. 1695), der von Cromwell zum Lord of Session, von Karl II. (1664) zum Baronet und Präsident des Court of Session[1]) ernannt, 1681 aber entlassen und 1682 zur Flucht nach Holland gedrängt wurde, 1688 mit dem Oranier zurückkehrte, wieder Präsident des Court of Session und (1690) schottischer Peer wurde[2]), und der Marga-

1) Ein hoher schottischer Gerichtshof.

2) Baron Glenluce und Stranraer, Viscount Stair.

rethe Roß. Das Gut, von dem diese Peers den Titel führten, Stair-Montgomery in Aireshire, hatte William de Dalrymple 1450 durch Verheirathung mit der Erbtochter Agnes Kennedy erworben.

Unser Lord Stair war 1673 zu Edinburg geboren, aber zeitig nach Holland gegangen, um unter Wilhelm von Oranien zu dienen. Dieser sendete ihn 1688 nach Schottland, um die dortigen Bewegungen organisiren zu helfen, und gab ihm dann eine Offizierstelle in der Leibgarde, als welcher er den König nach Irland begleitete. Den spanischen Erbfolgekrieg machte er unter Marlborough (von 1702—1709) mit, wurde Brigadier, zeichnete sich namentlich bei Oudenarde aus und brachte die Nachricht dieses Sieges nach England. In Marlborough's Schule hatte er sich nicht bloß zum Kriegsführer, sondern auch zum Diplomaten gebildet. So wurde er denn 1709 als Gesandter nach Dresden geschickt, aber zurückberufen, nachdem Marlborough gestürzt war. Georg I. ernannte ihn dagegen zum Oberbefehlshaber der schottischen Truppen, und bald darauf zum Gesandten in Paris, wo er namentlich während der Regentschaft viel Einfluß hatte. 1730 wurde er zum Großadmiral von Schottland ernannt. 1741 trat er als Feldmarschall an die Spitze der englischen Armee in Flandern und bestimmte zugleich, als Gesandter im Haag wirkend, die Generalstaaten zur Theilnahme an dem Kriege. Er siegte am 27. Juni 1743 in der Schlacht bei Dettingen. Mit der weiteren Führung des Krieges, in welche ihm zu viele Andere hineinredeten, war er unzufrieden, gab die Gründe davon in einer eigenen Schrift an und zog sich nach Schottland zurück, wo er 1747 starb. Er hinterließ keine Kinder und seine Würden gingen

auf die Kinder seiner Brüder über, von deren Jüngstem der gegenwärtige Earl stammt, der am 11. August 1841 als Baron von Oxenfoord auch Peer des vereinigten Königreichs wurde.

VII. Gesandtschaften aus dem Orient.

Am 14. Sept. 1600 erschien am Hofe zu Kassel, wo damals der gelehrte und vielgeschäftige Landgraf Moritz [1]) regierte, eine an alle christlichen Potentaten Europas gerichtete, speciell aber mit Creditiven für den Kaiser, den Papst, die bedeutendsten deutschen Fürsten, den König von Frankreich, den Dogen von Venedig, den Großherzog von Toscana versehene persische Gesandtschaft. Ihr Absender war jener berühmte, wenn auch durch Grausamkeit und Gewaltthätigkeit befleckte Schah Abbas I., welcher Persien von 1587—1629 regierte, Chorasan, Mesopotamien, Armenien, Kandahar, Tauris, Bagdad und Balsora eroberte, Georgien unter neue Zinsbarkeit beugte und den Portugiesen, unterstützt von einer englischen Flotte, Ormuzd entriß. Der Zweck der Gesandtschaft war: eine allgemeine Conföderation gegen die Türken und ihren Sultan Mahmud III. zu Stande zu bringen. Sie selbst bestand aus einem Engländer, Sir Anton Shirley, einem Sohne des Sir Thomas Shirley zu Wiston

---

1) Geb. 1572, regierte von 1592—1627, wo er die Regierung seinem Sohn überließ, † 1631.

der Grafschaft Sussex und der Anna Kempe, welcher nach Persien gereist war [1]) und sich dort in solche Gunst gesetzt hatte, daß Schah Abbas in seinem Vollmachtsbriefe mit orientalischem Redeschmucke von ihm sagte: er habe ihn, als ob er sein Bruder wäre, aus seiner Schüssel speisen und aus seinem Becher trinken lassen. Demselben waren Sin Ali Bey, Hassan und einige andere persische Hofleute und Priester und ein der deutschen Sprache kundiger Dolmetscher aus Cypern beigegeben. Sie kamen über das kaspische Meer und hielten sich zuerst längere Zeit in Moskau bei dem Großfürsten Boris Godunow auf, dem Schah Abbas noch im August 1603 den goldenen Thron der alten Herrscher Persiens, als „Zeichen der Liebe zu seinem Bruder", sendete. Hier wurden dem Shirley durch die Intriguen einiger Begleiter allerlei Weiterungen gemacht, aus denen er sich jedoch durch Festigkeit und Entschlossenheit zog. Dann sind sie durch Litthauen gezogen, müssen sich in einem Ostseehafen eingeschifft haben und erscheinen zuerst wieder zu Emden, wo Graf Enno sie gastlich aufnahm. Von da begaben sie sich zunächst nach Kassel, wo sie, prächtig bewirthet, acht Tage verweilten und Shirley sich von dem in alle Verschlingungen der damaligen politischen Welt tief eingeweihten Landgrafen in den Verhältnissen orientiren ließ. Im Auftrage des Landgrafen geleitete sie Johann von Bodenhausen, über Rotenburg und Naum-

1) Der Graf von Essex hatte den jungen, thatendurstigen Mann beredet, mit einigen tapfern Begleitern dem Herzog von Ferrara gegen den Papst zu Hilfe zu ziehen. Sie kamen zu spät, und ihr Gönner rieth ihnen nun, um sie für den Verlust an „Zeit, Geld und Hoffnung" zu trösten, nach Persien zu gehen. Anton Shirley hatte seinen Bruder Robert und 26 wohl berittene und bewehrte Begleiter bei sich. Sein besonderer Gönner in Persien war, nächst dem Schah, der Heerführer Ali Verdi Bey.

burg, wo sie am 30. Sept. in fünf Kutschen einzogen [1]) und von wo Shirley ein Danksagungsschreiben an den Landgrafen erließ, nach Prag. Kaiser Rudolf II. ließ sie mit 300 Pferden und prächtigen Wagen einholen und behandelte sie mit großer Aufmerksamkeit. Auf ihren Antrag selbst einzugehen, trug er aber umsomehr Bedenken, als er, abgesehen von seinem unentschlossenen und träumerischen Charakter, sich wol sagen mochte, daß er durch einen Beitritt zunächst sich die Türken auf den Hals ziehen, daß ihm dann die Hilfe des fernen persischen Schahs leicht zu spät kommen dürfte, und daß wenig Aussicht sei, bei den eifersüchtigen und durch so viele nähere Händel beschäftigten und verzwisteten europäischen Mächten den Willen und die Thatkraft zum Beistand zu finden. Nach Allem, was die Abgesandten in Deutschland sahen und erfuhren, verging ihnen der Muth, ihr Heil noch weiter zu versuchen. Nach Frankreich gingen sie gar nicht. Schon am 2. Febr. 1601 treffen wir sie zu Nürnberg, wo sie mit fürstlichen Ehren empfangen wurden und bis zum 5. verweilten, worauf sie nach Augsburg zogen und über Rom und Venedig, nicht ohne manchen Nachstellungen von Seiten der Türken ausgesetzt zu sein, nach Persien zurückkehrten. [2])

Mislicher noch gestaltete sich eine zweite persische Gesandtschaft. Ein jüngerer Bruder jenes Anton Shirley, Sir Robert Shirley, war von seinem Bruder, als Pfand gewissermaßen seiner Treue, in Persien gelassen worden,

1) Vergl. Lepsius, Die persische Gesandtschaft des Schah Abbas, auf ihrem Zuge durch Deutschland, in Naumburg und Nürnberg, in Vulpius Curiositäten, III, 298 ff.

2) Justi in den „Neuen Jahrbüchern der Geschichte und Politik," Jahrg. 1841, II, 481 ff. — Nach Ludolf's „Allgemeiner Schaubühne der Welt," II, 47 ff., wären sie von Rom nach Spanien und Portugal gezogen, und von da über Ostindien zurückgekehrt.

hatte die Kriege des Schah mitgemacht, dessen Gunst erworben und erschien 1623 als Gesandter in England. Seine Creditive waren in persischer Sprache geschrieben, und es gab damals Niemand in England, der sie hätte übersetzen können. Indeß hegte man kein Mistrauen, und der Gesandte wurde mit großen Ehren empfangen. Da erschien, auf einem Schiffe der ostindischen Compagnie, welches durch Unfälle und ungünstigen Wind auf seiner Fahrt lange aufgehalten worden, ein Anderer, der sich für den rechten Gesandten des Schahs ausgab, von Shirley nichts wissen wollte und von der Gesammtheit der mit Ostindien verkehrenden Kaufleute unterstützt und empfohlen wurde. Sir Robert ließ sich seine Creditive von dem Staatssecretair leihen und begab sich, von seinem Verwandten, Lord Cleveland, und einigen anderen Hofleuten begleitet, zu seinem Mitbewerber. Als sie vorgelassen und die Gründe ihres Besuchs erklärt waren, bezeigte der Perser nur dem Lord den üblichen Gruß. Darauf begann folgende eigenthümliche Scene: Sir Robert Shirley entfaltete seine Briefe, berührte, nach persischer Sitte, zuerst seine Augen mit ihnen, hielt sie dann über seinen Kopf, küßte sie darauf und überreichte sie dem Gesandten, damit dieser ihnen die gleichen Ehren erweise. Der Gesandte aber erhob sich plötzlich von seinem Sitze, schritt auf Sir Robert zu, riß ihm die Briefe aus der Hand, zerriß sie und gab ihm mit der Faust einen Schlag ins Gesicht. Während Lord Cleveland zwischen sie trat, um weitere Gewaltthätigkeiten zu verhüten, warf sich der zunächststehende Sohn des Persers auf Sir Robert und schlug ihn zu Boden. Lord Cleveland und der Kammerherr Mr. Maxwell stürzten dazwischen und zogen ihn zurück. Zwei andere englische Herren legten die Hand an ihre Degen, zogen sie aber

10*

nicht, weil auch die Perser nicht Schwert noch Dolch zogen. Lord Cleveland ließ dem Gesandten durch den Dolmetscher die Gefährlichkeit und das Unangemessene seines Verfahrens vorstellen und sagte: wenn nicht er und die Gentlemen bei ihm mehr Achtung für den König, den er repräsentire, gehegt hätten, als er den zur Beglaubigung des Andern erlassenen Briefen bewiesen habe, so würden weder er (der Gesandte), noch diejenigen von seinen Begleitern, welche diesen Frevel begangen, lebendig vom Platze gekommen sein. Auf diese Rede entschuldigte sich der Gesandte einigermaßen und erklärte, es thue ihm leid, Se. Lordschaft beleidigt zu haben; er sei zu dem, was er gethan, durch den äußersten Zorn gebracht worden, wie er gesehen, daß Jemand es gewagt habe, die Unterschrift des Königs, seines Gebieters, zu fälschen, welche sich stets an der Spitze der Schreiben befinde, nicht, wie hier, auf der Kehrseite, und wie dieser Betrüger zu behaupten gewagt habe, er habe die Nichte seines königlichen Herrn geehelicht. Hier trat Sir Robert, der sich inzwischen, ganz bestürzt und verwirrt durch die erfahrene Mishandlung, hinter die Gesellschaft gezogen hatte, wieder vor und entgegnete: er habe nie gesagt, daß er die Nichte des Königs, wohl aber, daß er dessen Verwandte geheirathet. Wahr sei, daß, wenn der König von Persien seine Unterthanen an fremde Fürsten sende, oder sonst an solche schreibe, er seinen Namen an die Spitze der Schreiben setze; wenn er aber einen Fremden an einen auswärtigen Fürsten schicke, so sei es gewöhnlich, daß seine Unterschrift auf der Außenseite der Schreiben angebracht werde, damit man vor deren Eröffnung ersehen könne, wer sie sende. Hierauf antwortete der Gesandte bloß mit verächtlichen Blicken.

Der ganze Vorgang wurde sofort dem König Jakob

berichtet, der hierauf den feierlichen Empfang des Gesandten bis nach erfolgter Prüfung seiner Angaben aufschob. Inzwischen schrieb Sir Robert an den König und bat, man möge ihn nach Persien zurückschicken, die beiden Schreiben um seinen Hals gebunden, um zu erfahren, ob sie echt oder falsch seien. Der König willigte ein, da das der beste Weg zur Erledigung der Frage sei.

Die beiden Gesandten sollten zunächst im Mai 1625 mit der ostindischen Flotte und in Gesellschaft des Sir Dodmore Cotton absegeln, welcher als außerordentlicher Gesandter des Königs an den persischen Hof gehen sollte, um einen Handelsvertrag mit Schah Abbas abzuschließen, und der bei dieser Gelegenheit auch die Shirley'sche Sache ins Klare zu bringen hatte. Da die drei Herren jedoch zu spät am Einschiffungsplatze erschienen, so mußten sie wieder nach London zurückkehren und ihre Abreise bis zum März 1626 verschieben, wo sie sich auf drei verschiedenen Fahrzeugen einschifften.

Der persische Gesandte starb auf der Reise. Sir Dodmore Cotton dagegen und Sir Robert Shirley kamen wohlbehalten nach Persien. Schah Abbas bewilligte dem englischen Gesandten zu Ashraff eine Audienz, bei welcher Sir Robert Shirley selbst und einige andere englische Gentlemen, worunter Sir Thomas Herbert, zugegen waren. Letzterer hat in seiner Reisebeschreibung [1]) auch diese Vorgänge geschildert. Sir Dodmore Cotton sagte in seiner Anrede: der Hauptzweck seiner Sendung sei,

1) Travels in Asia and Africa, Lond., 1634. Herbert kam 1630 nach England zurück, schloß sich in den Bürgerkriegen der Sache des Parlaments an, war 1640 Commissar bei Karl I., bei dem er sich beliebt machte und, auf dessen Wunsch, bis zu seinem Tode bei ihm blieb, ward nach der Restauration Baronet und † 1681. Er hat auch eine Threnodia Carolina geschrieben. Er ist derselbe, der in diesen Geh. Gesch. Th. III, S. 180 erwähnt ist.

den Schah wegen seines Erfolges gegen den gemeinsamen Feind, die Türken, zu beglückwünschen, ewiges Bündniß zu schließen, den Handel zu fördern und das Verfahren des Sir Robert Shirley gerechtfertigt zu sehen. Der Schah ergoß sich in seiner Erwiederung zuerst in einige Ausfälle gegen die Türken, und sprach den Wunsch aus, daß die christlichen Fürsten einig sein möchten, da der osmanische Kaiser seine Eroberungen hauptsächlich ihrer Uneinigkeit verdanke. Dem Vorschlage eines directen Handelsverkehrs, vorausgesetzt, daß die Engländer die alte Handelsstraße durch die Gebiete seines Feindes aufgeben wollten, gab er seine Zustimmung. In Betreff des Sir Robert Shirley erkannte er an, daß derselbe ihm werthvolle Dienste geleistet und versprach, daß, wenn er ungerecht angeklagt worden, er Genugthuung empfangen solle.

Der Hof ging gleich darauf nach Kaswin, wohin die Gesandtschaft nachfolgte. In Betreff der Shirley'schen Sache fand sich freilich, daß der erste und einflußreichste Minister, Mahomed Ali Bey, dem Shirley äußerst abgeneigt war. Der Gesandte, der sich der Sache des Sir Robert mit vieler Wärme annahm, bat um die Originalcreditive, auf welche Sir Robert seinen Anspruch gründete, um sie genau untersuchen zu lassen. Nach drei Tagen kam der Minister persönlich zu Sir Dodmore und erklärte ihm: der Schah habe das Schreiben untersucht, es nicht für das seinige erkannt und im Zorne verbrannt. Sir Robert habe übrigens die Erlaubniß seines Herrn, abzureisen. Diesen Ausgang der Sache zog sich der arme Sir Robert so zu Herzen, daß er eine Dyssenterie bekam, an der er in der zweiten Woche nach seiner Ankunft in Kaswin starb. Auch Dodmore Cotton starb in Persien.

Mag es auch sein, daß Sir Robert sich in Persien etwas von der dort landesüblichen Prahlsucht angeeig-

net, wie denn seine, angeblich aus der Verwandtschaft des Schah entstammte Gemahlin eine circassische Sklavin aus dem kaiserlichen Harem gewesen sein soll, die ihm als Zeichen der fürstlichen Gunst geschenkt worden sei.[1]) (Sie soll später, unter dem Namen Lady Teresa, zu Rom gelebt haben.) Daß Shirley wirklich nicht mit einer Sendung an den englischen Hof beauftragt, daß sein Beglaubigungsschreiben gefälscht gewesen sei, glauben wir nicht. Es ist kaum abzusehen, welchen Zweck und Grund solche Täuschung, die ja doch nicht lange vorhalten konnte, hätte haben sollen, und man müßte sich wundern, daß Shirley, wenn er solchen Betrug getrieben, sich gerade nach Persien zurückgewagt hätte. Auch seine Aufnahme daselbst spricht nicht für jene Annahme. Schah Abbas mußte doch sofort wissen, ob er ihn geschickt hatte, oder nicht. Die hohe Gunst, in welcher Shirley bei dem Schah gestanden, wird auch durch andere Zeugen bestätigt.[2]) Wenn man dagegen die Weise dieser orientalischen Höfe und ihrer Großen bedenkt, so erscheint es gar nicht unwahrscheinlich, daß die ganze Sache auf dem Neid des Veziers beruhte; daß dieser erst den Shirley, der ihm zu hoch in der Gunst des Schah stieg, durch eine Scheinsendung entfernte, daß er ihm dann einen Gesandten seiner Wahl nachschickte, daß er inzwischen die fernere Gunst des Schahs untergrub, daß er ihm den zweiten Gesandten vielleicht in der Hoffnung nachschickte, daß ihn dies von der Rückkehr nach Persien abhalten werde, und daß Shirley, als er doch nach Persien zurückkam, sein früheres Terrain schon zu weit verloren hatte, als daß es nicht dem Vezier hätte leicht fallen

1) Bei dem ersten Kinde, das sie Shirley gebar, soll der Schah Gevatter gestanden haben. S. Harley's Reisen, I., 738.
2) S. Preacher's und Harley's Reisen.

sollen, die Dinge zu dem Ausgange zu leiten, den sie genommen haben.

Noch ein wunderlicher und zweifelhafter persischer Gesandter spielte, wenige Monate vor dem Tode Ludwig's XIV., in Frankreich seine seltsame Rolle.[1]) Auf die Nachricht von seiner bevorstehenden Ankunft schickte ihm der König den Kammerherrn St. Olon bis Marseille entgegen. Zwei Meilen von Paris mußte ihn der Einführer der Gesandten, Baron von Breteuil, einholen, begleitet von dem Marschall von Matignon. Als Breteuil zu dem Gesandten, der sich Mahomet-Riza-Beg nannte, ins Zimmer trat, fand er ihn vor dem Kamine auf einem persischen Teppich kauernd, von dem er sich, sobald Breteuil sich gesetzt hatte, auf eine kleine Matratze erhob. Der Baron redete ihn in folgender Weise an:

„Der Kaiser von Frankreich, mein Gebieter, der größte und frömmste aller christlichen Kaiser, der erhabenste unter allen Königen in Europa, der mächtigste im Kriege zu Wasser und zu Lande, der immer Unüberwindliche, die Freude seiner Unterthanen, das vollkommenste Muster aller Tugenden eines Königs, hat mich hierher gesendet, um Euch seinen Gruß zu entbieten, und versichert Euch seiner Freude über Eure Ankunft in der Nähe von Paris, der Hauptstadt seines Reiches, der größten und prächtigsten Stadt in dem Theile der Welt, den wir bewohnen. Er weiß, daß der Kaiser von Persien, Euer Gebieter, der mächtigste und glanzvollste Kaiser im Morgenlande ist, und hält für sicher, daß dieser Monarch, der an seinem Hofe so viele würdige Männer hat, Euch als einen vorzüglich würdigen Mann erwählt habe, der

1) Vergl. die Memoiren von Breteuil, Richelieu u. A. Auch die Herzogin von Orleans gedenkt seiner.

sich am besten eigne, das Band der Eintracht zwischen zwei mächtigen Kaisern zu knüpfen."

So conciliant, wie in dieser Anrede vorausgesetzt war, zeigte sich der Gesandte nun freilich nicht. Im Anfang war er ganz artig und vernünftig; als es sich nun aber um Zeit und Ort des feierlichen Einzugs handelte — in dem damaligen Gesandtschaftswesen bekanntlich ein Hauptmoment — erhob er viele Schwierigkeiten. Er wollte seinen Einzug nicht eher halten, als nach dem Neumond im Februar, um die unglücklichen Tage zu vermeiden. Er verlangte, daß der Marquis von Torcy[1]), den er für den Großvezier hielt, ihn in Charenton einholen solle. Von da aus wollte er seinen Einzug zu Pferde halten, da es nicht seine Sache sei, sich mit einem Christen in einen Kasten einzusperren. Breteuil machte ihm mit vieler Mühe begreiflich, daß die Minister des Königs keine Veziere seien. Da er sie aber als bloße Secretaire schilderte, denen der Monarch seine Resolutionen in die Feder dictire, so nahmen wieder die Minister diese Darstellung ihrer Wirksamkeit übel. Doch gelang es, den Gesandten von jener Foderung abzubringen.

Er hatte, nach langem prüfenden Studium im Kalender, endlich gefunden, daß der 7. Februar vielleicht ein glücklicher Tag sei. Der Marschall von Matignon, der Baron von Breteuil und andere Männer von Stande erschienen, ihn abzuholen. Da erklärte er wieder: vor Christen werde er nicht aufstehen; wenn er aufstünde, so geschähe es, um abzureisen, wenn und wie es ihm gefalle. Aergerlich über diese Antwort, erwiederte Breteuil: er würde nie seinen Einzug in Paris halten, noch Audienz beim Könige bekommen, wenn er nicht artiger

1) Th. I. S. 108 ff.

und bescheidener aufträte, und entfernte sich. Sobald der Baron, in dessen Gegenwart der Gesandte durchaus nicht hatte stehen wollen, sondern beharrlich sitzen geblieben war, sich entfernt hatte, sprang er eilig auf und bestieg ein Pferd, um seinen Einzug allein und ohne christlichen Beistand zu halten. Breteuil rief ihm zu: er werde ihn schon vom Pferde herunterzubringen wissen. Der Perser griff nun wüthend nach seinem Säbel [1]) und gab dem Pferde die Sporen. Der Baron aber ließ das Hofthor zumachen. Nun that der Gesandte, als hielte er sich für gefangen, stieg vom Pferde, lief auf sein Zimmer, und setzte sich auf seinen Teppich. Breteuil eilte ihm nach, ward aber, auf Befehl des Gesandten, von sechs bewaffneten Leuten desselben umringt. Ohne sich dadurch irren zu lassen, sondern durch den Dolmetscher erklärend, daß es nur von ihm abhänge, sogleich 6000 Mann erscheinen zu lassen, die den Gesandten wol lehren würden, den Befehlen des Königs zu gehorchen, faßte er ihn bei den Knöpfen seines Unterkleides, nöthigte ihn, aufzustehen und rief den Marschall von Matignon herbei. Da der Perser nun sah, daß es nicht anders ging, so sprang er eilends auf, rannte zwei oder drei Leute über den Haufen und stürzte sich in den Wagen, in welchen ihm der Marschall von Matignon und der Baron Breteuil folgten. Der Gesandte kehrte dem neben ihm sitzenden Marschall den Rücken zu und würdigte seine Begleiter keines Wortes. Auf diese Weise zogen sie mit Pomp in Paris ein.

Dem Marquis von Torcy begegnete er artig und versöhnte sich auf dessen Wunsch auch mit Breteuil, dem er eine Orange als Friedenszeichen gab. Die Audienz

1) Später versicherte er, er habe die Hand bloß an den Säbel gelegt, um einen Schwur darauf zu thun.

wollte er anfangs bis nach dem 17. des Monats verschoben wissen, schlug aber dann, nach längerem Blättern in Koran und Kalender, einen früheren Tag vor, der „vielleicht kein so ganz unglücklicher Tag sein möchte.“ Inzwischen ritt er täglich mit seiner Fahne, seinen Fusilieren und vier persischen Handpferden aus, ward ein Lion von Paris und erfreute sich zahlreicher Damenbesuche. Herren und Damen duldete er nicht gemeinschaftlich bei sich, sondern empfing die Herren des Morgens, die Damen des Abends. Er blieb dabei auf seinem Teppich sitzen, rauchte seine Pfeife und bewirthete seine Gäste mit Thee, Kaffee und Sorbet, ließ auch den Damen zu den Tänzen aufspielen, die sie vor ihm, ohne Herren, aufzuführen so gefällig waren.

Seine Speisen ließ er durch seine eigenen Köche in seinen eigenen Geschirren kochen und auftragen. Er speiste mäßig und kurz, auf einem goldbrocatenen Tuche, welches auf den Teppich gebreitet wurde. Von europäischen Meublen gefiel ihm nur das weiche Bett, an das er sich leicht und gern gewöhnte.

Am Audienztage mußten ihm seine Fusiliere mit der Fahne seiner Nation bis zu dem Eingange des Schlosses von Versailles folgen. Die Geschenke, die er überbrachte, wurden ihm unter Bedeckung vorangetragen. Er wurde, um seine üblichen Begrüßungen mit Bequemlichkeit machen zu können, in der großen Galerie empfangen, an deren äußerstem Ende der König, von den Prinzen des Hauses umgeben, auf dem Throne saß, während auf beiden Seiten der Hof in großer Gala stand. Als der Gesandte eintrat, machte dieser Anblick sichtbaren Eindruck auf ihn. Doch faßte er sich bald und machte seine Begrüßungen, bei deren erster der König aufstand und den Hut abnahm. Der Gesandte stieg dann zu der

Erhöhung hinauf, wo der Thronsessel des Königs stand, und überreichte ihm das Creditiv. Er hatte sich bei der ganzen Ceremonie mit Würde und Anstand benommen und keine der erwarteten Bêtisen begangen.

Bald aber verbreiteten sich durch Paris allerlei misliche Berichte über ihn. Man versicherte: er habe in Konstantinopel gefangen gesessen, und wäre mit Beihilfe des französischen Gesandten entsprungen. Seine Geschenke hätten in 106 [1]) kleinen Perlen und 180 Türkisen, zusammen 1000 Thaler an Werth, und ein Paar Gefäßen mit Gummi bestanden. Das Publicum schloß nun sogleich, daß der Gesandte ein Betrüger sei, und nach dem Tode des Königs wollte man entdeckt haben, es sei ein portugiesischer Jesuit gewesen, der sich lange in Persien aufgehalten, dann in Konstantinopel gefangen gesessen hätte und den die Jesuiten, die nun einmal überall ihre Hände im Spiele haben sollten, freigemacht hätten, um dem Könige ein Schauspiel zu geben, das ihn in die Träume seines alten Glanzes wiegen sollte. Diese Geschichte herrscht in der Memoirenliteratur vor und wurde, wie aller Scandal, lieber und bereitwilliger geglaubt, als die nüchterne Wahrheit.

Die Sache war aber doch anders. Schon vor einigen Jahren hatte der französische Consul zu Aleppo, Michel, zu Ispahan einen Vertrag mit der persischen Regierung abgeschlossen, welcher manche Begünstigungen der französischen Handelsleute und Missionaire enthielt. Die armenischen Kaufleute, angestachelt, wie man glaubt, von Engländern und Holländern, appellirten und intriguirten gegen diese Begünstigungen, und versuchten durch ihren Einfluß am Hofe eine Annullirung der wichtigsten

1) Flassan (IV, 360) spricht gar nur von sechs.

Punkte zu erwirken, wobei sie wol besonders auf die misliche Lage der französischen Angelegenheiten während des spanischen Erbfolgekrieges Bezug genommen haben mögen. Sobald diese sich einigermaßen wendete, bekam der französische Gesandte zu Konstantinopel, Marquis des Alleurs [1]), Muth, die Sache wieder aufzunehmen. Er schickte dem Vorsteher der französischen Missionaire zu Ispahan, Richard, einen gedruckten Bericht von der Niederlage der Alliirten bei Denain. Richard ließ ihn sofort ins Persische übersetzen und überreichte ihn dem Vezier, der ihn seinem Gebieter, dem Schah Sultan Hussein, vorlas. Von dieser Zeit an wurde der persische Hof den Franzosen wieder günstig, und der Entschluß, eine Gesandtschaft nach Frankreich zu schicken, kam zur Reife. Daß die Franzosen, also auch die jesuitischen Missionaire, ihn möglichst gefördert haben, ist sehr wahrscheinlich; der Zweck aber hat nicht darin bestanden, daß man den greisen König täuschen wollte, sondern man wollte die Begünstigungen des Handels und der Missionen erneuert wissen, und vielleicht Europa zeigen, daß der Ruhm Ludwig's XIV. noch immer auch im Orient glänze. Die Briefe und Geschenke wurden vom Vezier dem Pater Richard zugestellt, der sie an den Chan von Erivan beförderte, welcher den Gesandten auswählen sollte. [2]) Dieser bestimmte den Intendanten von Erivan, Mahomet Riza Beg, einen geborenen Perser, dazu.

Derselbe reiste am 15. März 1714 ab, und kam am

---

1) Pierre Puchot, Marquis des Alleurs, Marechal de Camp, französischer Gesandter in Dresden, Köln, Berlin, von 1709—1717 in Konstantinopel, † zu Paris 1725, 82 Jahre alt.

2) Allerdings ein seltsames Verfahren; indeß ländlich sittlich. Wer weiß, was sich der persische Hochmuth dabei gedacht hat!

28. April mit seinem ganzen Gefolge in Smyrna an. Er ließ sogleich den französischen Consul, Herrn de Fontenu, insgeheim von seiner Sendung benachrichtigen, und übergab diesem seine Creditive und Geschenke, welche auf ein französisches Schiff, das nach Marseille segelte, gebracht wurden. Der Einschiffung Riza Begs widersetzten sich die türkischen Behörden, die eine verkleidete Person von Wichtigkeit in ihm witterten. Hierauf ging er nach Konstantinopel, um sich unter den Schutz des Marquis des Alleurs zu stellen. Aber kaum war er angekommen, als er verhaftet und befragt wurde, ob er nicht als persischer Gesandter nach Frankreich gehe. Riza Beg leugnete standhaft und beharrte darauf, daß er ein eifriger Muselman sei, der nach Mekka pilgere. Als Pilger verließ er daher Konstantinopel mit einer Pilgerkaravane. Ihm folgte aber der Dolmetscher der Gesandtschaft, Paderi, und half ihm unterweges fort, auf ein Schiff, das ihn im October glücklich nach Marseille brachte, wo er die Schreiben und Geschenke vorfand.

Ob man einen Handelsvertrag mit ihm abgeschlossen, hat selbst Flassan nicht ermitteln können, weshalb auf die Behauptung einzelner Memoirenschreiber, daß es geschehen sei, nichts zu geben ist. Gewiß aber ist, daß man bei Hofe zu merken anfing, der persische Hof habe in der ganzen Sendung, und namentlich in der Wahl und Ausstattung des Gesandten, eben keinen besonderen Regard für die Würde und Macht des französischen an den Tag gelegt, und daß man den Perser baldigst satt bekam und sich seiner zu entledigen begehrte. Der König hatte anfangs befohlen, den Thron bis zur Abschiedsaudienz in der Galerie stehen zu lassen, ließ ihn aber wegnehmen, da man den Gesandten lieber ohne Sang und Klang abziehen lassen wollte. Man bezahlte seine

Schulden und vergütete seinen täglichen Aufwand, der sich auf 1500 Frs. täglich belaufen haben soll. 24,000 Frs. soll seine Reise von Marseille nach Paris gekostet haben; 10,000 Frs. kostete ein Badezimmer, das der König für ihn einrichten ließ. Der Perser bestand darauf, daß man auch die Weiber bezahlen müsse, die für ihn und seine Leute geholt worden waren, und auch dazu verstand man sich endlich. So brachte man diesen theuern Gesandten endlich dahin, daß er abzog.

Er schiffte sich zu Havre ein und soll eine Madame de l'Epinay, die er zu seiner Favoritin gemacht hatte, in einem Kasten mitgeführt haben, von dem er vorgab, er enthalte Porzellan. Er hat sich in Kopenhagen, Hamburg, Berlin gezeigt, und soll über Rußland nach Persien zurückgekehrt sein.

VIII. Brisacier.

Unter der Regierung des Königs Johann Sobieski [1]) kam ein französischer Carmelitermönch nach Warschau, welcher den König sehr inständig um eine Privataudienz angehen ließ, indem er versicherte, daß es sich um eine besondere Angelegenheit handele, die für Se. Majestät ungemeines Interesse habe. Als er die Audienz mit einiger Mühe erlangt hatte, übergab er dem Könige einen Brief folgenden Inhalts: Da derjenige, der den Brief schreibe, nicht die Ehre habe, Sr. Majestät bekannt zu sein, so sehe er sich genöthigt, auf Kosten des Rufes seiner Mutter den König daran zu erinnern, daß, als derselbe in Frankreich gewesen, beim Abgang von der Akademie, er mit einer schönen verheiratheten Frau Verkehr gepflogen, welche einen von Sr. Majestät empfangenen Sohn für eine Frucht ihres Gatten ausgegeben. Dieser Sohn habe sich mittels des von seinem angeblichen Vater ererbten Vermögens die Stelle eines Secretairs der Königin [2]) erkauft. Da aber das Glück und Verdienst

---

1) Geb. 2. Jan. 1629, 21. Mai 1674 zum Könige erwählt, † 17. Juni 1696.

2) Der Gemahlin Ludwig's XIV., Maria Theresia, einer Tochter König Philipp's IV. von Spanien. Sie † 1683, sodaß die Geschichte in die Jahre 1674—1683 fällt.

des Vaters ihn auf den Thron gehoben hätten, so hätte der, der die Ehre habe, sich als dessen Sohn zu nennen, Grund, einige Standeserhöhung zu hoffen. Ueberdem genieße er den Vorzug, von der Königin beschützt und begünstigt zu werden, der er nicht bloß seine Herkunft, sondern auch die an Se. polnische Majestät zu richtende Bitte vertraut habe. Die Königin würde sich sehr freuen, auch ihrerseits die Bitte unterstützt zu haben, die er an ihn richte, vom Könige Ludwig XIV. seine Erhebung zum Herzog und Pair zu erwirken.

Der Brief war unterzeichnet: Brisacier, und bemerkte zugleich, daß der Carmeliter die Ehre haben würde, Sr. Majestät einige Umstände vorzutragen, um deren Beachtung Se. Majestät ersucht würde. Der Mönch übergab dem Könige auch sofort zwei weitere Schreiben. Das Eine war von der Königin, und sie bat darin Se. polnische Majestät, in den stärksten Ausdrücken, die sich nur denken ließen, von dem Könige von Frankreich, ihrem Gemahl, die erwähnte Gnade zu erbitten. Das Zweite war ein Wechsel auf 100,000 Frs., zahlbar zu Danzig, auf die Ordre des Königs von Polen. Dem allen war ein Portrait der Königin von Frankreich beigegeben, dessen Einfassung mit vielen Diamanten verziert war und das mindestens 20,000 — 25,000 Frs. an Werth betrug.

Der König war über dieses seltsame Abenteuer sehr betroffen. Er erinnerte sich weder an Madame Brisacier, noch daran, daß er einen Sohn in Frankreich zu haben geglaubt habe. Da er jedoch, zur Zeit seiner ersten Reisen in Frankreich, mit mehreren Frauen von zweifelhafter Tugend Umgang gehabt, so war es möglich, daß alles, was der Brief des Herrn Brisacier enthielt, wahr war. Er fand nun für gut, sich zunächst in Besitz des Portraits

zu setzen, und schickte dann nach Danzig, um sich zu erkundigen, ob der Wechsel honorirt werden würde. Als er da erfuhr, daß der Auszahlung des Wechsels nicht das mindeste Bedenken entgegenstehe, so dachte er bei sich: 100,000 Frs. ließen sich am Ende ganz gut gebrauchen; das Portrait habe auch seinen Werth, und der Brief der Königin von Frankreich sei eine Thatsache, die fast nicht daran zweifeln lasse, daß die Sache mit Brisacier sich so verhalte, wie er angegeben. Er gab daher dem Carmeliter[1]) einen Brief für den König mit, worin der Inhalt des von Brisacier Erhaltenen mitgetheilt war und der König ersucht ward, Rücksicht darauf zu nehmen, daß Brisacier ein Sohn des Königs von Polen sei, den dieser anerkennen wolle und um dessen Erhebung zum Herzog er deshalb bitte. Nun hielt er sich berechtigt, von dem Wechsel Gebrauch zu machen, und verlor keine Zeit, sich die 100,000 Frs. in Danzig auszahlen zu lassen.

Die Ueberraschung des Königs von Frankreich war nicht gering, als er den Brief des Königs von Polen erhielt. Brisacier machte durchaus keine Figur, und hatte überhaupt stets für ein sehr mittelmäßiges Subject gegolten, für den es schon eine übergroße Ehre sei, daß er die Stelle eines Secretairs der Königin bekleide. Der König hielt die Sache geheim, behandelte Brisacier wie gewöhnlich, schrieb aber an seinen Gesandten in Polen, den Marquis von Bethune,[2]) und beauftragte diesen, auszumitteln,

1) Daß derselbe als Ueberbringer der Brisacierschen Sendung gebraucht wurde, begreift sich besser, als daß auch der König ihn zu seinem Agenten bei Ludwig XIV. machte. Indeß, man war noch im 17. Jahrhundert.

2) Dieser war der Schwager der Königin von Polen, Maria Casimire Luise, einer Tochter des Marquis Lagrange d'Arquien.

ob der König von Polen den Brisacier wirklich für seinen Sohn halte.

Der Marquis benutzte einen Augenblick, wo der König auf der Jagd und guter Laune war, zu ihm zu sagen: „Darf ich es wagen, Sire, Ew. Majestät zu fragen, wie es sich mit einem gewissen Brisacier verhält, von dem das Gerücht in Frankreich geht, daß er die Ehre habe, Ihr Sohn zu sein, daß Ew. Majestät bereit seien, ihn anzuerkennen und von dem Könige, meinem Herrn, seine Erhebung zu der höchsten Würde seines Reiches verlangt hätten." „Der Teufel soll mich holen," erwiederte der König, „wenn ich weiß, wer Herr oder Madame Brisacier sind. Ich war kein Joseph, wie ich in Frankreich war, und habe da gutes und böses Glück gehabt." Und damit erzählte ihm der König den ganzen Inhalt des Brisacierschen Schreibens, die Entdeckungen, die er ihn über seine Geburt gemacht, den Umstand mit dem Wechsel von 100,000 Frs. und mit dem mit Diamanten besetzten Bildniß, und fügte hinzu, was ihn am meisten zu dem Glauben bestimmt habe, daß Brisacier wirklich sein Sohn sei, wäre ein Schreiben der Königin von Frankreich gewesen, worin diese ihm das versichert habe, und daß sie ihn protegire, sowie auch sonst daraus hervorgegangen sei, daß sie ihn ungemein hochhalten müsse.

Der Marquis von Bethune sagte ihm, was ihm von den Gaben Brisacier's und der Rolle, die er spielte, bekannt war, meinte auch, derselbe sei wol fähig, einen Betrug gespielt zu haben, dem man auf den Grund zu kommen suchen müsse. Nach der Rückkehr von der Jagd gab ihm der König das Originalschreiben der Königin von Frankreich, mit den Worten: „Sehen Sie, mein Herr, ob ich weniger für einen Mann thun konnte, der sich meinen Sohn nennt, und der mir von einer Fürstin

von der Frömmigkeit, der Tugend, und dem Range der Königin so warm empfohlen ist?"

Der Marquis von Bethune schickte den Brief an den König seinen Herrn, der damit zu der Königin ging und ihr sagte: „Sehen Sie, Madame, was es mit diesem Briefe für eine Bewandtniß hat." Die Königin erkannte ihre Unterschrift an. Als sie aber den Brief las, stieg ihr Erstaunen mit jeder Zeile, und sie bestand darauf, niemals an eine solche Albernheit gedacht zu haben; sie wisse nicht, wie die Sache zusammenhänge; Brisacier müsse wahnsinnig geworden sein; offenbar habe der Spitzbube ihr diesen Brief unter einer Menge bloßer Höflichkeitsbriefe, die man gewöhnlich unterzeichne, ohne sie anzusehen, weil sie ohne Bedeutung und völlig gleichlautend zu sein pflegten, mit unterzeichnen lassen. „Nun wohlan, Madame," sagte der König, „geben Sie künftig Acht auf das, was sie unterzeichnen. Sagen Sie aber diesem albernen Brisacier nichts von der Geschichte." Wenige Tage darauf ließ ihn der König verhaften und in die Bastille bringen. Man nahm seine sämmtlichen Papiere weg und verhörte ihn.

Der kleine Tollhäusler gestand, daß er die ganze schöne Geschichte ersonnen habe. Er erzählte, wie er einen ihm bekannten Carmeliter vermocht habe, den Brief zu überbringen, den er die Königin hatte unterzeichnen lassen, ohne daß sie seinen Inhalt kannte. Er vergaß auch den Umstand mit dem Portrait und dem Wechsel nicht. Der König theilte die ganzen Entdeckungen und Aussagen Sr. polnischen Majestät mit, der die Betrügerei erkannte und sich wegen seiner Leichtgläubigkeit entschuldigte.

Nachdem Brisacier einige Zeit in der Bastille Buße gethan, setzte man ihn in Freiheit, mit der Weisung, Frankreich zu verlassen. Seine erste Sorge war, dem

Wechsel nachzueilen, den der König von Polen gezogen hatte. Er begab sich nach Warschau, um zu erfahren, ob er etwas erlangen könne. Der König Johann nahm ihn aber wie einen Spitzbuben und Betrüger auf. Indeß machten seine Gläubiger, die bei den 100,000 Frs. auch interessirt waren, Sr. polnischen Majestät so viele triftige Vorstellungen, daß der König einige zu bezahlen versprach, was er jedoch nur nach und nach, im Laufe von vier Jahren, und in den schlechtesten Effecten ausführte. Dem armen Teufel selbst gab er zuletzt 500—600 Pistolen, mit denen derselbe nach Moskau ging. Hier starb er, im Begriff, in Indien das Glück zu suchen, das er in Europa verfehlt hatte. [1])

---

1) Memoires de l'abbé de Choisy, l. IX.

IX. Der Marschall de la Force.

In jener furchtbaren Nacht, die dem 24. August des Jahres 1572, dem Bartolomäustage, voranging, gab bekanntlich die Ermordung des berühmten Admiral Coligny das Signal zur Niedermetzelung der in Paris befindlichen Hugenotten. In der Nähe der Wohnung des Admirals wohnte ein Pferdehändler, welcher der reformirten Confession angehörte und mit einem angesehenen hugenottischen Edelmann, dem Herrn de la Force, in Geschäftsverkehr stand. Sobald er das Geschehene erfuhr, beschloß er, diesen Letzteren davon zu benachrichtigen. Derselbe wohnte aber auf dem anderen Ufer der Seine, und alle Fahrzeuge waren mit Beschlag belegt, damit eben die Hugenotten überfallen und zugleich außer Stand gesetzt werden sollten, sich zu sammeln und gegenseitig zu Hilfe zu kommen. Nachdem der treue Bote an mehreren Stellen fruchtlos ein Fahrzeug gesucht, entschloß er sich rasch, zog seine Kleider aus, band sie sich am Kopfe fest, schwamm durch die Seine und eilte sogleich in die Wohnung des de la Force. Sobald dieser die unheilvolle Kunde erhalten, suchte er seinen Bruder, den Herrn von Caumont, auf, worauf sie die angesehensten hugenottischen Edelleute, die in der Fauxbourg St. Germain wohnten, von dem Vorgefallenen benachrichtigten,

damit sie sich versammeln und berathschlagen könnten. Als sie alle versammelt waren, beschlossen sie, nach dem Vorschlage des Herrn von Caumont, der sich nicht von der Meinung trennen konnte, die Sache sei wider Willen des Königs geschehen, sich um Se. Majestät zu schaaren, und zu diesem Ende gingen sie Alle durch die Seinestraße direct an den Fluß. Als sie aber hier fanden, daß alle Fahrzeuge an das jenseitige Ufer geschafft worden waren, kam die ganze Versammlung zu der Einsicht, daß es bedenklich mit ihnen stehe und wol Zeit sei, an ihre Sicherheit zu denken. Man beschloß nun, daß Jeder in seine Wohnung zurückkehren, sich eilends reisefertig machen, zu Pferde steigen und sich nach dem Pré- aux Clercs begeben solle, um dort, falls sie angegriffen würden, ihr Leben zu vertheidigen, falls sie aber noch Zeit hätten, sich ins Land zu werfen und in die Heimat zu flüchten.

Mit Tages Anbruch bemerkten sie, daß alle Seineschiffe voll Soldaten waren, welche, sobald sie gelandet waren, durch die Seinestraße zogen. Diejenigen Herren, die sich am meisten beeilt hatten, führten den gefaßten Plan aus und retteten sich vom Pré- aux Clercs aus. Bei ihnen war auch Herr von Caumont. Herr de la Force aber war zwar auch schon zu Pferde, kehrte aber, da er sah, daß seine Kinder noch nicht reisefertig waren, und er diese nicht verlassen wollte, in seine Wohnung zurück, wo er die Thüre schließen ließ und sich in sein Zimmer zurückzog. Plötzlich wurde das Hausthor von einigen Soldaten angegriffen, welche die Oeffnung desselben verlangten und viele Schmähungen ausstießen. Herr de la Force schickte eine Dienerin hinunter, um zu öffnen, und beschloß, ruhig in seinem Zimmer zu erwarten, was es Gott gefallen würde, ihm zu schicken.

Der ganze Hof war sogleich voll Soldaten, die ein Hauptmann Martin führte, der mit einem großen Haufen, mit entblößtem Schwerte, unter dem Geschrei: „Schlagt todt, schlagt todt!“ zu dem Wohnzimmer hinaufstieg, allen im Hause die Schwerter abnehmen und sie dann sich sämmtlich in einem Winkel des Zimmers aufstellen ließ, wo er zu ihnen sagte: „Betet zu Gott, wenn ihr wollt, denn ihr müßt augenblicklich sterben.“ Herr de la Force sagte mit großer Fassung zu ihm: „Mein Herr, thut was Euch beliebt; ich habe ohnedies nicht lange mehr zu leben! Schont aber diese jungen Kinder, die niemals Jemand beleidigt haben, und durch deren Tod Ihr wenig gewinnen werdet. Ich bin im Stande, Euch ein anständiges Lösegeld zu geben, das Euch nützlicher sein wird.“ Das schien sie milder zu stimmen und sie entschlossen sich, vorerst das ganze Logis nach werthvollen Gegenständen zu durchsuchen. Da sie aber die Kofferschlüssel nicht fanden, mit denen der Kammerdiener entflohen war, so schleppten sie die Koffer in den Hof und schlugen sie dort auf. Alles, was sich vorfand, Gold, Silbergeschirr, Meubles und Kleidungsstücke, wurde geplündert. Dies geschehen, nahmen sie ihre alte Rede wieder auf, indem sie unter Schimpfreden schrieen: es muß gestorben! sein und sie hätten Befehl, alles zu tödten, ohne irgendwen zu verschonen.

Indeß die freundlichen Ansprachen, welche Herr de la Force unabläßig an sie hielt, und die Hoffnung auf ein Lösegeld von 2000 Frs., die er ihnen machte, erweichten ihr Herz so weit, daß Capitain Martin endlich sagte: „Folget mir, Alle!“ Nachdem sie die Treppe heruntergestiegen waren und bevor sie zum Hause hinausgingen, hieß Martin ihnen, ihre Schnupftücher in Kreuzesform an ihrer Kopfbedeckung befestigen und ihren rechten Aermel

bis an die Schultern zurückzuschlagen, was das Erkennungszeichen der Mörder war [1]).

Der Gefangenen waren fünf: Herr de la Force und seine beiden Söhne, der Kammerdiener der Letztern, Namens Gast, und ihr Page La Vigorie. Sie führten sie längs der Seine hin, die sie dem Louvre gegenüber passirten. Hier, glaubten sie, werde man mit ihnen ein Ende machen, denn sie sahen dort viele ihrer Glaubensgenossen tödten und in den Fluß werfen, der bereits an vielen Stellen vom Blute geröthet war. Indeß Capitain Martin führte sie weiter seinem Logis zu. Als sie bei dem Louvre vorbeikamen, sahen sie wieder viele Leichname liegen. Der Hauptmann brachte sie unversehrt in seine Wohnung. Da er aber zu neuen Plünderungen zurückzukehren wünschte, so sagte er zu Herrn de la Force: wenn er ihm sein Ehrenwort geben und ihm versprechen wolle, daß weder er selbst, noch seine Kinder, vom Platze weichen würden, so wolle er ihm zwei Schweizer zur Wache lassen; mittlerweile solle er Sorge tragen, sein Lösegeld zu beschaffen. Als er das Versprechen empfangen, entfernte er sich. Herr de la Force aber schickte sofort den Kammerdiener Gast in das Arsenal zu seiner Schwägerin, der Madame de Brisemburg, sie von seiner Lage in Kenntniß zu setzen und um das Geld zu bitten. Sie ließ ihm sagen, daß sie ihm zum Dienstag die Summe schaffen zu können hoffe; daß übrigens das Gerücht umgehe, sie seien gefangen genommen worden, und daß sie fürchte, man werde sie tödten lassen, sobald es zu den Ohren des Königs käme. Gast bestätigte das und rieth, die Gelegenheit zur Flucht zu

1) Nach Andern hätten sie eine weiße Binde um den linken Arm getragen.

benutzen, indem die Schweizer sich bereit erklärten, sie überall hin zu führen und ihr Leben für ihre Rettung zu wagen. Herr de la Force aber entgegnete fortwährend: „ich habe mein Wort verpfändet; ich werde ihm nicht untreu werden, bin vielmehr entschlossen, die Fügung Gottes zu erwarten, der über uns bestimmen wird, wie es ihm beliebt.“ Gast beschwor ihn nun, wenigstens zu gestatten, daß seine Söhne, oder doch Einer von ihnen, sich rette; er aber blieb fest bei seinem Worte und sagte: es soll nichts geschehen, als was Gott geordnet hat.

An demselben Abende, wo das versprochene Lösegeld ausgezahlt werden sollte, kam der Graf von Coconas [1]) mit 40—50 Soldaten, theils Franzosen, theils Schweizern. Sie stiegen sämmtlich hinauf und der Graf sagte Herrn de la Force, daß Monsieur, der Bruder des Königs [2]), gehört habe, daß sie gefangen genommen worden, und daß er nun abgeschickt worden sei, ihn zu suchen, weil der Prinz mit ihm zu sprechen wünsche. Sie merkten aber sogleich, was diese trügerische Anrede zu bedeuten habe, denn man nahm ihnen plötzlich die

---

1) Hannibal Graf Coconas, ein Piemontese, Liebhaber der Herzogin von Nevers, Vertrauter des Herzogs von Alençon, mit dem Grafen de la Mole nomineller Führer der Partei der Politiques oder Malcontents, die den Plan gehabt haben sollen, den König von Navarra, Condé und Alençon, mit deren Willen, vom Hofe entführen zu lassen, und Alençon nach dem Tode Karl's auf den Thron zu heben, zu Vincennes vor dem König verhört und, nach offenem Geständniß, am 30. April 1574 hingerichtet. Man beschuldigte ihn großer Grausamkeit, die er in der Bartholomäusnacht verübt habe. Er soll sich gerühmt haben, daß er an 30 Hugenotten erst den Händen des Volks entzogen und dann, nachdem er sie durch das Versprechen, ihr Leben schonen zu wollen, zur Verleugnung ihres Glaubens bewogen, doch dem Tode überliefert habe. Heinrich III. ließ 1576 das Urtheil gegen ihn cassiren.

2) Der Herzog von Anjou, nachher Heinrich III.

Mäntel und Kopfbedeckungen und hieß sie die Treppen hinuntergehen. Herr de la Force sah wohl, daß es zum Tode gehe, beschwerte sich über den Bruch des Vertrags, da das Lösegeld bereit liege, und bat zuletzt nur, seine zwei unschuldigen Kinder zu schonen. Der jüngste Knabe, damals 13 Jahre alt, Jakob Nompar geheißen, warf den Feinden fortwährend ihre Treulosigkeit vor und tröstete seinen Vater. Er sah wohl, daß es die Absicht sei, sie alle zu morden; er selbst aber trug die Zuversicht in sich, daß er nicht sterben werde. Da die Mörder nur vier Personen fanden, so fragten sie nach der fünften. Dies war Gast, der sich in eine Dachkammer geflüchtet hatte, aber, nach sorgfältigem Suchen, ausgespürt wurde und nun auch mitmußte.

Als sie ans Ende der Straße der Petit Champs gekommen waren, schrien die sämmtlichen Mörder: „schlagt todt! schlagt todt!" Der älteste Knabe wurde zuerst verwundet, taumelte und rief: „ach, mein Gott!.... ich sterbe!" Im selben Augenblicke fiel auch der Vater, mit Wunden bedeckt, auf seinen Sohn. Da sank auch der jüngste Sohn, von Blut bespritzt, aber ohne eine Wunde erhalten zu haben, zwischen Vater und Bruder, indem er ausrief: „ich sterbe!" Die beiden Andern erhielten noch auf der Erde zahlreiche Stiche; der Jüngste, vielleicht durch Jene verdeckt, blieb verschont und, ungeachtet man sie sofort völlig nackend auszog, bemerkten die Mörder doch nicht, daß er keine Wunde hatte.

Da sie nun ihr Werk zu Ende gebracht zu haben glaubten, gingen sie mit den Worten hinweg: „hier liegen sie alle Drei!" [1]) Bald traten Leute aus den näch-

1) Gast und der Page waren also doch verschont geblieben, und von dem Schicksal des Letzteren hören wir weiterhin.

sten Häusern heran, theils aus Neugier, um die Leichname zu besichtigen, theils auch um zu sehen, ob noch etwas zu holen sei. Ein Aufwärter aus dem Ballhaus in der Straße Verdelet bemerkte, daß der jüngste Knabe noch einen Strumpf anhatte. Indem er ihn auszog, besah er sich den Knaben und rief mitleidig aus: „Ach, das ist ja nur ein armes kleines Kind! was kann das gethan haben?“ Wie der kleine Caumont — so hieß er nun — das hörte, erhob er den Kopf ein wenig, und flüsterte: „ich bin nicht todt; aus Barmherzigkeit, rettet mir das Leben. Sogleich legte ihm der gute Mann die Hand auf den Kopf und sagte: „Still! rührt Euch nicht, Kleiner, denn sie sind noch da.“ Er ging darauf nach der Seite, wohin die Mörder abgezogen waren, und kam nach einiger Zeit zurück, worauf er sagte: „geschwind, mein Kind, stehet auf, denn sie sind fort.“ Hierauf warf er ihm einen alten schlechten Mantel über den Rücken, da er ganz nackend war, und als die Nachbarn ihn fragten, wen er da führe, sagte er: „es ist mein Neffe, der sich betrunken hat, und den ich heute Abend tüchtig durchhauen werde.“

Er führte ihn nun in eine kleine Kammer, die er im obersten Gestocke eines alten Hauses bewohnte. Hier gab er ihm einige alte Kleider des gedachten Neffen. Er behielt ihn die ganze Nacht bei sich und fragte ihn dann, wohin er geführt sein wolle. Der junge Caumont antwortete: „ins Louvre;“ denn er hatte dort eine Schwester, die bei der Königin war. Aber der gute Mann versicherte ihm, dahin könne er ihn nicht führen, da sie dort viele Gardeposten zu passiren haben würden, wo man sie leicht erkennen könne und dann Beide tödten würde. Der junge Mensch schlug ihm nun vor, mit ihm in das Arsenal zu gehen, wo er eine Tante

hatte [1]). Der Andere stellte ihm vor, daß der Weg lang sei, meinte aber endlich, er wolle ihn dorthin lieber, als anderswohin führen, da der Weg den Wall entlang führe, wo sie fast keinem Menschen begegnen würden; nur müsse er ihm, da er sehr arm sei, versprechen, ihm 30 Thaler auszahlen zu lassen.

Nachdem sie darüber übereingekommen, gingen die Beiden mit Tagesanbruch fort; der junge Mensch in einem schlechten Anzug des Neffen, mit einer rothen Mütze, auf der ein bleiernes Kreuz angebracht war. Sie langten zeitig an Ort und Stelle an, und er sagte zu dem guten Mann: „bleibt hier, ich werde Euch Euern Anzug zurückschicken, nebst den 30 Thalern, die ich Euch versprochen habe." Der junge Mann blieb lange an der Thüre stehen, da er nicht zu klopfen wagte, aus Furcht, daß ihn Jemand fragen möchte, wer er sei. Da aber Jemand herausging, so schlüpfte er geschickt hinein, ohne gesehen zu werden. Er ging durch den ersten Hof und gelangte bis an die Wohnung seiner Tante, ohne jemand Bekanntes zu treffen. Endlich bemerkte er den Pagen, der bei ihnen gewesen war. Dieser hatte sich mit Hilfe eines Schweizers gerettet, der ihm sagte: „rettet Euch, denn man wird diese abthun," und hatte sich noch denselben Abend ins Arsenal begeben. Er fragte diesen Pagen, der ihn in den schlechten Kleidern nicht wiedererkannte, wo Herr de Beaulieu, ein Cavalier seines verewigten Vaters, sei, worauf ihn der Page zu demselben führte. Dieser war höchst erstaunt, ihn wiederzusehen, da man sie alle für todt gehalten, wie denn der Page versichert hatte, er habe von weitem gesehen, wie man sie alle niedergemetzelt. Er bat den Marschall der Madame

1) Eben die Frau von Brisemburg.

de Brisemburg, die, von so grausigem Unglück höchlich erschüttert, im Bette lag, den Knaben zu ihr zu führen.

Als sie zu ihr gekommen waren, umarmte sie ihn sofort, ganz in Thränen gebadet, lobte Gott, daß er sie ihn wiedersehen lassen, und fragte, durch welches Wunder er sich gerettet habe. Nach einigem Gespräche ließ sie ihn in ihre Garderobe und zu Bette bringen. Bevor er sie aber verließ, bat er sie, schleunigst dem armen Manne, der ihn gerettet und zu sich genommen hatte, die versprochenen 30 Thaler, sowie die ihm geliehenen Kleider, zukommen zu lassen. Etwa zwei Stunden später zog man ihm die Kleidung eines Pagen des (nachmaligen) Marschalls von Biron [1]) an, der damals Großmeister der Artillerie war, und um ihn besser verborgen zu halten, brachte man ihn in das eigne Cabinet desselben, wo man ihn, um ihm die Zeit zu vertreiben, den erwähnten Pagen beigab.

Hier blieb er zwei Tage, nach deren Ablauf Biron Nachricht erhielt, daß man dem König gemeldet habe, es hätten sich mehrere Hugenotten in das Arsenal geflüchtet [2]), und Se. Majestät beschlossen habe, es vollständig durchsuchen zu lassen. Aus Furcht vor diesem Besuche nahm man ihn aus dem Cabinet und brachte ihn in das Mädchenzimmer, wo er zwischen zwei Betten gesteckt und ganz und gar mit Hüftenwulsten,

---

1) Armand de Gontaut, Baron von Biron, geb. um 1524, Page bei der Königin Margarethe von Navarra, stieg unter den Königen Karl IX. und Heinrich III., wurde unter Heinrich IV., dem er große Dienste leistete, Gouverneur von Guienne und (1577) Marschall, und blieb bei der Belagerung von Epernay (1592). Er war der Vater des berühmten Herzogs von Biron und der von ihm gerettete de la Force heirathete später seine Tochter.

2) Biron hatte zwei Feldschlangen in demselben aufpflanzen lassen und damit die Mörder abgewehrt.

die man zu jener Zeit trug, bedeckt wurde. Hier blieb er 3—4 Stunden. Etwa eine Stunde nach Mitternacht brachte man ihn in das erste Cabinet zurück, und Madame de Brisemburg hatte keine Ruhe, bis sie ihn nicht an einem andern Ort wußte, da sich das Gerücht verbreitet hatte, daß er sich gerettet und dorthin geflüchtet habe [1]). In Folge davon kam am folgenden Morgen der Generallieutenant der Artillerie, Herr von Biron, in das Cabinet, ließ ihn an einem andern Orte frühstücken und führte ihn dann zu dem Controleur der Artillerie, Guillon, wobei er ihm sagte, er solle sich auf Befragen Beaupuy nennen und für den Sohn des Lieutenants der dem Baron Biron gehörigen Compagnie Gensdarmen ausgeben. Zugleich ermahnte er den Knaben nachdrücklich, die Wohnung, wohin er ihn bringe, nicht zu verlassen, und nichts vorzunehmen, was ihn irgend Jemand verrathen könne. Bei Guillon angelangt, sagte er zu diesem: Ihr gehört zu meinen Freunden; thut mir den Gefallen, diesen jungen Mann, der mein Verwandter und ein Sohn des Herrn von Beaupuy ist, hier zu behalten. Ich habe ihn kommen lassen, um ihn zum Pagen zu machen; aber ich will erst diesen Tumult vorüberlassen. Guillon war gern bereit; aber obwol er zu den Freunden Biron's gehörte, wollte dieser ihm niemals sagen, wer der junge Mann, hinsichtlich dessen Guillon allerdings seine Zweifel hatte, eigentlich sei.

Nachdem er hier 7—8 Tage geblieben war, trug es sich zu, daß, als der Controleur, wie er täglich that, ins Arsenal gegangen war, der junge Caumont um die Zeit, wo Guillon zum Mittagsessen zurückzukommen pflegte, an die Thür klopfen hörte und in der Meinung, daß

1) Man hatte natürlich seinen Leichnam vermißt.

es Guillon sei, hinlief. Als er aber sah, daß es jemand anders sei, schloß er rasch wieder zu, worauf die Person, die geklopft hatte, sagte: „erschrecket nicht, mein Kind! Frau von Brisemburg schickt mich, um zu hören, wie es Euch geht", worauf sie sich entfernte. Bald darauf kam der Controleur zurück und fragte, seiner Gewohnheit nach, ob Jemand da gewesen sei. Der Knabe erzählte ihm das Vorgefallene und dies beunruhigte Guillon so, daß er sofort das Essen im Stiche ließ und zu Herrn von Biron ritt. Dieser begab sich sogleich zu Frau von Brisemburg und Beide waren sehr betroffen, da die Letztere Niemand zu Guillon geschickt hatte.

Schon einige Tage vorher hatte man Mittel gefunden, einen königlichen Paß zu erlangen, auf den Hausmeister des Herrn von Biron und einen seiner Pagen lautend, die er als Ueberbringer von Ordres abschicke, durch die er seine Compagnie Gensdarmes zu sich entbiete. Ohne daher weitere Zeit zu verlieren, ging Biron mit Guillon in dessen Quartier zurück, ließ dem Knaben Stiefeln und ein Pferd bringen, hieß ihn aufsitzen und ihm folgen. Es schloß sich noch ein Mann an sie an. Gleich beim Fortreiten kam ihnen auf der Straße eine Procession in den Weg, vor welcher der Paßgänger, welchen Caumont ritt, scheute und dabei große Unordnungen verursachte, was dem Reiter um so unangenehmer war, als ihn alles Vorhergegangene bereits so ängstlich gemacht hatte, daß er sich einbildete, Alle, die ihn ansähen, müßten ihn wiedererkennen. Indeß der Himmel hatte es anders beschlossen, und er kam glücklich an das Stadtthor, wo Herr von Biron den Wachcommandanten rief und ihm sagte: „mein Capitain, hier ist der Hausmeister des Herrn von Biron, der den Befehl überbringt, daß dessen Compagnie Gensdarmen kommen

soll, und dem ich diesen Pagen, meinen Vetter, beigebe. Hier ist der königliche Paß." Der Capitain erwiderte: „Das genügt, mein Herr; Sie können passiren, sobald es Ihnen beliebt." Als sie zum Thore hinaus waren, sagte Herr von Biron zu dem jungen Mann, indem er ihm den Unbekannten vorstellte, der sich ihnen angeschlossen hatte: „das ist der Herr de Fraisse, der Befehl hat, Euch zu führen," worauf er Abschied von ihnen nahm.

Der junge Caumont ritt also mit Herrn von Fraisse allein weiter und fragte diesen, wohin er ihn bringe. „Aufs Land", war die Antwort, „wenn es Gott gefällt." „Ach," erwiderte der Knabe, „ich bitte ihn, daß er uns diese Gnade zu Theil werden lasse." Nach zwei Tagereisen kamen sie in einen Gasthof, wo bereits ein Mann von Stande angekommen war, der ein Gefolge von 6—7 Pferden hatte, und dessen Reden sich alle darum drehten, wie gut man diese abscheulichen Hugenotten in die Falle gebracht habe, und den Entschluß des Königs aufs höchste lobten. Mit dieser Gesellschaft reisten sie den folgenden Tag gemeinsam. Als der Herr ins Quartier gekommen war, zog er seinen Hausrock an, und wie Caumont diesen betrachtete, erkannte er ihn als den seines Bruders. Auch redete jener Edelmann beständig davon, wie sehr es ihn verdrieße, daß er Herrn von Caumont [1]) nicht habe erwischen können. Er sei direct auf dessen Hotel zugegangen, jener aber sei zur Hinterthür hinaus entkommen. Sein Bruder dagegen, Herr de la Force, sei abgethan worden, er und seine Kinder. Diese Gesellschaft war ihnen natürlich nichts weniger als angenehm, weshalb sie derselben allmälig vorauszukommen suchten und auch glücklich von ihr loskamen.

---

1) Den Oheim des Knaben.

Zwei Tage später hatten sie eine neue Gefahr zu bestehen. In einem Wirthshause, wo, wie gewöhnlich, von dem großen Gemetzel gesprochen wurde, das in ganz Frankreich stattgefunden, entfuhr dem Herrn von Fraisse, in der Hitze des Gesprächs mit drei oder vier Personen, die sich dort befanden, die Aeußerung, daß jene Massacrade ein schlechter Streich und eine große Treulosigkeit und Grausamkeit sei. Aus den heftigen Antworten der Andern erkannte er bald, daß er gefehlt und sich zu weit herausgelassen habe, und daß diese Leute aus seiner Aeußerung leicht den Verdacht schöpfen könnten, sie seien Hugenotten und dem pariser Gemetzel entronnen. In der That, als sie am andern Tage das Wirthshaus mit Absicht an sehr früher Morgenzeit verlassen hatten, trafen sie die Andern bereits in der Vorstadt, auf sehr guten Pferden reitend, alle mit Pistolen bewaffnet und sich den Anschein gebend, als amusirten sie sich an der Thüre eines Schenkhauses. Sie waren kaum eine Viertelmeile geritten, als sie diese Leute hinter sich herkommen hörten und in nicht geringe Unruhe versetzt wurden. Zum Glück entdeckten sie gleichzeitig ein kleines Thal, das sie deckte und den Verfolgern aus den Augen brachte. Sie setzten sich daher in Galopp und erreichten glücklich, bevor die Andern hatten an sie herankommen können, einen großen Marktflecken. Hier hielten sie an und thaten, als suchten sie sich zu erfrischen. Die Andern thaten dasselbe und redeten sie an. Herr von Fraisse aber, der ihre böse Absicht erkannt hatte, beschloß, sie anderen Sinnes zu machen, und eröffnete ihnen, daß er von dem Grafen von Biron beordert sei, dessen Compagnie Gensdarmen zu holen, und daß er zu diesem Behufe einen ausdrücklichen Paß des Königs besitze, indem Se. Majestät in Begriff sei, eine große Armee auf die

Beine zu bringen, um die gänzliche Vernichtung der Reste der Hugenotten, die sich noch in seinem Reiche finden könnten, durchzuführen. Nachdem er das erklärt, setzten sie ihren Weg fort und bemerkten bald, daß diese Leute, die ihnen ohne Zweifel in übler Absicht gefolgt waren, ihren Weg wieder zurück nahmen. So setzten sie ihre Reise fort und am achten Tage, nachdem sie Paris verlassen, kamen sie in das Schloß Castelnau-des-Mirandes, wohin sich Herr von Caumont, der Oheim, zurückgezogen hatte, der seinen für todt gehaltenen Neffen mit äußerster Freude und Befriedigung empfing. In der That, obwol er selbst einen einzigen Sohn besaß, bewies er doch seinem Neffen eine zärtliche Freundschaft und sagte oft, daß er mehr Hoffnung auf ihn setze, als auf seinen eigenen Sohn. Oft ließ er sich von ihm die Einzelheiten seiner Leiden, Gefahren und Rettung erzählen, nahm ihn in sein Cabinet und ermahnte ihn, fortwährend Gott vor Augen zu haben, der ihm so wunderbar beigestanden. Auch für seine Erziehung und die Verwaltung seines Vermögens trug er die treueste Sorge.

Leider sollte der junge Caumont diesen trefflichen Führer nicht lange behalten; denn etwa 14—15 Monate nach ihrem Wiedersehen starb der Oheim und Jakob stand nun, in sehr jungem Alter, ohne Eltern und männlichen Beistand da. Auf sich selbst verwiesen, half er sich durch eigne Kraft und gab den Beweis, daß die Vorsehung ihn nicht umsonst so wunderbar gerettet und erhalten [1]). Er schloß sich, sobald Heinrich IV. an die Spitze trat, mit Eifer der Sache der Hugenotten an,

---

1) Diese Rettung ward zuerst in einer Anmerkung zu Voltaire's Henriade erzählt und dieser Bericht stimmt im Wesentlichen mit der eignen Erzählung des Marschalls de la Force in seinen, damals noch ungedruckten Memoiren überein.

deren Gegner vor seinen Augen seinen Vater und Bruder tückisch und räuberisch ermordet hatten, und zeichnete sich in diesen Reihen, in denen sein Name ohnedies einen trefflichen Klang hatte, so rühmlich aus, daß er sich bald zu Führerstellen und Vertrauensposten emporschwang. Wir finden ihn, wie er sich bei Angers auszeichnet, wie er — und auch das ist ein bezeichnender Zug für Bürgerkriege, — 1585 Marans, den einzigen Platz, den die Hugenotten in Poitou noch besaßen, gegen seinen eignen Schwiegervater, denselben Biron, in dessen Cabinet er sich verborgen gehalten, so tapfer vertheidigte, daß dieser die Belagerung, nach fünfwöchentlicher Dauer, aufheben mußte. Bei Heinrich IV. stand er in hohem Ansehn und trat in dessen Streitigkeiten mit dem Schwager des de la Force, dem Herzog von Biron[1]), als besonnener Vermittler auf, der namentlich die ungemessenen Ansprüche Biron's möglichst zu mäßigen suchte, was ihm freilich nicht auf die Dauer gelang. Heinrich IV. übertrug ihm das Gouvernement von Bearn, von wo er, im Auftrage des Königs, eine geheime Unterhandlung mit den spanischen Moriscos anknüpfte, die zwar anfangs zu keinem praktischen Ergebnisse führte, in den letzten Zeiten Heinrich's IV. aber, als dieser seine großen Pläne gegen die spanische Macht zur Ausführung bringen wollte, so weit gediehen war, daß die Moriscos

1) Charles de Gontaut, Herzog von Biron, geb. 1562, 1589 General, 1592 Admiral, 1594 Marschall, 1598 Herzog, Fulmen Galliae genannt, eins der ersten Werkzeuge bei der Erhebung Heinrich's IV., aber im Kirchlichen, wie im Weltlichen unbeständig, von Ehrgeiz und Leidenschaft beherrscht. Schon einmal vom Könige für schwere Verräthereien begnadigt, beging er neue, die Heinrich ihm nochmals vergeben hätte, wenn er hätte gestehen wollen. Zu stolz, um Gnade zu bitten, ward er am 31. Juli 1602 enthauptet. Die späteren Birons stammten von seinem Neffen.

La Force bereits 120,000 Ducaten zukommen ließen, ihm drei bedeutende Städte auszuliefern und 80,000 Mann aufzustellen versprachen und alles zum Aufstande bereit war, während La Force vom König bevollmächtigt war, an der Spitze einer Armee in Spanien einzurücken. Da machte Ravaillac's Mordstahl diesen Plänen ein Ende (14. Mai 1610), und de la Force saß im Wagen des Königs, als dies geschah.

Unter der folgenden Regierung brachen die Religionsstreitigkeiten, wenn auch nicht mit dem frühern Fanatismus, und noch weit mehr durch der Religion sehr fern liegende Intriguen influirt, wieder aus, wobei sich La Force als standhafter Anhänger seiner Kirche bewährte. So gehörte er zu den angesehensten Unterzeichnern der neuen Unionsurkunde, welche im Mai 1612 auf der Nationalsynode der Reformirten zu Paris, zugleich als Protest gegen die zu Saumur gemachten Concessionen, vollzogen ward. So erregte er 1615, als es zum Kampfe zwischen Condé und dem Hofe kam, einen Aufstand in Bearn. So veranstaltete er, als ein Edict vom Juni 1617 die Herstellung des katholischen Gottesdienstes in Bearn und die Zurückgabe aller Kirchengüter befahl, eine Protestversammlung, aus den drei Ständen der Landschaft und Deputirten der reformirten Kirchen in Ober-Languedoc und Nieder-Guienne bestehend, woraus große Wirren hervorgingen, die zuletzt nur durch das persönliche Einrücken des Königs in Bearn unterdrückt werden konnten (1620). Während der König ihn gleichwol in seiner Gouverneurstelle beließ, ernannte ihn (1621) die Versammlung der Reformirten in Rochelle zu ihrem Oberbefehlshaber in Bearn. Indeß der Herzog von Epernon unterwarf Bearn; auch sonst waren die königlichen Truppen überall siegreich, und ein huge-

nottischer Befehlshaber nach dem andern machte seinen Frieden mit der Regierung, welche weise genug war, sich nicht unversöhnlich zu zeigen. Auch la Force, der sich nach St. Foy zurückgezogen hatte, unterwarf sich (1622) und wurde dafür, wie Chatillon[1]), mit dem Marschallsstabe belohnt. Das Gouvernement verlor er jetzt, erhielt aber eine Geldentschädigung.

Einmal mit dem Hofe versöhnt, schloß er sich diesem auch so treu an, daß er sich Vertrauen genug erwarb, um 1626 zu jener Versammlung der Notablen berufen zu werden, welche den finanziellen und handelspolitischen Plänen Richelieu's den Nimbus einer parlamentarischen Bekräftigung zu geben hatte, außerdem aber auch durch die Bitte um Schleifung der festen Plätze im Innern des Reichs wesentlich zur Vernichtung der Feudalmacht und zur Vorbereitung der Centralisation beitrug. Daß er seinen Marschallsstab nicht mit Unehren trug, bewies er in den Kriegen Richelieu's. Er eroberte Pignerol, schlug die Spanier bei Carignan (1630), verfolgte Gaston von Orleans, bei dessen Einfall in Frankreich (1632), nahm 1634 Luneville durch Ueberfall und bemächtigte sich in Kurzem des ganzen Lothringens, behauptete dieses auch gegen den kaiserlichen General Gallas und wurde, bei der gefahrdrohenden Invasion, welche der Cardinal-Infant Ferdinand 1634 in die Picardie machte, und bei der die Reiter Johann's von Werth bis in die Nähe von Paris streiften, dem Herzog von Orleans im Befehl der Armee beigegeben, die sich zu Compiegne sammelte. Er und Chatillon. In demselben Jahre entsetzte er Philippsburg und 1635 nahm er Speier. Zum höchsten Alter gefristet, starb er erst 1652.

1) Lesdiguieres wurde Connetable, trat aber noch zur katholischen Kirche über, was la Force nicht that.

X. Die Grafen von Falkenstein und von Styrum.

Im II. Bande dieser Geheimen Geschichten (S. 103 ff.) ist des Mordes gedacht worden, welchen der Graf Johann Casimir von Leiningen-Dachsburg, in heimtückischer Weise, wegen eines mit dem Bruder des Gemordeten gehabten Zwistes und aus Rache über den gerechten Tadel, den der Letztere über ihn aussprach, an dem ritterlichen Grafen Otto Heinrich zur Lippe (1648) verübte. Ein Seitenstück dazu noch schnöderer Art liefert folgende Geschichte.

Bei Mühlheim an der Ruhr lagen dicht beisammen die Besitzungen zweier stammverwandter Geschlechter, der Grafen von Falkenstein zu Broich[1]) und der Grafen von Lymburg-Styrum. Schon die alten, im Mannesstamme früh erloschenen Herren von Broich und die gleichfalls frühzeitig untergegangenen Grafen von Mühlheim hatten ihre sich stets erneuernden Zwiste. Ein Urenkel Eberhard's Grafen von der Mark (1160), ein Sohn jenes Grafen Friedrich, der sich von der Isenburg nannte

1) v. Kamp, Das Schloß und die Herrschaft Broich; Duisburg, 1852.

und den Erzbischof Engelbert von Köln ermordete (7. Nov. 1225), deshalb aber geächtet und am 13. Nov. 1226 zu Köln hingerichtet ward, Dietrich, der hauptsächlich durch den Beistand seines mütterlichen Oheims, Heinrich's von Limburg, allmälig wieder in den Besitz seiner väterlichen Lande kam (1243), wurde durch diesen auch mit der Burg Limburg an der Lenne belehnt, und nannte sich von dieser Graf von Limburg. Von seinen zwei Söhnen stiftete der Aelteste, Johann I., die Hohenlimburgische, der Zweite, Eberhard I., die Limburg-Styrumsche Linie, die sich Herren von Limburg und Grafen von Styrum nannten. Eberhard I. erbaute 1289 das Schloß Styrum.

Die Grafen von Limburg kamen durch eine Erbtochter Burkhard's von Broich, Luccardis, welche mit Graf Dietrich V. vermählt war, 1372 in den Besitz der schönen Herrschaft Broich. Ein Nachkomme des Letztern, Graf Johann Limburg zu Broich († 1508), war kinderlos, und vermachte (1505), mit Bewilligung seines Lehnsherrn, des Herzogs von Berg, das Mannlehen Limburg und Broich dem Gemahl seiner Nichte, Wirich von Dhun, Herrn zu Falkenstein und Oberstein, welcher mit Irmgard von Sayn, einer Tochter Sebastian's von Sayn und der Marie von Limburg, Johann's Schwester, vermählt war. Limburg kam jedoch schon 1542, mit der Hand der Tochter Wirich's, Amöna, an Graf Gumprecht von Nuenar, und mit deren Tochter, Magdalene, 1592 an Graf Arnold von Bentheim-Tecklenburg und Steinfurt. In Broich erhielt sich eine Linie der Dhun, die sich Grafen von Falkenstein nannten.

Von dieser stammte Graf Wilhelm Wirich von Dhun-Falkenstein, welcher von 1623 an 59 Jahr diese Besitzungen innehatte, übrigens ein frommer, wohlthätiger

Mann war, äußerlich eine edle, kräftige Gestalt, stattlichen, würdevollen, mild ernsten Wesens, für die Wiederaufrichtung der durch die Gräuel des dreißigjährigen Krieges hart betroffenen Gegend überaus wirksam. Sowie die Neutralität, die der Pfalzgraf von Neuburg erlangte, einige Sicherheit gewährte, begann er die Herstellung der zerstörten Befestigungen. Dann schenkte er den lutherischen Glaubensgenossen der Herrschaft ein Haus mit großem, dazu gehörigen Platze, zur Erbauung einer Kirche und eines Pfarrhauses, zu deren Kosten er auch weiterhin reichlich beitrug. Den ersten bei dieser Gemeinde angestellten Prediger ernannte er (1658) zu seinem Hofprediger. Unter dem 12. Nov. 1661 errichtete er einen billigen Vergleich über die grundherrlichen Rechte seinen Unterthanen gegenüber, worin auf die Beschwerden der Letzteren freundliche Bescheidung gegeben wurde. Darin ward zugleich bestimmt, daß jährlich an einem festgestellten Tage die ganze Gemeinde der Herrschaft Broich zusammenberufen werden solle, um ihre Beschwerden vorzubringen.

Bald darauf traf ihn aber ein herbes Unglück. Zwischen den Herren auf Broich und den Grafen von Styrum bestanden, wie bemerkt, seit alter Zeit Streitigkeiten, welche von Seiten der Letzteren um so hartnäckiger gepflegt wurden, als ihre Besitzungen weit geringer waren und bei collidirenden Berechtigungen die Dynasten zu Broich von Anfang an manchen Vorzug genossen.

Zu jener Zeit gehörte Schloß Styrum dem Grafen Moritz, der jedoch, weil er in spanischen Kriegsdiensten stand, nur von Zeit zu Zeit in die Heimat kam. Bei einem solchen Besuche streifte er auf einer Jagd in das broicher Jagdgebiet und machte dabei solchen Jagdlärm, daß Graf Wilhelm Wirich es in seinem Bette hörte.

Dieser sprang heraus, eilte im Nachtgewand auf den Wartthurm, sah den Styrumer in der nahen Speldorfer Aue, ließ sich ein gesatteltes Pferd vorführen, sprengte mit einigen Dienern zur Stelle, erschoß den ersten Jagdhund, den er antraf, und hielt dem Styrumer mit Worten des Zornes seinen Frevel vor. Letzterer mußte Reue und Leid bezeigen, sich mit seiner Unkenntniß der Jagdgrenze, oder mit Uebersehen derselben entschuldigen und, unter Beziehung auf ihre verwandtschaftlichen Verhältnisse [1]), um Nachsicht und Verzeihung bitten, welche auch gewährt ward. Doch traute Wilhelm Wirich von dieser Zeit an dem Styrumer nicht, und hatte auch Grund dazu, da Aerger und Groll in des Letztern Seele um so bitterer nagten, als der ganze Vorgang seinen Stolz gekränkt und alten Unmuth genährt hatte.

Einst kam Graf Moritz, von einem Besuche, den er dem Abt zu Werden gemacht hatte, zurückkehrend, den Thalweg längs der Ruhr geritten und kehrte in einem Wirthshaus ein, von wo man die Aussicht auf das Schloß Broich hatte. Hier stand er an einem Fenster

---

1) Abgesehen von dem gemeinschaftlichen Ursprunge beider Familien, waren sie auch Schwäger. Graf Wilhelm Wirich hatte die älteste Tochter des Grafen Bernhard Albrecht von Limburg-Styrum, eines Oheims des Grafen Moritz, und der Gräfin Anna von Berg, Agnes, zur Frau, Graf Moritz die Zweite, Marie Bernhardine. Allerdings war die Gräfin Agnes seine zweite Gemahlin, die Witwe eines Theodorich von Linden. In erster Ehe war er mit Elisabeth, Tochter Graf Christian's von Waldeck, vermählt, und wir haben zur Zeit nicht ermitteln können, ob Karl Alexander aus der ersten, oder zweiten Ehe stammte. Wäre das Letztere, so würde die spätere That des Grafen Moritz durch die nahe Verwandtschaft zu ihrem Opfer noch schauriger. Karl Alexander war übrigens das siebente Kind seines Vaters unter zehnen. Zu der Zeit dieses Vorganges lebte Graf Wilhelm Wirich jedenfalls in zweiter Ehe. Denn schwerlich hätte er nach demselben die Schwägerin des Mannes geheirathet, der seinen Sohn getödtet.

und betrachtete die glänzende Besitzung des verhaßten Stammes. Er stampfte den Boden, ergoß sich in bittern Worten gegen den Wiricher, zog sein Pistol, richtete es auf das Schloß und feuerte es gegen dasselbe ab. Graf Wilhelm Wirich erfuhr diesen Vorgang wohl, erkannte darin die Gesinnung seines Gegners und nahm sich um so sorgfältiger in Acht, mit ihm irgendwo zusammenzutreffen, oder ihm weitere Gelegenheit zum Streite zu geben.

Graf Wilhelm Wirich hatte einen einzigen Sohn, den Grafen Karl Alexander. Diesen schickte er erst, mit einem Hofmeister, nach Paris, worauf er Obrist eines französischen Chevauxlegers-Regiments wurde. Als er einstmals bei seinem Vater zum Besuch war, ließ ihn Graf Moritz einladen, mit ihm nach Lipperhaidenbaum zu reiten, um dort die Koppelpferde zu mustern, die man erwartete. Der junge Graf bezeigte sofort Lust, der Einladung seines Oheims[1]) zu folgen; aber sein Vater verweigerte ihm die Erlaubniß. Er ließ darauf seinen Vater durch den Hofmeister nochmals angehen, aber wieder fruchtlos. Endlich, als er zum dritten Male inständig bitten ließ, ihn doch nur ziehen zu lassen, da er sich vor dem Styrumer schon in Acht nehmen werde, willigte der Vater unter der Bedingung ein, daß er 30 Reiter mitnehme.

Am 8. October 1659 ritt der junge Graf des Morgens mit seinem Gefolge nach Styrum, wo er von dem Grafen Moritz mit der größten Freundlichkeit empfangen wurde. Nach eingenommenem Frühstück ritten sie zusammen nach Lipperhaidenbaum. Nachdem die Koppelpferde gemustert waren, schlug der Styrumer, da es noch

1) Oheims oder Stiefoheims.

früh am Tage war, eine Jagdpartie vor. Als sie sich bei dieser der Abtei Hamborn genähert hatten, proponirte er weiter, dem Abte einen Besuch zu machen. Karl Alexander, immer argloser geworden und durch die Freundlichkeit des Grafen Moritz in der Ansicht bestärkt, daß sein Vater zu mistrauisch gewesen, ging in Alles ein.

Der Abt ließ sogleich ein kostbares Mahl anrichten, Als er aber dabei dem jungen Grafen von Broich, dem in der Gegend anerkannten höhern Range seines Geschlechtes gemäß, den obersten Platz anwies, ergoß sich der unterdrückte Groll des Styrumers in den beleidigendsten Ausdrücken, die der junge Graf nicht dulden konnte. So entspann sich ein heftiger Streit, und bald standen sich die beiden Grafen im Klostersaale mit gezückten Wehren gegenüber. Doch der Abt trat dazwischen und seinen Ermahnungen gelang es, nicht nur den Gebrauch der Waffen zu verhüten, sondern auch die erhitzten Gemüther dergestalt zu beschwichtigen, daß sie die Waffen wieder in die Scheide steckten, sich die Hand zur Versöhnung reichten, zum Mahle zurückkehrten und fröhlich die Becher kreisen ließen.

Inzwischen wurde es Abend und der Abt, der dem Frieden doch nicht traute, gebrauchte klüglich die Vorsicht, unter irgend einem Vorwande den Styrumer noch zurückzuhalten, während der junge Graf, in der Meinung, daß sein Gefährte ihm bald folgen werde, gegen 9 Uhr ruhig von dannen ritt. Er ritt langsam durch den Wald der Lipperhaide zu. Es war eine mondhelle, stille Nacht. Als er etwa eine halbe Stunde geritten war und der Styrumer noch nicht kam, fiel ihm plötzlich der Gedanke bei, daß der Abt den Grafen geflissentlich zurückhalte, und das erregte den Unwillen des thörichten Jünglings. „Soll ich etwa," sprach er zu seinen

Leuten, „aus Furcht vor dem Styrumer nach Hause eilen? Ich fürchte ihn nicht. Ich will hier bleiben und warten, bis er kommt." So hielt er am Ausgange des Waldes, bis Graf Moritz in der That anlangte. Dieser sprach seine Freude aus, daß er auf ihn gewartet habe, und in der That hätte dieser Beweis des Zutrauens seines Neffen ihn entwaffnen sollen, auch wenn er wirklich arge Gedanken gehegt hätte.

Unter freundlichen Gesprächen zogen sie mit einander auf die Lipperhaide, während das Gefolge ein Stückchen hinter ihnen, doch nahe genug ritt, um hören zu können, daß sie sich in freundschaftlichem Tone unterhielten. Dann verstummte das Gespräch und es scheint, daß der junge Graf schläfrig ward. In dieser Stille der Nacht mag, wenn die Aussagen der broicher Dienstleute richtig sind, der Versucher dem Styrumer plötzlich den Gedanken der Rache und die lockende Gelegenheit dazu vor die Seele geführt haben. Auf einmal — so erzählten die Broicher den Hergang — neigt sich Graf Moritz zu dem jungen Grafen, welcher dicht neben ihm ritt, herüber, setzt ihm die Pistole auf die Brust, drückt sie ab, und der Broicher stürzt vom Pferde, während der Styrumer eilends davonjagt. Das Gefolge eilt herzu, um nur noch eben seinen im Blute schwimmenden Herrn die letzten Athemzüge aushauchen zu sehen.

Der besorgte Vater hatte indessen mit Ungeduld und sich von Moment zu Moment steigernden bangen Ahnungen der Rückkehr des geliebten einzigen Sohnes geharrt, auch bereits einen Boten entsendet, um in Styrum wegen des Ausbleibens des jungen Grafen Erkundigungen einzuziehen. Da kommt das Pferd desselben, das durch die Ruhr geschwommen war, mit blutbeflecktem Sattel vor dem Schlosse an. Der Graf läßt so-

gleich eine Schaar seiner Mannen ausrücken und einen größern Zuzug rüsten. Inzwischen kommen die Boten, die die Kunde des grauenvollen Ereignisses bringen, kommt, von Fackeln beleuchtet, da der Mond sich verhüllt hat, der Trauerzug mit der Leiche des letzten männlichen Sprossen der Falkensteiner.

Sofort wird alle waffenfähige Mannschaft gegen Schloß Styrum aufgeboten, das man einnahm und verwüstete. Graf Moritz selbst war dem Arme des schwer verletzten Vaters, war der Gewalt der gesetzlichen Richter, aber doch selbst der irdischen Strafe nicht entronnen. Er war noch in derselben Nacht davongeeilt und beabsichtigte, nach Spanien zu flüchten. In Paris hielt er sich auf der Durchreise auf, und als im Gasthof, wo er mit mehrern Offizieren an offener Tafel saß, von Schlachten und Zweikämpfen erzählt wurde, fing er auch an und sagte: „es ist noch nicht lange her, daß ich zu Hause einen jungen Grafen im ehrlichen Duell expedirt habe.“ Er wußte nicht, daß bereits ein Eilbote die Kunde seiner That zu dem Regimente seines Schlachtopfers gebracht hatte, und daß sich ein Offizier dieses Regimentes in der Gesellschaft befand. Dieser trat ihn mit der Frage an, wer das gewesen sei, den er getödtet habe. Als er nun erwiderte: „der junge Broicher, Karl Alexander“, rief der Offizier: „dann hast Du meinen Obristen ermordet! Da hast Du Deinen Lohn!“ und erstach ihn, daß er augenblicklich todt niedersank.

Die Styrum'sche Familie behauptete jedoch: Karl Alexander sei nicht durch Meuchelmord, sondern wirklich im ehrlichen Zweikampfe ums Leben gekommen, weshalb sie Genugthuung wegen der Anschuldigung verlangten, woraus sich ein langjähriger Rechtsstreit vor den Reichsgerichten entspann, der in der Hauptsache unentschieden

geblieben sein soll. Später näherten sich die gräflichen Familien wieder, wiewol sich von Zeit zu Zeit Streitigkeiten unter ihnen erneuerten.

Die Leiche des jungen Grafen sollte einbalsamirt werden, und bis in diesem Geschäfte bewanderte Aerzte ankamen, stellte man sie auf dem Mühlberge unter den Linden hin und umlegte sie mit Eis. Es ist jedoch nicht gelungen, sie gänzlich vor Verwesung zu bewahren. Auf dem Sarge ward der Vers angebracht:

„Gestern war ich frisch und stark,
Heute lieg ich schon im Sarg. —
Das bedenk ein jeder Christ,
Wer hier lebt und sterblich ist.“

Dem unglücklichen Vater des Gemordeten, dem Grafen Wilhelm Wirich von Falkenstein, wurde (1682) Schild und Helm ins Grab gegeben, und seine Herrschaft kam an den Gemahl seiner Tochter Anna Elisabeth [1]), den Grafen Georg Wilhelm von Leiningen-Heydesheim (geb. 8. März 1636, verm. 1658, † 29. Juli 1672).

Die dritte Tochter [2]) Wilhelm Wirich's, Amalie

1) Sie heirathete in zweiter Ehe den Rheingrafen Georg Friedrich und † 1673.

2) Eine zweite Tochter, Charlotte Auguste, heirathete den Prediger der reformirten Gemeinde zu Mühlheim, Arnold Sibel, welcher 1687 nach Wesel und 1690 nach Cleve berufen ward und ein ausgezeichneter Mann gewesen zu sein scheint. Mit der gräflichen Familie scheint er in gutem Vernehmen gestanden zu haben; denn es war ihm „von der gnädigen Herrschaft vorgeschlagen,“ ihn, wenn er alt und schwach würde, aufs Schloß zu nehmen. Doch bedang er sich, bei Ablehnung eines frühern Rufes nach Frankfurt a. M. (1684), aus, daß die Gemeinde ihn solchen Falls „möchte unterhalten helfen.“ Er † 1698. Hat er Kinder hinterlassen, so sind diese mit den ersten Regentenfamilien des heutigen Europa, durch die Nachkommen seiner ältesten Schwägerin (siehe unten), blutsverwandt

Sibylle (geb. 1639), verlobte sich 1664, mit Einwilligung beiderseitiger Agnaten, mit Graf Johann Ludwig von Leiningen-Guntersblum (geb. 26. Febr. 1643, † 2. März 1687), war ihm aber nicht förmlich angetraut worden, ward auch später von ihm verlassen, gebar ihm aber (zu Köln 29. Juli 1673) einen Sohn Johann Ludwig, der jedoch nicht für rechtmäßig erkannt und von aller Erbfolge ausgeschlossen wurde. Derselbe vermählte sich 1694 mit Anna Ernestine Gräfin von Behlen und Meggen und erzeugte mit ihr Johann Franz (geb. 23. Mai 1698), welchem Charlotte Gräfin von Walderode Eckhausen, verwitwete Gräfin von Formentini (verm. zu Grätz 6. Juli 1736), verschiedene Kinder[1]) gebar, die sich früher Grafen zu Leiningen-Dachsburg-Guntersblum schrieben, jetzt aber die Linie Leiningen-Billigheim bilden. Denn der erwähnte Umstand bewirkte es, daß, als die männliche Descendenz, welche Graf Johann Ludwig, jener untreue Verlobte, mit der Gräfin Sophie Sibylle von Leiningen-Westerburg-Oberbaum (geb. 1656, verm. 1678, anderweit vermählt 15. Nov. 1692 mit Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg) erzeugt hatte, mit seinem Enkel Friedrich Theodor

---

oder verschwägert. Die vierte Tochter, Christine Luise, heirathete 11. Juli 1664 den Grafen Emich Christian von Leiningen-Dachsburg (geb. 29. März 1642, † 27. August 1712). Sie † 1717. Zwei Töchter, Johanne Sophie und Hollandine Julie, † jung. Ebenso zwei Söhne: Ferdinand im 7. und Wilhelm im 11. Jahre. Die Eingangs erwähnte Schrift verwechselt die Namen der ersten und zweiten und die Gatten der ersten und vierten Tochter.

1) Sein ältester Sohn, Wilhelm Karl (geb. 8. Juli 1737, † 26. Jan. 1809), war der Vater des jetzigen Grafen Karl Theodor August. Der zweite Sohn, Wenzel Joseph (geb. 30. Sept. 1738) war kurtrierischer Geh. Rath und Hofmarschall und mit einer Freiin von Sickingen vermählt. Die Tochter, Clementine Charlotte (geb. im Sept. 1739), heirathete den Grafen Joseph Coronini.

Ludwig [1]) erlosch (1774), die Besitzungen an die Linie zu Hardenburg fielen, aus welcher der heutige Fürst von Leiningen stammt.

Broich kam nach dem Tode Georg Wilhelm's an seinen Sohn, den Grafen Johann Karl August [2]), und nach dessen Tode an seinen ältesten Sohn, den Grafen Christian Karl Reinhard zu Heidesheim (geb. 7. Juli 1695, † 17. Nov. 1766), den man den ersten Grafen des deutschen Reichs nannte, und der die ihm angebotene Fürstenwürde ausschlug, weil er lieber der erste Graf, als der letzte Fürst des deutschen Reichs sein wolle. Derselbe residirte in fürstlicher Pracht zu Heidesheim und war mit Katharina Polyxena Gräfin von Solms-Rödelheim (geb. 30. Dec. 1702, verm. 27. Nov. 1726, † 21. März 1765) vermählt, die ihm sieben Töchter gebar, welche alle sehr schön gewesen sein sollen. Die zweitgeborene Tochter, Marie Luise Albertine (geb. 16. März 1729), war mit dem Prinzen Georg Wilhelm

1) Geb. 7. Sept. 1715, ein Sohn des Grafen Emich Leopold und der Charlotte Amalie (geb. 4. Juli 1682, verm. 5. März 1709, † 1722), einer Tochter jenes Grafen Emich Christian und der Christine Luise von Falkenstein. Er vermählte sich 5. Jan. 1740 mit Magdalene Sophie, Tochter Karl Julius Grafen von Löwenhaupt, Witwe Ludwig's Freiherrn von Sinclair, welche, 1696 geb., am 6. Jan. 1766 †, wurde 24. Sept. 1770 der Regierung für unfähig erklärt und † 30. Sept. 1774.

2) Geb. 17. März 1662, † 6. Nov. 1699. Er hatte sich 1685 mit Johanne Magdalene, Tochter des Grafen Johann Reinhard zu Hanau vermählt, welche am 18. Dec. 1660 geboren war und am 21. Aug. 1715 † Sein zweiter Sohn, Johann Ludwig Wilhelm, geb. 5. April 1697, war in französischen Diensten und hinterließ, bei seinem im Nov. 1742 erfolgten Tode, von Sophien Eleonoren Elisabeth (geb. 1710, verm. 1730, † 19. Juni 1768 zu Kolmar), einer Tochter jenes Grafen Emich Leopold zu Guntersblum, nur eine Tochter Sophie Christine (geb. 10. Jan. 1736), welche als Canonissin zu Herforden † (im Oct. 1777).

von Hessen-Darmstadt (geb. 21. Juli 1722, verm. 16. März 1748, † 21. Juni 1782), k. k. General, Gouverneur von Philippsburg, des Oberrheinischen Kreises General-Feldmarschall, vermählt. Nach dem Tode ihres Vaters entspann sich ein langer Streit, indem der Kaiser die Herrschaft Broich für das Reich einziehen wollte, und als diese Gefahr im Rechtswege abgewendet ward, die Geschwister über den Anfall dieser wichtigen Besitzung haderten. Zuletzt jedoch fiel sie der Prinzessin von Hessen zu.

Dadurch erlangte Broich für einen weit größern Kreis Bedeutung. Denn die zweite Tochter Marien Luisen Albertinens, Friederike Karoline Luise (geb. 20. Aug. 1752), vermählte sich am 18. Sept. 1768 mit dem Herzog (damals Prinzen) Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz (geb. 10. Oct. 1741, succed. seinem Bruder 2. Juni 1794, † 6. Nov. 1816), und wurde durch ihn die Mutter der nachherigen Herzogin Charlotte von Sachsen-Altenburg (geb. 17. Nov. 1769, verm. 3. Sept. 1785, † 14. Mai 1818), der Fürstin Therese von Thurn und Taxis (geb. 5. April 1773, verm. 25. Mai 1789, † 12. Febr. 1819), der unvergeßlichen Königin Luise von Preußen (geb. 10. März 1776, verm. 24. Dec. 1793, † 19. Juli 1810), der Königin Friederike von Hannover (geb. 2. März 1778, verm. 1) 26. Dec. 1793 mit Prinz Ludwig von Preußen, welcher, geb. 5. Nov. 1773, am 28. Dec. 1796 †; 2) 10. Jan. 1799 mit Prinz Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels, welcher, am 22. Oct. 1770 geb., am 13. April 1814 †; 3) am 29. Mai 1815 mit Ernst August, Herzog von Cumberland, nachher König von Hannover († 29. Juni 1841) und des gegenwärtigen Großherzogs Georg Friedrich Karl Joseph von Mecklen-

burg-Strelitz (geb. 12. August 1779). Die Mutter dieser und anderer, früh verstorbener Kinder starb am 22. Mai 1782. Ihr Gemahl wählte zu seiner zweiten Gattin die nächstfolgende Schwester der Ersten, die Prinzessin Charlotte Wilhelmine Christine Luise (geb. 5. Nov. 1755, verm. 28. Sept. 1784). Aber auch sie starb schon nach Jahresfrist (12. Dec. 1785), nachdem sie kurz vorher (30. Nov.) jenen Herzog Karl Friedrich August geboren, der am Berliner Hofe so einflußreich war und am 21. Sept. 1837 †. Nun mußte sich die Großmutter der jüngsten Kinder annehmen, und bei ihr wurden die Prinzessinnen Luise und Friederike und der Prinz Karl erzogen.

Zwei Mal besuchte sie mit ihnen die Herrschaft Broich; zuerst 1789, um mancherlei Beschwerden persönlich zu untersuchen; dann zwei Jahre später, um einen großen Bau am Schlosse ausführen und ihrem zweiten Sohne [1]), dem Prinzen Georg Karl, huldigen zu lassen. Beide Besuche waren Jubelzeiten für die Bewohner der Gegend und noch leben tausend Züge von der Leutseligkeit und Natürlichkeit dieser hohen Frauen in der Erinnerung, besonders in den Familien, mit denen sie in näheren Verkehr getreten [2]). Noch als Königin, als sie im Jahre 1799 mit ihrem Gemahl in Frankfurt a. M. war und, am Arme ihres Oheims, des Prinzen Georg Karl von Hessen, aus dem Taxisschen Palais heraustrat und die Tausende überschaute, die sich schaulustig auf dem Platze drängten, rief Luise plötzlich aus: „Sehe ich da nicht ein Broicher Gesicht? Ist Sie nicht Malchen

---

1) Der ältere Prinz, Ludwig Georg Karl, hatte sich für sein Erbrecht mit Geld abfinden lassen.

2) Vergl. die angeführte Schrift, S. 243 ff.

Bilger [1])?" brachte den ganzen Zug zum Stehen, wartete, bis sich die Jugendgespielin, jetzt die Gattin des nassauischen Hofpredigers, durch die Menge gedrängt hatte, fragte eilig nach Dem und Jenem und bestimmte ihr eine Stunde zu näherer Besprechung, die sie dann mit tausend Erkundigungen und Erinnerungen ausfüllte. Die ehrwürdige Mutter der Königin stand bis an ihren Tod in vertrautem Briefwechsel mit der Mutter des „Malchen Bilger." Sie hielt sich die letzte Zeit viel in Neustrelitz auf, wo sie auch am 11. März 1817, nach nur dreitägigem Krankenlager, an Lähmung und Entzündung der Lunge starb. Fünf Tage noch und sie hätte das 89. Jahr erreicht. Sie hatte neun Kinder, 24 Enkel, 86 Urenkel und 11 Ururenkel erlebt. — Broich blieb, unter preußischer Oberhoheit, eine Standesherrschaft des darmstädtischen Hauses.

Auch das Haus Limburg-Styrum ist erloschen. Dem Grafen Moritz folgte sein Sohn, Graf Moritz Hermann (geb. 1650, † 9. Oct. 1703). Er war mit einer Enkelin des Mannes, dem sein Vater den Sohn getödtet hatte, verheirathet, mit Elisabeth Dorothee, Tochter Emich Christian's Grafen von Leiningen-Dachsburg und der Christine Luise von Falkenstein (geb. 12. Juni 1665, verm. 9. Oct. 1692, † 1722), und sie gebar ihm vier Söhne. Der Zweite, Karl Moritz, ferner Bernhard Alexander (geb. 12. Febr. 1698, kurpfälzischer Generallieutenant, † 1754) und Philipp Wilhelm zu Walburg starben, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen. Der Aelteste dagegen, Christian Otto (geb. 25. März 1694,

1) Die Tochter des fürstlichen Beamten zu Broich, des Rath Bilger. Ihre Mutter war eine Tochter des Superintendenten Gros, welcher Beichtvater des Grafen Karl Reinhard gewesen war.

† 24. Febr. 1745), war drei Mal vermählt: 1) 1718 mit Julie Elisabeth, Tochter Landgraf Karl's von Hessen-Warnfried (geb. 20. Oct. 1696, † 13. Juli 1724); 2) 28. Febr. 1726 mit Luise Juliane, Tochter und Erbin Johann Ferdinand's Kager, Grafen von Globen († 12. März 1732); 3) 7. Sept. 1733 mit Karoline Juliane, Tochter Philipp Ernst's, Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst (geb. 20. April 1705, † 31. August 1758). Aus der ersten Ehe wurde ihm Ernestine Elisabeth Alexandrine geboren (19. Nov. 1721), die als Ursulinerin zu Köln starb. Aus der zweiten Ehe stammte Karl Joseph August (geb. 14. Jan. 1727, k. k. w. Kämmerer, † 15. Febr. 1760), der sich am 17. Oct. 1751 mit Marie Luise, der Tochter Ludwig Ferdinand's, Grafen von Clairmont, Marquis von Lavergne, und Erbin der Herrschaften Argenteau und Hermalle in den Niederlanden (geb. 27. Nov. 1736), vermählte, aber nur eine Tochter mit ihr erzeugte: Maria Josephe (geb. 28. Oct. 1759), welche von ihrer Mutter die Grafschaft Globen und die Herrschaft Waltsch in Böhmen erbte. Aus der dritten Ehe stammte: Philipp Ferdinand (geb. 31. Aug. 1731), welcher seinem Stiefbruder in Styrum succedirte, auch als Erbe seiner Großmutter auf die schöne Herrschaft an der Nahe, welche gleichfalls den Dhun von Falkenstein gehört hatte [1]) und von ihnen an die Leiningen zu Heidesheim übergegangen war, einen Anspruch erhob, der zuletzt (1771) durch die Spruchcollegien der Universitäten Gießen, Göttingen und Heidelberg dahin

---

1) Ihr Gedächtniß erhielt sich dort in Segen. Wilhelm Wirich's Großvater, Graf Philipp Franz von Dhun und Oberstein, hatte die lutherische Kirche und die noch jetzt blühenden Achatschleifereien daselbst eingeführt. Vergl. Barnstedt, Beschreibung d. Fürst. Birkenfeld (Birkenfeld, 1845), S. 32 ff.

entschieden ward, daß die Herrschaft ihm zufiel, die Regierung jedoch gemeinsam mit Kurtrier [1]) geführt ward. Er war aber kinderlos und verzichtete bald darauf zu Gunsten seines Bruders Ernst Maria (geb. 16. Mai 1736), Domicellars zu Köln, welcher Letztere aber auch wenig Genuß davon hatte, indem er durch die französische Invasion vertrieben ward, worauf er sich nach Frankfurt a. M. wendete, wo er 1809 gestorben ist. Mit ihm erlosch der Mannsstamm der ganzen Linie. Noch hatte Christian Otto drei Töchter: Josephe Friederike Polyxena (geb. 28. Oct. 1738, verm. 6. Mai 1757 mit Fürst Ludwig Karl von Hohenlohe-Bartenstein, † 26. Febr. 1798); Sophia (geb. 5. April 1741, ward 14. Febr. 1759 die zweite Gemahlin des Grafen Franz Xaver von Montfort, † 1771); Johanne Francisca Maximiliane (geb. 16. Febr. 1745, ward 24. Mai 1766 die dritte Gemahlin Graf Johann Wilhelms von Manderscheid-Blankenheim, † 31. Juli 1772) [2]).

---

1) Dieses hatte gleich nach dem Tode des Grafen Christian Karl Reinhard einstweiligen Besitz von den Lehen genommen.

2) Herr von Kamp nennt noch eine vierte Tochter, Francisca Elisabeth, die er sich mit dem Fürsten Philipp Ernst von Hohenlohe-Schillingsfürst vermählen läßt. Indeß dieser Fürst, der in erster Ehe mit einer Gräfin von Welz, in zweiter mit einer Gräfin von Oettingen vermählt war, war am 6. Jan. 1664 geboren, trat 1753 wegen hohen Alters die Regierung ab und † 29. Nov. 1759, im 96. Lebensjahre, während jene Gräfin, die erst nach 1745 geboren sein kann, kaum 13 Jahre alt gewesen sein könnte.

XI. Eine Pseudokönigin.

Wir haben in diesem Bande der Geheimen Geschichten mehrere Personen besprochen, bei denen es zweifelhaft blieb, ob sie Das waren, wofür sie sich ausgaben. In der folgenden Erzählung, die übrigens auch noch ihre Lücken und unerklärten Punkte hat, bleibt schwerlich ein Zweifel, daß eine geflissentliche Täuschung obwaltete, die aber allerdings gegen eine Person gerichtet ward, welche für solche Täuschung, für ein leichtgläubiges Hinnehmen des Unwahrscheinlichsten und Abenteuerlichsten ganz besonders empfänglich war.

Der unglückliche Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige war ein redlicher und überaus glaubenseifriger Mann, der Rolle aber, die er auf sich genommen, weder als Feldherr, noch als Staatsmann gewachsen, nur in dem Zwecke fest, über die Mittel schwankend und unentschlossen, und auch in seiner religiösen Ueberzeugungstreue einer Einseitigkeit verfallen, die ihn sowol über die äußern Verhältnisse verblendete, als, wie das eben da so oft geschieht, wenn Jemand von der Heiligkeit seiner Sache ganz durchdrungen ist, ihn übersehen ließ, daß die Eine Pflicht, der er sich aus Neigung hingab, ihn nicht von allen andern, auch unwillkommenen, entbinden

konnte, und daß man bei einer Collision der Pflichten erst das Aeußerste aufbieten muß, sie zu versöhnen, bevor man, in der Unmöglichkeit, das zu erreichen, zu der Erwägung schreitet, welche Pflicht die höhere sei, der die andern unbedingt weichen müßten. Indeß er handelte in dem Gefühle seiner Pflicht. Unruhiger Unternehmungsgeist, phantastische Zielpunkte, Ehrgeiz und Selbstsucht blieben ihm fern. Auch war sein Verstand in gewöhnlichen Dingen nüchtern und hausbacken. Sein ältester Sohn, Johann Friedrich II. der Mittlere [1]), welcher mit seinen beiden Brüdern, dem klügern und kräftigern Johann Wilhelm [2]) und dem gebrechlichen Johann Friedrich III. [3]) erst eine gemeinschaftliche Regierung, die er aber vertragsmäßig (1557) allein verwaltete, führte, dann aber, nach des Letztern Tode, mit dem überlebenden Bruder in ein Mutschirungsverhältniß trat (1566), wonach das Land in den weimarischen und koburgischen Theil gesondert ward, in denen die Brüder alle drei Jahre in der Regierung wechseln sollten, wäh-

1) Geb. 8. Jan. 1529, verm. 1) 26. Mai 1555 mit Agnes, Tochter Landgraf Philipp's von Hessen und Witwe des Kurfürsten Moritz von Sachsen, welche schon am 4. Nov. desselben Jahres †, 2) 12. Juni 1558 mit Elisabeth, Tochter Kurfürst Friedrich's III. von der Pfalz, welche am 8. Febr. 1594 in dem, von ihr freiwillig getheilten Gefängnisse ihres Gemahls in Neustadt †. Er selbst wurde am 12. Dec. 1566, wegen seiner Theilnahme an den grumbach'schen Händeln, in die Reichsacht erklärt, 1567 gefangen und zu lebenslänglicher Haft abgeführt, in der er am 9. Mai 1595 gestorben ist. Zwei ihn überlebende Söhne, Johann Casimir († 1633) und Johann Ernst († 1638), regierten zu Koburg und Eisenach. Mit dem Zweiten erlosch seine Linie.

2) Geb. 11. März 1530, verm. 10. Dec. 1560 mit Dorothea Susanna, Tochter Kurfürst Friedrich's III. von der Pfalz, welche 1592 †. Er selbst † schon 2. März 1573, ist aber der Stammvater des heutigen Ernestinischen Hauses geworden.

3) Geb. 16. Jan. 1538, † 31. Oct. 1564 unvermählt.

rend alle Ausfertigungen in Beider Namen ergingen, besaß keine eben glänzendere Begabung, als sein Vater, war aber von Natur und durch die in früher Jugend erfahrenen Schicksale zu einem launenhaften, unruhigen, phantastischen Wesen gebracht worden, das ihn zur willigen Beute politischer Projectmacher und Abenteurer und überaus empfänglich für jeden Plan machte, rasch und auf ungewöhnliche Weise eine Verbesserung seiner Glückslage zu erzielen, die er weit sicherer und wohlthätiger erlangt hätte, wenn er sich den beneideten und gehaßten Vetter in Kursachsen, den Kurfürsten August, als Staatswirth und Gesetzgeber zum Muster genommen und in den auswärtigen Angelegenheiten die gesetzliche Bahn mit fester und verständiger Staatskunst benutzt hätte. Die weisen Lehren seines sterbenden Vaters[1]), der seine Söhne, wie zum Halten an dem unverfälschten Worte Gottes, zur Gerechtigkeit gegen ihre Unterthanen, zur Eintracht unter einander, so auch namentlich zur Vermeidung jedes Krieges ermahnte, den nicht die äußerste Noth erfodere, scheint er, wenn nicht in den ersteren, doch in den letzteren Theilen, keineswegs tief genug beherzigt und festgehalten zu haben. Doch, wie gesagt, man muß seinen Schicksalen und der natürlichen Stimmung eines Fürsten Rechnung tragen, dessen Haus durch sein Auftreten in einer ihm unbedingt gerecht erscheinenden Sache, deren schwächere Seiten ihm schwerlich jemals zum Bewußtsein gekommen sind, in Verlust und Nachtheil gerathen war.

Dieser Fürst nun fand, als er im December 1558 von einer kleinen Reise nach Weimar zurückkehrte, zwei

---

1) Johann Friedrich der Großmüthige, geb. 30. Juni 1503, † 3. März 1554.

von Eckartsberge aus, von einer Dame, die sich: Anne, Herzogin zu Aybelen, weiland Herzog Heinrich's zu Seypern in Irland Witwe unterzeichnet hatte, sehr unleserlich geschriebene Briefe vor, worin die Briefstellerin ihn ersuchte, einen Vertrauten zu ihr zu schicken, dem sie gewisse, die Königin Anna von England betreffende Dinge eröffnen könne, welche höchst wichtig wären und sich der Feder nicht wohl vertrauen ließen.

Die Königin Anna von England war nun allerdings seiner Mutter [1]) Schwester gewesen, eine Tochter des Herzogs Johann III. von Cleve, Jülich und Berg († 6. Febr. 1539, kaum 50 Jahr alt) und der Erbprinzessin Maria von Jülich und Berg († 27. August 1543). Sie kam in die Reihe der zahlreichen Frauen, deren Leben Heinrich VIII. von England vergiftete. Als nämlich derselbe sich, nach dem Tode seiner dritten Gemahlin, Johanne Seymour († Oct. 1537), anderweit vermählen wollte, suchte er lange an den europäischen Höfen umher, ohne eben viel Bereitwilligkeit zu finden, was ihn auch nicht verwundern durfte. Vergeblich fragte er wegen der verwitweten Herzogin von Mailand, einer dänischen Königstochter und Nichte des Kaisers Karl V., an. Er wendete sich dann nach Frankreich, aber die verwitwete Herzogin von Longueville, eine Guise, war schon mit dem König von Schottland verlobt, und Marie von Bourbon, die Tochter des Herzogs von Vendome, stand ihm nicht an, weil der Schottenkönig sie ausgeschlagen. Als er darauf den Vorschlag zu einer Zusammenkunft in Calais machte, zu welcher Franz die schönsten Damen seines Hofes bringen solle, äußerte dieser:

---

1) Sibylle, Kurfürstin von Sachsen, geb. 17. Juni 1512, vermählt 2. Juni 1527, † 21. Febr. 1554.

er könne die französischen Damen nicht wie ein Roßkamm behandeln, der die Pferde auf dem Markte vorgaloppiren lasse. Hierauf brachte ihn sein damaliger Rathgeber Cromwell [1]) auf den Gedanken, sich durch seine Verheirathung den protestantischen Fürstenhäusern Deutschlands zu nähern. Er schlug ihm Anna [2]) von Cleve vor, deren Schwester, wie bemerkt, dem Haupte des schmalkaldischen Bundes so nahe verbunden war. Es ward ihm ein von Hans Holbein gemaltes Bildniß der Prinzessin vorgelegt, und dieses gefiel ihm so, daß er auf den Vorschlag einging und seine Anwerbung anbringen ließ. Zwar erklärte sich der Kurfürst Johann Friedrich gegen diese Partie, wie denn Luther niemals auf Heinrich VIII. wohl zu sprechen war; indeß dem Bruder der Prinzessin, dem nach dem Tode ihres Vaters regiegierenden Herzog Wilhelm [3]), schmeichelte die Aussicht auf die Verbindung mit einem so großen Monarchen zu sehr, als daß er der Versuchung hätte widerstehen können. Die Prinzessin war zudem groß und stark und heirathslustig. Das Jawort wurde ertheilt und die Braut nach England gesendet. Am 31. December 1539 landete sie zu Dover und traf am 1. Jan. 1540 in Rochester ein, wohin ihr der ungeduldige, liebesdurstige König entgegengeeilt war. Aber zum Unglück fand er

---

1) Thomas Cromwell, geb. 1490, Sohn eines Schmiedes, als kaiserlicher Soldat bei der Eroberung von Rom 1526, durch Wolsey gehoben, nach dessen Sturz nach und nach Staatssecretair, Earl von Essex, Oberkammerherr, Siegelbewahrer, gestürzt und enthauptet 1540.

2) Geb. 20. Sept. 1515.

3) Geb. 28. Juli 1516, verm. 26. Juli 1546 mit Marie, der Tochter des römischen Königs und Königs von Ungarn und Böhmen, nachherigen Kaisers Ferdinand I. (welche am 12. Dec. 1581 †), † 25. Jan. 1592.

nicht, was er erwartet hatte. Zwar war die Prinzessin groß und voll, wie er es, auch hierin dem türkischen Geschmacke huldigend, liebte. Ihre Züge aber waren grob, ihre Manieren ohne Anmuth, sie verstand nur holländisch und war aller feinern Bildung fremd. Er war so ärgerlich und betroffen, daß er vielleicht dem armen Mädchen seinen Unmuth nicht hätte verbergen können, wenn er sie nicht zum Glücke erst unbemerkt beobachtet und demnach Zeit gehabt hätte, sich vor der Zusammenkunft mit ihr zu fassen. Bei dieser fiel sie auf die Knie, er hob sie auf und küßte sie auf die Wange, konnte es aber nicht über sich bringen, ihr die mitgebrachten Geschenke zu überreichen, trug auch vielleicht juristische Bedenken, da er sofort den Gedanken eines Abbrechens faßte. Als er wieder zu seinen Vertrauten gekommen war, warf er ihnen vor, daß sie ihm eine große flandrische Stute zugeführt hätten. Zunächst verlangte er von Cromwell, er solle einen Weg ausfindig machen, die Heirath rückgängig werden zu lassen. Indeß man fand keinen, und es schien bedenklich, die protestantischen Fürsten vor den Kopf zu stoßen. „Nun denn," rief Heinrich in kläglichem Tone aus, „so muß ich meinen Hals unter das Joch beugen." Am 6. Jan. 1540 wurde die Prinzessin, durch Cranmer [1]), dem Könige angetraut.

---

1) Thomas Cranmer, geb. 1489, Prof. der Theologie in Cambridge, durch seine Beförderung der ersten Scheidung des Königs bei diesem in Gunst gekommen, 1532 Erzbischof von Canterbury, Hauptbeförderer der englischen Reformation, woran der Umstand, daß er sich kurz vor seiner Erhebung verheirathet hatte, einigen Theil gehabt haben soll, Gegner Anna Boleyn's, unter der Königin Marie des Hochverraths und der Ketzerei angeklagt, widerrief aus Furcht vor dem Tode, nahm den Widerruf zurück, als er dessen Fruchtlosigkeit erkannte, und wurde am 20. März 1556 verbrannt.

Am andern Morgen erkundigte sich Cromwell, der recht wohl wußte, daß es sich um eine Sache handele, in der der König am wenigsten mit sich spaßen lasse, sehr angelegentlich nach den nunmehrigen Gesinnungen des Königs, erfuhr aber, zu seinem Schrecken, daß die Sache eher schlimmer, als besser stand. Je näher er der Dame komme, desto unausstehlicher werde sie ihm, erklärte Heinrich. Er werde nie eine Nacht wieder mit ihr zubringen. Er sei selbst nicht ohne Argwohn in Betreff ihrer Jungfrauschaft [1]), in welcher Beziehung er gleichfalls sehr orientalisch dachte.

Zunächst behandelte er jedoch die Königin höflich und ließ sich auch gegen Cromwell nicht merken, wie sehr er ihm zürne. Ja, mit einer bei ihm nicht ungewöhnlichen Verstellung überhäufte er ihn gerade damals mit neuen Gnadenbezeigungen. Er gab ihm das Knieband; er ernannte ihn zum Oberkammerherrn; er verlieh ihm Titel und Güter der kurz zuvor erloschenen Earls von Essex (16. April). Die Feinde Cromwell's aber waren scharfsichtig genug, zu erkennen, daß jetzt der rechte Zeitpunkt gekommen sei, ihn zu stürzen. Er hatte in beiden Lagern Gegner; sein Sturz aber ging von der katholischen Seite aus, indem bei einem von Gardiner [2]) veranstalteten Mahle der Herzog von Norfolk [3]) den König mit

1) Dieser Zweifel scheint jedoch nur sehr leise gewesen zu sein; sonst wäre er unfehlbar bei dem Scheidungsprocesse zur Sprache gekommen.

2) Stephan Gardiner, Bischof von Winchester, geb. 1483, Hauptstütze der katholischen Partei, wiewol gegen Heinrich's VIII. Privatwünsche nachgiebig, unter Maria Kanzler, † 1555.

3) Thomas Howard, ältester Sohn des Herzogs Thomas von Norfolk, des Siegers von Flodden (1513), welche Schlacht ihm selbst die Würde eines Earl von Surrey verschaffte, 1513 Lordadmiral der Flotte gegen Frankreich, 1521 Lordstatthalter von Irland, 1524

seiner Nichte Katharina Howard bekannt machte, welche zwar kleiner Statur, aber überaus einnehmenden Benehmens war, und daher um so stärker mit der Königin contrastirte. Heinrich's Herz war sofort gewonnen und so ließ er denn Cromwell durch denselben Herzog von Norfolk als Hochverräther am Ministertische verhaften. Die Verurtheilungsbill ging durch beide Häuser, nur im Unterhaus einigen Widerstand findend; ein Brief, den Cromwell an den König schrieb, bewegte ihn zwar zu Thränen, brachte ihn aber doch von seinem Entschlusse nicht ab, und am 28. Juli wurde Cromwell auf Towerhill enthauptet. Die Königin war inzwischen nach Richmond geschickt worden, wo der Herzog von Suffolk, der Earl von Southampton und St. Thomas Wriothesley ihr eröffneten, daß der König, da er mit ihrem früheren Eheversprechen mit dem Herzog von Lothringen unbekannt gewesen sei, sich Gewissensscrupel mache und sich deshalb von ihr scheiden zu lassen gedenke. Trotz ihres Phlegmas fiel sie bei der ersten Eröffnung doch in Ohnmacht. Dann aber ließ sie sich bestimmen, die Entscheidung der Kirche anheimzustellen, sich aber bereit zu erklären, den Titel Königin niederzulegen und dafür als angenommene Schwester des Königs zu gelten. Sie schrieb auch zu diesem Ende einen Brief an den König und einen andern an ihren Bruder, den Herzog Wilhelm, machte sich auch anheischig, alle Briefe, die sie

---

Nachfolger seines Vaters, in Kriegen und diplomatischen Sendungen mehrfach verwendet, zu Ende der Regierung Heinrich's mit seinem Sohne wegen Hochverraths verhaftet, worauf sein Sohn auch bald verurtheilt und (1547) enthauptet wurde, während sein eigner Proceß sich über das Leben Heinrich's († 1547) und Eduard's IV. († 1553) hinauszog, wo dann die Königin Maria ihn in Freiheit und Ehren wieder einsetzte. Er † 1554. Katharina war die Tochter seines zweiten Bruders Edmund.

von ihrer Familie erhalten würde, vorzuzeigen. Im Oberhause erhob sich nun ein Mitglied, beklagte den König und das Land wegen der durch die Vermählung des Königs mit der Verlobten eines Andern erwachsenen Schmach und beantragte eine Bittschrift, daß der König die Sache dem Gutachten der Kirche anheimgeben möge. Der Antrag ging in beiden Häusern durch und der von der Synode zur Entscheidung der Sache eingesetzte Ausschuß erklärte die Ehe für nichtig, da das frühere Verlöbniß nicht in genügender Weise erledigt worden sei, der König sich mit Annen ohne seinen innerlichen Willen vermählt, auch die Ehe nicht vollzogen habe, noch vollziehen wolle, weshalb es für das allgemeine Beste wünschenswerth sei, daß er sich anderweit vermähle. Das Parlament bestätigte dieses Gutachten und erklärte es für Hochverrath, seine Giltigkeit anzufechten. Der geschiedenen Königin ward der Palast von Richmond, ein Jahrgehalt von 3000 Pfd. und der Rang nächst der Königin und den Kindern des Königs eingeräumt. Sie blieb in England, weil sie nicht als Verstoßene in die Heimat zurückkehren wollte, auch nicht ganz unberechtigte Zweifel hegte, ob ihr das Geld nach Deutschland richtig übermacht werden würde. Sie lebte still und eingezogen, bald in Richmond, bald zu Chelsea, an welchem letzteren Orte sie, unter der Regierung der Königin Maria, am 16. Juli 1557 starb. Ihr Tod wurde ihrer Familie und andern befreundeten Höfen angezeigt und von dem englischen Hofe Trauer um sie angelegt. Eine politische Bedeutung hatte ihr Leben oder Tod zu jener Zeit, wie wegen des Folgenden hervorzuheben ist, in keiner Weise mehr, und wenn auch Maria den Protestantismus in ihrem Volke verfolgte, so ging ihr Bekehrungseifer doch nicht so weit, daß man an-

nehmen könnte, sie würde ihn gegen eine fremde Prinzessin, die unter den bemerkten Umständen in England lebte, geltend gemacht haben.

Am 16. Juli 1557 sollte also die Königin Anna in England gestorben sein, und im December 1558 fand sich die unbekannte Dame in Thüringen ein, die dem Neffen der Königin Nachrichten von ihr bringen wollte. Nach einigem Hin- und Herschreiben, in dem sich auch schon das schwankende Wesen des Herzogs, nicht sowol in der Sache, als in Betreff der Mittel und Wege, darlegte, schickt er endlich (20. Dec.) seinen Stallmeister, mit einem Credenzschreiben, in welchem er sie „die hochgeborene Fürstin, unsere freundliche liebe Muhme, Anna, Herzogin zu Aybeln, weilandt Herzog Heinrich's zu Scypern, in Irlandt, Witwe“ nennt, zu ihr. Sie will sich aber mit diesem nicht einlassen, sondern den Herzog selbst sprechen. Endlich hat sie in Trebra eine Conferenz mit dem Secretair des Herzogs, Hans Rudolf, welcher auch ein Credenzschreiben mitbringt, worin es heißt: diesem Manne könne sie ihr Zutrauen schenken. Er habe Befehl, ihre Aussagen zu Papier zu bringen. Sie erzählt nun diesem Secretair: Sie sei aus einem Gefängniß in London entflohen, indem sie sich an einem Seile herabgelassen habe, zu Schiffe gebracht worden und nach Danzig gereist sei. Ebendahin sei auch die Königin Anna von England, nachdem sie aus einer Klosterhaft entkommen, gelangt. Es werde das 14 Tage vor nächster Fastnacht ein Jahr. Sie habe einen Geleitsbrief von dem König von Polen erhalten, sei aber in Neustädtlein, zwischen Warschau und Krakau, bei einem nächtlichen Einfall des jungen Tofzky und des Georg von Lescynski, um ihr ganzes Vermögen, 8 Tonnen Goldes, gekommen, habe im Hemde zum Fenster heraus-

springen müssen und nur eine goldene Kette und ihre Tasche gerettet. Ihre Kammerfrau, Katharine von der Recke, Schwester des Hofmeisters des Herzogs von Jülich, sei bei dieser Gelegenheit ums Leben gekommen. Ebenso ihr Cavalier, Johann von Hollersheim. Einem englischen Edelmann, Wilhelm von Zieritz, sei die Hand abgehauen worden. Ihren Hofmeister und fünf ihrer Kammerfrauen habe man nach Kußmarkt bei Posen gebracht, wo sie bei einer gewissen Katharina Proderin versteckt wären. Diese sollten noch Juwelen bei sich haben, dieselben aber nicht wegbringen können. Nach jenem Unfall wäre sie nach Liegnitz gegangen, wo sie 12 Wochen bei Herzog Friedrich krank gelegen. Sie habe den Vorgang dem Woiwoden von Krakau geschrieben, der aber gegen seinen Verwandten Lescynski nichts habe thun wollen. Auf der Reise nach Thüringen habe sie in Wittenberg Schmuck und Kleider versetzen müssen. Den Herzog Johann Friedrich habe sie sprechen wollen, um ihm zu sagen, daß die Königin Anna noch lebe und frei sei, auch ihre Schätze nach Deutschland gerettet habe. Ein Kaufmann, dem sie einst das Leben gerettet, habe ihre Schätze nach Augsburg zu einem Jobst Neffhausen, der für die Fugger viel nach England handle, zu bringen übernommen. Bei diesen Schätzen wären „der löblichen Krone England Scepter, Kronapfel, die englischen Privilegien (!), und ein Halsband von Edelsteinen mit einem Karfunkel." Ueber Beides hatte sie Empfangscheine. Ferner wären bei genanntem Kaufmann als Schätze der Königin: 25 Tonnen Goldes in Kronen, 7 Perlen- und 3 goldene Röcke, 14 goldene Ketten, 5000 Kronen schwer, 24 Armbänder, 2000 Kronen schwer, 14 Gürtel und Leibketten, 7000 Kronen schwer, 12 Perlenhauben, 14 Barette und ein Halsband zu 3000 Kronen an

Werth. Sie habe dies alles mit Wilhelm von Zieritz, auf dessen Ankunft sie warten müssen, abholen sollen. Der Herzog solle ihr nur einen Vertrauten mitgeben, und es sollten ihm und seinen Brüdern die 25 Tonnen Goldes geschenkt sein. Das Scepter, der Kronapfel und die Privilegien möchten bis auf Weiteres aufgehoben werden. Die Königin werde auch dem Könige von Frankreich schreiben, daß er seine Tochter dem Herzog Johann Friedrich (welcher sich doch kurz vorher zum zweiten Male verheirathet hatte) zur Gemahlin geben möge, dem sie dann die englischen Kronschätze und Privilegien ausliefern werde. Die Königin sei aus Vorsicht nicht selbst gekommen, werde dies aber thun, wenn Alles nach ihrem Wunsche gehe. Darauf zeigte sie dem Secretair ihr Handsiegel, indem sie ihm bemerklich machte, daß es ganz von Gold sei. Zugleich bat sie, die Reise nach Augsburg noch vor Eröffnung des Reichstags zu betreiben [1]), damit dem Herzog nichts entginge. Sie begab sich darauf nach Roßla, von wo sie um einen Trunk Rheinwein und um Wildpret bat.

Das plumpe, handgreifliche Lügengewebe hätte selbst in jener Zeit, wo man über die Verhältnisse anderer Länder noch sehr im Unklaren war und die Nachrichten langsam circulirten, dem Befangensten die Augen öffnen müssen. Hätte der Herzog auch daran glauben können, daß seine Tante nicht gestorben, sondern, vielleicht um sie zum katholischen Glauben zu zwingen, in ein Kloster gesperrt worden und aus diesem entflohen sei, so mußte

---

1) Wußte sie vielleicht, daß dies nicht möglich war, da der Kaiser auch nach Neujahr in Augsburg erwartet wurde, und wollte sie dadurch die Sendung nach Augsburg, die sie entlarven mußte, aufschieben?

er sich doch fragen: woher sie, von den 3000 Pfd. jährlich, die sie ein 16 Jahre lang bezogen, übrigens aber, wie er wissen mußte, vom Hofe entfernt und vernachlässigt, solche Schätze gesammelt habe; wie sie in den (unter allen Umständen unrechtmäßigen) Besitz der englischen Kronschätze, Kleinodien und Documente gekommen; wie sie und die gleichfalls aus der Haft entflohene angebliche Herzogin beide ihre Schätze fortgebracht hätten; wie diese Herzogin dazu komme, die Schätze der Königin zu verschenken, wie man ihm, dem eben verheiratheten Manne und strengen Lutheraner, die Tochter des katholischen Königs von Frankreich verschaffen wolle; kleinerer Unwahrscheinlichkeiten in Nebenumständen, wie des deutschen Namens eines englischen Edelmanns, der Titel Herzogin von Aybelen, verwitwete von Scypern (Cypern) u. s. w. nicht zu gedenken. Indeß der Herzog glaubte Alles, und dieser Zug beleuchtet sein ganzes Wesen. Er schrieb ihr sehr bald, dankte für die gethanen Zusagen, hatte Befehl gegeben, sie mit Wildpret und Wein zu versorgen, auch Stoff zu Kleidern zu kaufen, hatte auch durch seinen Rath und Kanzler Dr. Christian Brück [1]), der folglich auch in diese Thorheiten einging, nach Wittenberg schreiben lassen, um ihre angeblich dort versetzten Sachen wieder zu bekommen.

Bald darauf hatte er eine Zusammenkunft mit ihr selbst, und hier gab sie sich ihm als seine Tante, die Königin Anna selbst, zu erkennen. Jetzt ward sein Glaube verdoppelt. Es fiel jetzt ein Theil jener Unwahrscheinlichkeiten, die er freilich schwerlich als solche erkannt hat,

---

1) Derselbe wurde am 18. April 1567 zu Gotha geviertheilt, nachdem ihm das Herz aus dem Leibe geschnitten und um den Mund geschlagen worden.

hinweg. Er fand auch, wie er seinem Bruder Johann Wilhelm, der inzwischen dem König von Frankreich gegen Spanien gedient hatte, nach Paris schrieb, vollkommene Aehnlichkeit der Dame mit einem Portrait der Königin. Auch habe sie an der Stirn eine Narbe gehabt, wobei er sich erinnere, von seiner Mutter gehört zu haben, daß sie ihrer Schwester, der nachherigen Königin einmal eine Schneiderscheere an die Stirn geworfen.

Wenige Tage darauf kam allerdings ein Brief eines gewissen Fritz Dietrich Küchenschreiber aus Leipzig an den Herzog, worin es hieß: er höre, es sei eine gewisse Person zu Roßla; mit dieser solle der Herzog sich vorsehen, denn es habe dieselbe in Mecklenburg, bei dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Herzoge von Liegnitz schlimme Streiche gemacht, sei auch in Halle und Leipzig gewesen und habe allerlei Schwindeleien ausgehen lassen. Diese Warnung prallte aber gänzlich an dem Herzog ab, und mag er sie den Verfolgungen Englands zugeschrieben haben, wo man, wie sie sagte, 5 Tonnen Goldes auf ihre Auslieferung gesetzt hätte. Er schickte ihr (15. Jan. 1559) einen Ring; seine Gemahlin schrieb ihr die freundlichsten Briefe; er wies ihr auf dem Grimmenstein zu Gotha, mit ihren zwei Kammerjungfern, einer Magd und einem Buben, fürstliche Wohnung und Unterhalt an, und hier wußte sie auch den Commandanten, Bernhard von Mila, zu verblenden und anzuborgen. Dafür stellte sie zwei Schenkungsbriefe aus, die sie mit dem jülich-cleveschen Wappen besiegelte, und worin sie dem Herzog und seinem Bruder Johann Wilhelm alle ihre Schätze und Kleinodien zusicherte. Dem jüngsten Bruder setzte sie, „wegen seiner Leibesgebrechlichkeit und seinem Zustande“ nur 500,000 Kronen aus. Ihre liebe jüngste Schwester

Amalie[1]) zu Jülich wolle sie zu sich nehmen und für sie sorgen; auch solle sie nach ihrem Tode zwei Tonnen Goldes haben; wolle sie aber nicht kommen, so solle das Geld dem Herzog und seinen Brüdern zufallen. Durch immer neue Vorspiegelungen erhielt sie den Herzog in günstiger Stimmung, machte aber auch die Gefahr der Entdeckung dringender. So wollte sie auch bei Herzog Adolf von Holstein Schätze haben und schrieb deshalb an diesen. Der Magistrat in Danzig sollte ihr 15,000 Gulden schulden, weshalb sie noch am 15. Juli einem erfurter Bürger, Johann Fohmann, genannt Nürnberger, Vollmacht gab. Ferner wollte sie eine Tonne Goldes bei dem Rath in Nürnberg haben.

Von hier aus kam der erste Wendepunkt. Es ward ein gewisser Hans Jäger nach Nürnberg gesendet, das Geld zu holen, schrieb aber: die jungen Rathsherrn wüßten nichts davon und die ältern wären auf dem Reichstage. Und der Agent des Herzogs in Nürnberg berichtete (22. Mai) geradezu: der Rath wisse kein Wort von der Tonne Goldes. Jetzt ward der Herzog doch so zweifelhaft, daß er Mila befahl, die Königin nicht aus dem Schlosse zu lassen, sondern auf die Auszahlung des Geldes zu dringen, „dadurch den ihm zugefügten Schimpf zu entnehmen", womit er wol die vergebliche Sendung nach Nürnberg meinte. Indeß blieb er doch in Ungewißheit und schrieb ihr selbst sehr freundlich. Er wollte nicht um das Geld kommen, wenn es doch vorhanden wäre. Am 30. Juni erhielt er von seinem verständigern Bruder aus Paris eine Antwort, worin dieser, der sich wahrscheinlich am jülicher Hofe erkundigt

---

1) Geb. 15. Nov. 1517, † 1. März 1586 zu Düsseldorf unvermählt.

hatte [1]), ihn warnte, der vorgeblichen Anna nicht zu trauen, von der „verlaute, daß sie bei unserer gnädigen, lieben Frau Mutter Schwester vor eine Jungfer im Frauenzimmer geweßt sein soll." Auch jetzt noch blieb er mit der Fremden in solchem Verhältniß, daß sie ihm den versprochenen Freierbrief an den König von Frankreich zur Besorgung übermachen konnte, die er aber doch zu unterlassen so klug war. Da erschien aber ein Gesandter des Herzogs von Jülich, welcher die Verhaftung der angeblichen Anna verlangte, die denn auch Ende Juli erfolgte. Sie wurde darauf vor dem herzoglichen Rath Dr. Stephan Clodius, Johann Luther und dem Schösser der Stadt Gotha verhört. In zwei Verhören blieb sie bei ihrer Aussage. Darauf wurde sie nach Schloß Tenneberg geschafft, wo sie, auf schärferes Zureden des Clodius, auf die Kniee fiel, um Gnade bat und — wenigstens ihre alten Lügen zurücknahm, um neue zu schmieden, deren sie noch ein ganzes Sortiment in Vorrath hatte. Zunächst wollte sie eine geborne Gräfin von Ostfriesland und mit einem Grafen von Manderscheid zu Antorf getraut worden sein, nachdem sie von ihm Mutter geworden. Dieser habe sie an den englischen Hof gebracht, sei aber auf einer Reise erschlagen worden. Die Königin Anna habe vor ihrem Tode ihrem Neffen, dem Herzog zu Sachsen, viel Geld zugedacht und diese, schon vorher außer Landes geschickten Schätze habe sie überbringen sollen. Deshalb sei sie nach Antorf gereist. Hier habe sie ein irländischer Edelmann beredet, sich für die Königin Anna auszugeben. Als Mann ver-

1) Seinem Bruder kam das so wenig bei, daß er ihm vielmehr einschärfte, Niemand etwas von der Sache zu sagen und den Brief zu verbrennen. Er mochte fürchten, die Jülicher würden auch von den Schätzen haben wollen.

kleidet, sei sie mit ihm und zwei Jungfern durch Ostfriesland geritten, sei aber eines Tages von ihrem Bruder erkannt und auf ein Schloß gesetzt worden, aus dem sie mit Hilfe ihrer Freunde entsprungen sei. Sie habe nun nach Bremen gewollt. Da sei ihr der Graf von Oldenburg, ihr Verwandter, begegnet und habe seine Büchse auf sie angelegt. Mit fünf Büchsen versehen, habe sie auch auf ihn gehalten. Da sein Gewehr nicht geladen gewesen, habe er sich begütigen lassen und sie in Bremen treffen wollen. Sie sei aber nun nach Verden und von da nach Danzig geeilt. Das Uebrige ließ sie, wie sie vorher behauptet.

Diese Aussage wird nach Jülich gesendet und von dort aus, mit Beweisstücken, für Lüge erklärt. Nachdem sie anfangs dabei beharrt, versichert sie im sechsten Verhöre: ihre Mutter sei eine Gräfin von Friesland, ihr Vater aber Graf Johann von Rietberg gewesen. Sie habe mit einem von Reuning Kinder gezeugt. Ob der Sohn noch lebe, wisse sie nicht, die Tochter sei gestorben. Dieser Reuning habe sie nach England gebracht, wo ihr die Königin Anna sehr gnädig gewesen. Alles Uebrige sei, wie sie gesagt habe.

Auch diese Angaben werden von Jülich aus widerlegt und im siebenten Verhöre rückt sie (vielleicht) der Wahrheit näher, indem sie sagt: sie sei eine natürliche Tochter des Herzogs Johann von Cleve. Erzeugt sei sie mit Margaretha von Schenk, welche Nonne im Kloster Essen gewesen. Ihr Oheim, Heinrich von Schenk, habe sie nach England zur Königin Anna gebracht. Zieritz habe sie in Polen verlassen, sich an eine Andere gehängt und von ihrem Gelde nichts herausgegeben. Sie bekommt hierauf Visionen und will vom Teufel besucht werden, der ihr die Wahrheit zu sagen verbiete. Wenn man

nicht Wächter bei ihr lasse und ihr des Nachts kein Licht gebe, werde sie sich umbringen.

Hierauf wird der Scharfrichter von Jena nach Tenneberg geschickt, und in dem in dessen Gegenwart angestellten achten Verhöre die Gefangene, unter Bedrohung mit der Folter, zu wahrheitsgemäßem Bekenntnisse aufgefordert. Sie bleibt dabei, daß sie eine natürliche Tochter des Herzogs von Cleve sei. Als ihre Mutter gibt sie aber jetzt eine Gräfin Elisabeth von Defurte an. Sie sei erst in einem Kloster zu Cleve, dann im Stifte Essen, dann bei einer Frau von Sielbach, geb. von Schmelingen zu Klarenberg erzogen worden, wohin sie der Herzog selbst gebracht und wo er sie oft besucht und ihr gesagt habe, er habe sie so lieb, wie seine ehelichen Kinder. Nach dem Tode jener Dame sei sie ins Kloster Aspeck im Münsterischen, zu einer Jungfrau Ida von Depenbruck, und als auch diese gestorben, ins Kloster Tangenhorst gekommen. In ihrem 21. Jahre habe man sie zu einer Gräfin Brerode (Brederode?) gethan, durch die sie an einen von Rockhausen verheirathet worden sei. Vom Herzog habe sie 16,000 Fl. zur Aussteuer erhalten. Sie habe 15 Jahre in der Ehe gelebt und zwei Kinder geboren. Nach dem Tode ihres Gemahls sei sie nach Lüttich gezogen, wo sie den Zieritz kennen gelernt habe, welcher in der Dienerschaft des Domherrn Grafen von Beichlingen gewesen sei. Dieser habe sie beredet, einige ihren Kindern gehörige Güter zu verkaufen und mit ihm nach England zu gehen. Dort habe sie, meist zu London, 1½ Jahr gelebt und sei in große Noth gekommen. Ihre Wirthin, Frau Marning, habe Mitleid mit ihr gehabt und sie zur Königin Anna geführt, der sie ihre Geburt entdeckt und die sich auch ihrer erinnert und sowol im Gesicht

ihre Familienähnlichkeit gefunden, als auch das Geschlechtszeichen erkannt habe, welches sie mit ihrem Vater, mit der Königin und mit der Kurfürstin von Sachsen getheilt habe: daß nämlich die großen Zehen wie lahm wären und unter den andern Zehen lägen. Da habe die Königin sie recht wohl beschenkt. Diese Aussage sei nun die reine Wahrheit und könne sie nichts anderes sagen, und wenn man sie in Stücke reißen wolle. Daß sie es nicht früher gesagt, komme vom Teufel her, von dem sie viele Anfechtung habe, ungeachtet sie sich ihm nicht ergeben, auch keine Buhlschaft mit ihm getrieben habe. Als man sie nun fragte: was sie denn eigentlich mit all den Fabeln bezweckt habe, sagte sie: wenn nur Zieritz gekommen wäre, so hätte sie dem Herzog Alles entdecken und um Gnade bitten wollen. Nach nochmaliger Ermahnung, die Wahrheit zu sagen, worauf sie bei Gott und Seligkeit schwur, daß sie dieselbe gesagt habe, wurde sie dem Scharfrichter übergeben und von diesem auf die Leiter gebracht und gestrecket. Auch hier blieb sie bei ihrer Aussage. Da nun die Richter sahen: „daß ihre Arme vom Teufel — der sie geknippen — sehr mit Flecken zugerichtet seien, und sie denn doch eine, wenn auch Uneheliche, von Cleve sei," auch der Scharfrichter sagte: „sie sei ganz von Gliedern und könne ohne Gefahr nicht angegriffen werden," so wurde sie wieder von der Leiter gelassen. Sie sagte nun nochmals: daß sie eine uneheliche Tochter des Herzogs von Cleve sei und daß man etwas Anderes nicht werde finden können. Dieser Behandlung habe sie sich nicht versehen. Darauf bat sie, weinend und mit gefalteten Händen, um Gottes willen: der Herzog möge ihr vergeben und ihr ein Stück Brot reichen lassen, bis man erfahren habe, wohin Zieritz gekommen sei. Auch bat

sie um einen Priester, der ihr Trost zuspreche, um Salben und einen Barbier, der sie verbinde, und um Beibehaltung der Wache, wegen des Teufels.

Der Herzog von Jülich, dem (22. Sept.) auch diese Aussage zugesendet ward, wollte sie auch nicht als uneheliche Schwester anerkennen. Sein Vater, so schrieb er am 10. Oct., habe nur zwei uneheliche Töchter gehabt, deren Eine gestorben sei und die Andere noch im Kloster lebe. Keiner seiner Räthe und Diener wisse etwas von der Sache, und von den 16,000 Fl. Brautschatz sei in keiner Rechnung etwas zu finden. Auch seine Schwester Amalie wisse von nichts. Es sei Alles ein erdichtetes, unverschämtes Vorgeben, und wenn die Person nur scharf gefragt würde, so würde wol der wahre Grund zuletzt ganz anders an den Tag kommen.

Indeß in Sachsen scheint man doch gemeint zu haben: es müsse an jener Verwandtschaft mit dem cleveschen Hofe etwas sein, und die von Jülich aus angeführten Gegengründe ließen allerdings den Einwand zu, der Herzog Johann könne gerade diesen Liebeshandel, vielleicht wegen der Verhältnisse der Mutter, ganz besonders geheim gehalten haben. Man stellte zwar noch ein neuntes Verhör an, dem der Kanzler Brück selbst beiwohnte, unterließ aber die peinliche Frage. Sie blieb bei ihrer frühern Aussage, ergänzte sie aber noch dahin: daß Zieritz ihr nach ihres Mannes Tode einen Liebestrank beigebracht habe, von dem sie krank geworden sei. Doch habe sie den Zieritz so lieb gewonnen, daß sie ihn geheirathet. Wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Königin von England habe dieser sie beredet, sich für dieselbe auszugeben. Er habe sie aber bei Bremen, in einem Walde, an einen Baum gebunden und verlassen. Kaufleute aus Münster hätten sie losgemacht, worauf sie ihm

nachgezogen sei. Sie wolle noch das Haus in Antorf zeigen, wo das Gut liege. Dem Kanzler Brück sagte sie aber, in einem von ihr erbetenen Separatgespräch, es sei kein Gut in Antorf und sie habe vor Zieritz noch einen Liebhaber gehabt.

Aus in Gotha, auf der herzoglichen Bibliothek, befindlichen Briefen ergibt sich, daß sie sich schon vorher auch an den Kurfürsten Joachim von Brandenburg, den Herzog Friedrich von Holstein und den Herzog von Liegnitz gemacht hatte, wovon aber nichts Näheres bekannt ist. Alle diese Fürsten hatten aber an sie unter der Adresse: „An Frau Anna, geborene Herzogin von Jülich und Cleve, gekrönte (?) Königin von England, Unsere liebe Frau Muhme“ geschrieben, waren also alle von ihr getäuscht worden. Dem Herzog Johann Friedrich hatte sie 480 Fl. 5 Gr. gekostet; außer was noch weiter an sie gewendet ward. Denn man behielt sie in Haft zu Tenneberg, wo sie zwar spärlich gehalten ward, indeß Sonntags Braten und Wein, auch Bücher zur Erbauung und Unterhaltung bekam, und wo sie gestorben sein mag, wenn sie nicht in den spätern Wirren entkommen ist.

Ein Johann von Froemont, der dem Rath zu Nürnberg über sie berichtet, bringt allerdings nur die, sichtlich ausgeschmückten, Aussagen eines Boten, Hans Heinrich von Erfurt, den sie früher selbst nach Nürnberg geschickt gehabt. Man sieht, daß dieser nur Volksgerüchte mittheilt. Darunter kommt jedoch noch vor: daß man endlich erforscht habe, sie wäre eines Grafen Tochter und der Königin Anna Gürtelmagd gewesen. Nach dem Tode der Königin habe sie deren Siegel und andere Kleinodien wegzubringen gewußt. Sie habe selbst mit König Heinrich VIII. gebuhlt und sei — was völlig falsch

ist — an der Scheidung Schuld gewesen. Es haben sich auch Beweise gefunden, daß sie mit andern Personen in Verbindung gestanden, die ihr die falschen Briefe und Scheine geschrieben. Ihrem Dialekte nach schien sie aus Westphalen zu stammen [1]).

Das Wahrscheinlichste ist wol, daß sie in der That eine natürliche Tochter des Herzogs Johann von Cleve, oder doch sonst aus einem Stande gewesen, der ihr gewisse Ansprüche gab, und daß sie auch in den Diensten der Königin Anna gestanden hat. Nicht unwahrscheinlich ist es auch, da sie, ohne daß es für ihre Sache etwas ausmachen konnte, immer darauf und namentlich auf die zwei Kinder zurückkommt, daß sie früher verheirathet gewesen, Witwe geworden, und durch einen schlechten Menschen, den Zieritz, zu übeln Streichen verführt worden ist. Sie mag in der That nach dem Tode der Königin deren Handsiegel und andere Sachen von Werth entwendet haben, und dann durch schlaue Betrüger, die sich, als die Sache so übel ablief, zurückgezogen, verleitet worden sein, diese Besitzthümer und ihre Aehnlichkeit mit der Königin zu ihrem Vorgeben zu benutzen. Wahrscheinlich hat sie Zieritz, nachdem er aus den Versuchen an den andern Höfen gemerkt, daß mit dieser

---

1) Vergl. Tenzel: Supplementa historiae Gothanae, p. 793—95, der eigentliche Entdecker dieser Sache. Monatliche Unterredungen, J. 1698, S. 1248. Acta eruditorum, Th. 41, S. 310. Buddäi: Kurze Nachricht von der sogen. Königin Anna in den Dresdner Gelehrten Anzeigen von 1758, St. 28. Galletti, Geschichte des Herzogthums Gotha, I., 177. Ziegler, Historisches Labyrinth der Zeit, Nr. 16, S. 36. Vulpius, Curiositäten, II., 1 ff. Thuanus hat sich, wol durch Zeitgerüchte, verleiten lassen, zu erzählen: es sei eine Courtisane aus England gekommen, die sich für eine Königin Elisabeth von England ausgegeben und Grumbach's Anhang habe Johann Friedrich verleitet, um sie zu heirathen, seine Gemahlin verstoßen zu wollen.

Sache nicht durchzukommen, verlassen, worauf sie das Spiel am Hofe Johann Friedrich's auf eigne Hand versucht hat. Was sie freilich zuletzt bezweckte, ist kaum abzusehen, da sie sich sagen mußte, daß die Lüge nicht durchzuführen sei, und jedenfalls hätte sie, nicht bloß ehrlicher, sondern, wie immer, auch klüger gehandelt, wenn sie sich bei Johann Friedrich als eine natürliche Schwester und ehemalige Dienerin seiner königlichen Tante gemeldet hätte.

XII. Der Ausgang des Hauses Cleve.

Der vorhergehende Aufsatz hat sich an Familienverhältnisse der Herzoge von Jülich, Cleve und Berg angeknüpft, und so mögen wir denn einige andere, etwas spätere Ereignisse desselben Hofes und Landes anschließen. Vorher einen Rückblick auf das Geschlecht, um das es sich handelt.

Den ältesten geschichtlich bekannten Vogt von Cleve und Nymwegen, Theodor Ursinus (um 700), leitet die Sage von einem altrömischen Geschlechte ab, das mit Cäsar an den Rhein gekommen sei. Durch die Vermählung mit der Erbtochter des Grafen Walter von Teisterband, Beatrix, erwarb er das Land zwischen der Leck, der alten Maas und der Waal. Er hinterließ eine einzige Tochter, gleichfalls Beatrix geheißen, an deren Verheirathung und den Ursprung der alten Grafen von Cleve sich bekanntlich eine der schönsten deutschen Sagen knüpft: wie sie nämlich an einem schönen Sommertage des Jahres 711, trauernd über den Tod ihres Vaters und über ihre hilflose Lage unter gewaltthätigen Nachbarn, aus der Burg zu Nymwegen in die Fluten der Waal geblickt, und wie sie da einen weißen Schwan gesehen habe, der ein Schifflein an goldener Kette gezogen. In dem Schifflein habe ein schöner Jüngling ge-

sessen, in der Hand ein vergoldetes Schwert, an der Hüfte ein schimmerndes Jagdhorn, am Finger einen kostbaren Ring, vor sich ein goldenes Schild, mit silbernem Inschild, in dem sich goldene Scepter kreuzten. Der Jüngling habe Gehör bei ihr angesucht, ihr mit Erfolg seine Dienste erboten, ihr Land mit Kraft beschirmt und ihre Hand zum Lohne davongetragen. Verboten aber habe er ihr, nach seinem Stand und Herkommen zu forschen, und nur so viel gesagt, daß er Elias Grail [1]) heiße, ritterbürtig sei und aus fernen Landen komme. Er sei vom Schicksal zu ihrem Gemahl bestimmt, und das von ihnen abstammende Geschlecht werde Glück, Sieg und Ruhm haben. Würde sie aber jemals nach seinem Herkommen fragen, oder sonst danach forschen, so würde er sie für immer verlassen müssen. Vierundzwanzig Jahre sollen sie so in glücklicher Ehe gelebt haben und drei Söhne aus ihrer Verbindung erwachsen sein. Dem Aeltesten, Dietrich, habe er sein Schild und sein goldenes Schwert gegeben, ihn zu seinem Nachfolger bestimmt und mit einer Tochter des Grafen von Hennegau vermählt. Der Zweite, Gottfried, habe sein Horn und den von Elias eroberten Gau Loon erhalten. Dem Dritten, Konrad, der den Ring bekam, habe er die Landgrafschaft Hessen [2]) zu verschaffen gewußt. Er selbst soll in den Kriegen Karl Martell's tapfer und ruhmvoll mitgestritten, und dafür mit der zur Grafschaft erhobenen Vogtei Cleve, auf die nun auch sein

---

1) Combinationslustige mögen hier an Helios und den heiligen Graal denken.

2) Freilich gab es eine solche in jenen Zeiten, und noch fünf Jahrhunderte lang gar nicht. Das nachherige Hessen war damals in viele kleine Gaue getheilt, aus denen sich später einzelne Herrschaften bildeten. Der Titel Landgrafen, kam erst nach 1247 nach Hessen, in Folge des Successionsstreites um die Landgrafschaft Thüringen.

Schildzeichen übergegangen sei,[1]) belehnt worden sein. Eines Tages aber habe es Beatrix, als echte Evastochter, doch nicht lassen können, in vertrauter Stunde ihren Ehegespons nach dem Geheimniß seiner Herkunft zu fragen, worauf er aus ihren Augen verschwunden und nie zurückgekehrt sei. Aus Gram darüber sei sie bald verschieden, und verkünde seitdem als weiße Frau[2]) in den Schlössern zu Cleve und Berlin ihren Nachkommen freudige und traurige Familienereignisse. Eine nüchternere, aber nicht besser beglaubigte Erzählung läßt ihn 734 bei Narbonne gegen die Saracenen (die Mauren vielmehr) fallen und Beatrix in demselben Jahre sterben.

Seine glückverheißende Vorhersagung in Betreff seines Stammes ging insofern in Erfüllung, als 27 Grafen aus demselben einander in ununterbrochener Reihe folgten, und, nach allem was man von ihnen weiß, ein sehr tüchtiges Geschlecht gewesen zu sein scheinen.[3]) Hier mag jedoch nur angemerkt werden, daß 827 eine Theilung stattfand, welche die Grafschaften Cleve und Teisterband trennte, und in deren Folge die letztere 1005 an das Bisthum Utrecht kam. Denn dort war der Letzte aus der Teisterbandschen Linie, Ansfried, nachdem seine Frau ins Kloster gegangen war, Bischof geworden und hatte die Grafschaft dem Bisthum einverleibt. Die Clevesche Linie bestand noch über vierthalbhundert Jahre. Der letzte Graf aus dem Mannesstamme Elias Grail's

---

1) Dem Ursinus legt man eine rothe Rose im goldenen Felde als Wappen bei. Freilich fällt das alles in die vorheraldische Zeit.

2) Die allerdings auch mit vielen anderen Sagen in Verbindung gebracht wird.

3) Vergl.: Char, Geschichte des Herzogthums Cleve. Cleve und Leipzig, 1845.

war seinen Vorfahren an Edelsinn, nicht aber an Glücke gleich. Es war dies Graf Johann II., der, als er sich noch allein von allen männlichen Sprossen des Geschlechts übrig sah, den ursprünglich ergriffenen geistlichen Stand aufgegeben und sich vermählt hatte, aber, nach manchen Fährlichkeiten durch Pest und Kriege, am 19. Nov. 1368 kinderlos starb.

Die Grafschaft ging auf die Kinder des Grafen Adolf von der Mark und der Margarethe von Cleve, einer Nichte des letzten Grafen, über, und unter ihnen auch wieder auf einen geistlichen Herrn, Adolf, der bereits Erzbischof von Köln und Bischof von Münster war, jetzt aber seine geistlichen Würden niederlegte, sich mit der Gräfin Margarethe von Berg vermählte und im Besitz der Grafschaft Cleve behauptete. Von ihm stammten nun die Grafen, seit 1416 Herzoge [1]) von Cleve ab, die bis zum Jahre 1609 bestanden. Dieselben hatten ihre Besitzungen wesentlich erweitert. Sie hatten 1398 die Grafschaft Mark ererbt. Sie hatten, durch glückliche Heirath, die Herzogthümer Jülich und Berg [2]) mit dem ihren vereinigt. Ihre Macht und Blüte schien kurz vor ihrem Erlöschen am höchsten, und doch sollten die letzten Zeiten vorher Verfall und Verwirrung aller Art bezeichnen.

Jener Herzog Wilhelm, dessen im vorhergehenden Aufsatze gedacht worden, und der von 1579—1592 die herzogliche Würde von Jülich, Cleve und Berg bekleidete,

---

1) Am 28. April 1416 wurde Graf Adolf II. von Cleve zu Kostnitz zum Herzog erhoben.

2) Die Grafschaft Berg war schon 1348 mit der Erbtochter Margarethe an das Haus Jülich gekommen und 1423 ganz mit diesem vereinigt worden. Die Grafen von Jülich wurden 1336 Markgrafen, 1357 Herzoge, erloschen aber im Mannsstamme 1511.

war ein edler, kräftiger und geistvoller Mann. Die erste Zeit seiner Regierung war durch Unfälle begleitet, sofern er das vertragsweise von dem Herzog Karl von Geldern und den geldernschen Ständen zugesprochene Herzogthum Geldern, sammt der Grafschaft Zütphen, trotz des Sieges von Sittard (24. März 1545), gegen die Uebermacht Kaiser Karl's V. nicht zu behaupten vermochte, vielmehr im Lager von Venloo knieend einen Frieden erbitten mußte, in dem er auf Geldern und Zütphen verzichtete (7. Sept. 1545). Obwol ihn dieser Friede reute, sodaß er die Rathgeber desselben enthaupten ließ, näherte er sich doch nunmehr der kaiserlichen Seite, während er bis dahin sich auf Frankreich gestützt und selbst mit Johanna von Navarra verlobt hatte. Dieses Verlöbniß wurde von französischer Seite selbst gekündigt und vom Papste aufgelöst, worauf Herzog Wilhelm sich mit der Nichte des Kaisers, der Erzherzogin Maria, vermählte (26. Juli 1546). Er schickte seine Truppen dem Kaiser gegen die Schmalkaldischen zu Hilfe, obgleich der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen sein Schwager war. Dagegen trat er schon auf dem Reichstage zu Augsburg vermittelnd auf, und von hoher Bedeutung war seine Vermittelung für das Zustandekommen des passauer Vertrages. Im Uebrigen war seine Regierung friedlich, wohlwollend, gerecht. Selbst durch ungewöhnliche wissenschaftliche Bildung ausgezeichnet, war er eifrig bemüht, dieselbe auch unter seinem Volke zu verbreiten, stiftete neue Schulen und vermehrte die Dotationen der bestehenden. Er faßte den Gedanken, eine Universität zu Duisburg zu gründen, und erwirkte die päpstliche und kaiserliche Zustimmung. Doch verhinderten damals die Zeitereignisse die Ausführung.

Die letzten 30 Jahre seiner Regierung waren trübe

und waren es hauptsächlich, weil sein eigenes Walten und Eingreifen gelähmt ward. Schon 1564 überfielen ihn krankhafte Zustände, die nicht bloß den Körper, sondern auch den Geist afficirten. Als er sich davon erholt hatte, erklärte er seinen Erbprinzen Karl Friedrich (15. Febr. 1565) zum Nachfolger. 1566 kam ihm auf dem Reichstage zu Augsburg ein neuer Anfall, und von da an wechselte sein Zustand 25 Jahre lang zwischen einer in förmliche Tobsucht ausartenden Geisteszerrüttung und ebenso langen Zeiträumen völliger Geistesklarheit, in denen er thätig und vorsorgend in die Regierung des Landes eingriff. Endlich ward er an einer Seite des Körpers gänzlich gelähmt, was ein Stumpfwerden des Geistes zur Folge hatte, welches bis zu seinem Tode währte. Nun war aber der von ihm bezeichnete Nachfolger schon lange vor ihm hinübergegangen und sein zweiter Sohn schwach an Körper und Geist.

Es waren nämlich dem Herzog Wilhelm aus seiner Ehe mit Maria von Oesterreich folgende Kinder geboren worden: 1) Maria Eleonore, geb. 26. Juni 1550, vermählt 14. Oct. 1573 mit Albert Friedrich von Brandenburg, Herzog zu Preußen. Zu spät erfuhr der Vater und die Braut, daß der Verlobte geisteskrank sei. Der Vater wollte die Heirath rückgängig machen, aber die Braut blieb fest, erklärte sich vielmehr jetzt doppelt verpflichtet, und erfüllte ihre Pflichten mit seltener Treue und Hingebung, bis an ihren Tod (1608). 2) Anna, geb. 1. März 1552, vermählt 27. Sept. 1574 mit Pfalzgraf Philipp Ludwig, † 1632. 3) Magdalena, geb. 2. Sept. 1553, vermählt 4. Oct. 1579 mit Pfalzgraf Johann. 4) Karl Friedrich, geb. 24. April 1555. Schön, kräftig, talentvoll und edelsinnig, ließ er den trefflichsten Nachfolger seines trefflichen Vaters erwarten. Italien

aber wurde sein Grab. Er ging, nach damaliger Fürstensitte, im Oct. 1571 mit seinem Hofmeister Stephan Pighius und einem kleinen Gefolge auf größere Reisen. In Wien wurde er von den Erzherzogen Rudolf und Ernst festlich empfangen. Von da reiste er durch Kärnthen, Tyrol und Steiermark nach Venedig, wo er von Dogen und Senat mit Ehrenbezeigungen überhäuft ward. Ebenso in Rom, wo er sich längere Zeit aufhielt. Im Januar 1575 ging er nach Neapel und kehrte schon im Februar nach Rom zurück. Hier aber befiel ihn ein hitziges Fieber, dem er nach wenigen Tagen erlag. 5) Elisabeth, geb. 29. Juli 1556, † 19. April 1561. 6) Sibylla, geb. 26. Aug. 1557, vermählt 1. Mai 1601 mit Erzherzog Karl von Oesterreich, Markgraf von Burgau, † 1625. 7) Johann Wilhelm, geb. 28. Mai 1562.

Der Letztere wurde zum geistlichen Stande bestimmt, war schon als Kind Probst zu Xanten und Domherr zu Köln, schon als 10jähriger Knabe (1572) Bisthumsverweser zu Münster. Als aber sein Bruder gestorben und er der einzige männliche Sprosse des Hauses war, wurde er seiner geistlichen Würden entbunden und zum künftigen Regenten des Landes bestimmt. Als er sein 22. Jahr erreicht hatte, dachte man an seine Vermählung und sah sich nach einer Prinzessin um, deren körperliche Eigenschaften gesunde Nachkommenschaft versprächen und deren Geist ersetzen könne, was dem Gemahl gebreche. Man soll erst an eine lothringische Prinzessin gedacht haben, aber durch den Kurfürsten von Köln, Ernst von Baiern, an den münchener Hof gelenkt worden sein. Damals lebten am Hofe des Herzogs Albrecht von Baiern [1]) die Kinder seiner Schwester Mechtild und des

1) Albrecht IV., genannt der Weise, geb. 1447, succed. in München und Straubing 1460, † 1508.

früh verstorbenen Markgrafen Philibert von Baden-Baden:[1]) Philipp[2]) und Jakobea, welchen Namen die Letztere nach ihrer mütterlichen Großmutter Maria Jakobea von Baiern führte. Sie war das ältere Kind, 1558 geboren, und besaß eine seltene, strahlende Schönheit, reichen Geist und ein heiteres, anmuthvolles Wesen. Bereits soll sie mit dem Grafen Hans Philipp von Manderscheid-Blankenheim und Geroltstein verlobt gewesen sein, als die Gesandten von Cleve (1585) am baierischen Hofe erschienen und für ihren Erbprinzen um die Hand Jakobea's warben. Schon war es ein schweres Opfer, was sie dem Glanze des Hauses und den Berechnungen der Staatsklugheit in ihrer Jugendliebe brachte, und mit verdoppelter Schwere fiel es auf ihre Brust, als sie den Schwächling sah, an dessen Seite sie ihr Leben vertrauern sollte.

Die Vermählung wurde am 16. Juli mit einer Pracht vollzogen, die mit dem stillen, in sich gekehrten Sinnen der Braut, mit dem gedankenlos stierenden Auge des Bräutigams grell contrastirte. Doch nicht von diesem so sehr kamen die Bedrängnisse Jakobea's, als von Menschen, die reicher begabt waren — zum Bösen. Sie fand vor allen Eine Feindin am Hofe: ihre Schwägerin Sibylle, ihr nachstehend an Schönheit, Bildung und Grazie; sie beneidend um ihren Rang und Einfluß, beneidend selbst um den Schatten eines Gemahls, da sie selbst bereits den dreißiger Jahren nahte und noch unvermählt

---

1) Geb. 1535, succ. 1536, wurde am Hofe Wilhelm's von Baiern erzogen, 1555 mündig, kämpfte in Ungarn und gegen die Hugenotten. Sieger bei Montcontour 1569, wo er aber verwundet ward und †.

2) Geb. 1559, succ. 1569, 1571 für volljährig erklärt; als Regent thätig und strebsam, aber prachtliebend und bigott katholisch, † 1588 unvermählt.

war. [1]) Diese Feindin belauerte, mit aller Arglist eines bösen, neidischen Weibes, jeden Schritt der Prinzessin, deren jugendlich leichter Sinn weder Argwohn noch Vorsicht kannte, und wo sie irgend etwas entdeckte, worauf sich ein Zweifel werfen ließ, da ergriff sie es eifrigst und benutzte es zu grellster Verdächtigung. In der That hatte Jakobea, in den verworrenen und rathlosen Zuständen des dortigen Hofes, unter der Mitwirkung einiger Räthe, nach dem Tode ihres Schwiegervaters die Regierung an sich gezogen, ohne die Stände befragt, ohne sonst die Formen beobachtet zu haben. Diese Regierung selbst, von einem jungen, des Landes und der Geschäfte unkundigen Weibe und einigen nur auf ihre Gunst gestellten Räthen geführt, mochte manchmal der gesetzlichen Formen nicht mit aller Strenge achten. Prachtliebe und daraus erwachsende Verschwendung blieben ihr nicht fremd. Bei einem lebhaften Charakter und raschem Wesen setzte sie sich wol öfters über die Schranken der strengen Etikette, zuweilen wol auch über die des wahren Anstandes hinweg. Den Herzogen, ihrem Schwiegervater und Gemahl soll sie nicht immer die schuldige Theilnahme bewiesen haben, wurde dessen wenigstens beschuldigt, und scheint jedenfalls in jenem Verhältnisse nicht den pflichtgetreuen und gewissenhaften Sinn bewährt haben, für den sie an ihrer Schwägerin Maria Eleonore ein so strahlendes Muster hatte. Auch von kirchlicher Seite aus wurde sie angefeindet. Sie war in frühester Jugend in der protestantischen Confession, der ihr Vater angehörte, unterrichtet worden.

---

1) Sie war mit Jakobea's Bruder, Markgraf Philipp, verlobt gewesen. Sein früher Tod verhinderte, zu Jakobea's Unglück, die Vollziehung dieser Ehe. Oder hatte er sie verschmäht? Dann wäre ihr Groll doppelt erklärbar.

In Baiern wurde sie genöthigt, sich zur katholischen Kirche zu bekennen, der sie aber keineswegeges so aufrichtig anhing, wie ihr Bruder und wie ihre Schwägerin Sibylle. Die strengen Katholiken im Lande hielten es mit dieser; mit Jakobea dagegen, wer sich mehr oder weniger zu den protestantischen Richtungen neigte. Die Protestanten aber, deren Führer der Herr zu Breidenbendt, Pallandt, und der Graf zu Falkenstein-Broich, Wyrich von Dhun [1]), waren, hatten nicht die Oberhand im Lande, und ließen sich, im Moment der Entscheidung, die Katholischen in Besetzung des Schlosses zu Düsseldorf zuvorkommen. Die erbittertsten Gegner Jakobea's waren der bergische Hofmarschall und jülichsche Amtmann Wilhelm von Waldenfels, genannt Schenkern (Schinker) und der Kanzler Nikolaus von Broel (Broill). Nachdem man nun durch zahlreiche, unabläßig und immer giftiger ausgestreute Gerüchte die Volksmeinung mehr und mehr gegen die Herzogin eingenommen, trat ihre Schwägerin, auf dem 1595 zu Grevenbroich eröffneten Landtage, öffentlich klagend gegen sie auf, was denn die Folge hatte, daß die Stände ihr den Antheil an der Regierung und die Pflege ihres Gemahls entzogen und endlich dem Kaiser Rudolf II. die erhobenen Anklagen mit Bitte um Untersuchung und Abhilfe vorlegten.

Die Beschuldigungen, welche die Prinzessin Sibylle gegen ihre Schwägerin erhob, und welche in ihrer speciellen Ausführung gar Manches enthalten, worüber sich zu verbreiten ihr allerdings, in ihrem „wohlgelebten fürstlichen Jungfernstande" sehr schwer angekommen

---

1) Er wurde 1598 von den Spaniern ermordet. Einer seiner Söhne hatte gleiches Schicksal. Sein Enkel war Wilhelm Wirich, von welchem oben S. 256 ff.

sein muß,[1]) waren nun allerdings zum größten Theile eben bloße Beschuldigungen, die den Stempel der Unwahrheit oder Entstellung an der Stirn trugen, und zeigten durch und durch das Gepräge der entschiedenen, ursprünglichen Feindschaft gegen die Beklagte. Die Herzogin sollte — wofür kein Schatten eines Zeugnisses beigebracht wird — schon vor ihrer Vermählung mit ihrem eigenen Bruder „mit allerhand Leichtfertigkeit, welche folgends an den Tag kommen, umgegangen" sein. Mit dem Grafen Manderscheid habe sie, auch vor der Vermählung, „sonderliche Kenntniß, Freundschaft und Conversation wider fürstlichen Brauch gehalten." Hier wird Näheres angeführt. Sie habe ihm „allerhand argwöhnische Brief zugeschrieben," dieselben zum Theil mit Blut unterzeichnet, Eheversprechungen mit ihm auszuwechseln „sich unterstanden", ihn brieflich geschworen, „bis in den Tod mit treuem Herzen bei ihm zu halten," sei mit ihm wiederholt zusammengekommen, habe ihm Geschenke gemacht, habe auf gegenseitige Freundschaft das hochwürdige Sacrament genommen. Alles Dinge, die wol wahr sein konnten, aber nichts bewiesen, als was alle Welt wußte: daß die Herzogin vor ihrer Vermählung den Grafen Manderscheid, welcher gar keine unwürdige Partie für eine damalige Prinzessin von Baden war, geliebt hatte. Was das weitere Anführen bedeuten soll, daß jener Graf, als er darauf auf Andringen seiner Eltern nach Frankreich geschickt worden, in eine „überaus schwere Blödigkeit" verfallen sei, würde

1) Sie fühlte das selbst, aber — die Wahrheit über alles. Sie mußte der Sache auf die Spur kommen, und wenn sie sich „ein heimlich Ort" machen lassen mußte, dadurch man auf und an das Bett der Herzogin sehen konnte.

man nicht wissen, wenn sich nicht weiter ergäbe, daß die Klägerin gern den Verdacht erweckte, ihr Bruder der Herzog sei erst nach seiner Verheirathung mit Jakobea blödsinnig geworden. Jakobea soll ferner ihren Schwiegervater unehrerbietig behandelt haben. Sie habe ihn oftmals bei dem Kirchengange, bei winterlicher Zeit, mit entblößtem Haupte in der Kapelle vorsätzlich warten lassen. Ein Beweis ist nicht angeführt, und konnte wol für das „vorsätzlich“ keiner geführt werden. Sie habe ihn „heimlich“ verspottet, was denn, wenn es „heimlich“ geschehen, schwer zu beweisen sein müßte, und den Schalksnarren Martin auf ihn gehetzt. Mit Letzterem habe sie sich oftmals eingeschlossen, wobei er „die Oberhosen ausziehen müssen und sie sich angelassen, als wenn sie denselben gestrichen.“ Sie habe ihn „geliebkoset, zärtlich gekleidet, ausgeputzet, auch wochentlich beinahe zweimal ins Bad bringen und reinigen lassen.“ (Das Letztere war jedenfalls kein Verbrechen, und im Uebrigen ist es bekannt, daß die Damen jener Zeit mit den Unglücklichen, die als geistige oder körperliche Curiositäten an den Höfen gehalten wurden, mancherlei Kurzweil zu treiben und sie, wie etwa die Sklavenbesitzer Amerikas ihre Sklaven, als Sachen, oder als eine Art Haus- und Schooßthiere zu behandeln pflegten. [1]) Nun kommen die Vergehen gegen ihren Gemahl. Sie habe die Prinzessin Sibylle nicht zu ihm gelassen, was wol erst geschehen, nachdem die Feindschaft zwischen beiden Damen so offen ausgebrochen, daß sie sich gegenseitig das Zimmer verboten [2]). Sie habe ihn durch Tanzen, Springen, Banketiren, Masque-

1) So tragen bekanntlich die südamerikanischen Damen kein Bedenken, in Gegenwart schwarzer Sklaven ihr Hemd zu wechseln.

2) Das ist erst im Januar 1595 geschehen, also kurz vor dem am 23. Jan. 1595 eröffneten Landtage. Bis dahin bestand Schein-

raden und andere unziemliche Kurzweil oftmals zu „Unruhe, Wehr und Waffen gereizt.“ So habe sie einmal ihrem Lakaien ihre Kleider angezogen und ihn als Mummenschanz zum Herzog geschickt, der ihn für die Herzogin gehalten und mit ihm freundlich getanzt, dann aber, als er ihn erkannt, mit einem Feuerbrand „geschmissen“ habe. Ein ander Mal habe sie vier Edelleuten die Kleider ihres Gemahls anlegen und „öffentlichen auf die Hofstube mit einer mummenschanz vor sich kommen lassen.“ (Sehr gewöhnliche Späße in Carnevalszeiten.) Nun kommen schwerere Anklagen, die aber sehr in die Kategorie der den Lesern des III. Theiles dieser Geheimen Geschichten aus der Geschichte der Gräfin von Rochlitz bekannten Dinge gehören. Sie habe dem Herzog „in der Kammer vor und nach allerhand gekocht und zugebracht;“ wie denn in specie wahr, daß sie ihm vor ungefähr drei Jahren „ihr eigen Blut, Kreisem und andere Dingen,“ welche ihr eine Klosterjungfer Elisabeth von einem Dr. Berlin gebracht, eingegeben. Auch sei dem Herzog ins „Wambaß“ ein Brieflein mit allerhand seltsamen Charakteren eingenähet worden, und „wenn seine Liebden solch Wambaß angehabt, habe sie großen erbärmlichen Angst und Jammer erlitten, auch selbst gesagt, der Teuffel ist in dem Wambaß.“ Daß die Herzogin das „Brieflein“ in das Wambaß genähet, wird nicht behauptet, und ebensowenig etwas Specielles angeführt, was dem

---

freundschaft. In einer in katholischem und der Herzogin unbedingt feindseligem Sinne geschriebenen Erzählung dieser Vorgänge wird die Sache so dargestellt, als sei erst damals „Zwiespalt zwischen beiden Fürstinnen fürgefallen.“ Jene Erzählung führt die ganze Verwickelung auf einen Streit zwischen Pallandt und Schenkern zurück, wobei die Herzogin für Ersteren Partei genommen. Vergl.: „Originaldenkwürdigkeiten von einem Zeitgenossen am Hofe Johann Wilhelm's III.“ (Düsseldorf, 1834), S. 1 ff.

Herzog das ihm früher Eingegebene geschadet. Möglich, daß Jakobea allerlei abergläubischen Unsinn mit ihm getrieben, aber ebenso möglich, daß sie es in der Hoffnung gethan, es werde zu seiner Heilung gereichen. Man hat später eine viel drastischere Cur mit ihm versucht, worüber weiterhin. Die ganz allgemein hingestellte Behauptung, daß der Herzog erst „dieser und anderer Ursachen halber" in seine „schwere Blödigkeit der Sinne" verfallen, entbehrt jeder Begründung. Weiter verbreiten sich die Klagpunkte darüber, daß die Herzogin sich durch die traurige Lage ihres Gemahls nicht habe abhalten lassen, ihr üppiges Leben fortzuführen, sondern „freier und unverzagter als vorhin mit unzüchtigem Tanzen, Mommen, Fressen, Saufen und ander Ungebühr fortgefahren," im Lande umhergezogen, Geld verschwendet, ihre Diener reich beschenkt, ihrem Gemahl aber es habe an der Nothdurft mangeln lassen, sodaß seinen Edelknaben „die Hemder durch die Hosen gehenkt," ihm auch verderbter Wein gereicht worden, „welcher zweimal wegen Unreinigkeit durch ein Tuch gesiebet." Wieviel daran wahr, und welche Schuld die Herzogin an der angeblichen Vernachlässigung getragen, konnte nur eine unparteiische und gründliche Untersuchung ausweisen. Die Stände scheinen ihr auch vorgeworfen zu haben, daß sie ihren Gemahl zu oft mit ehelichen Pflichten behelligt. Denn sie erklärt:[1]) sie gehe nicht so oft bei fr. L., sondern nur „uff die dritte oder vierte Nacht, und wann J. F. Gn. sonst von Ihrer F. Gn. erfodert würden." Sie habe ihn einmal 9—10 Wochen nicht gesehen, und er sei da nur viel unruhiger geworden. Der Arzt dagegen beklagt sie wegen „gänzlichen Mangels ehelicher Beiwohnung" (s. unten). Am Spe-

1) A. a. O. S. 110.

ciellsten ausgeführt ist der Vorwurf des Ehebruchs mit Junker Dietrich von Hall zu Uphofen. Diesen habe sie oftmals auf ihr Zimmer kommen lassen. Der Lakai Karl habe ihn im Sommer 1593 sieben Mal heimlich bei ihr eingeführt. Sie habe dann Thüren und Fenster verschließen und die Thüren bewachen lassen. Am 17. August 1593 sei es von einem „heimlichen Ort" aus, so die Prinzessin zurichten lassen, beobachtet worden, wie Hall sich in der Herzogin Kammer „bis aufs Hemd entblößet, die Schuh für dem Bett ausgethan, aufs Bett gestiegen, die Gardinen vorgezogen, und beinahe bis zu 4 Uhren von 2 Uhren (Nachmittags) an darauf bei der Markgräfin verblieben, wie dann das Schuttern und Wiegen am Bett genugsam verspürt worden." Als sie aufgestanden, habe die Herzogin ihren weißen Unterrock über das Haupt angezogen, sich in der Kammer angekleidet, die Herzogin das Bett zugeschüttelt, und sich „mit einem Ventel das Angesicht verkühlet." Die Prinzessin hatte selbst das Hemd und die Laken von jenem Tage an sich zu bringen gewußt, und führte sie als Beweismittel an. [1]) Als ihm durch die Räthe der Hof verboten, sei sie mit ihm im Lande umhergereist. Sie habe ihm kostbare Geschenke gemacht, ihre Diener in seine Farben kleiden lassen, einen Ring von ihm angenommen, ihm noch nach Italien nachgeschickt. Seiner Mutter habe sie u. A. einen Ring für ihn gesendet, den er — einmal seiner Braut geben sollte. [2])

---

1) In Zusatzartikeln bringt die Prinzessin noch andere Dinge, angeblich Aeußerungen Hall's über die Gründe, warum die Herzogin so an ihm hänge, vor, die sich gar nicht wiedergeben lassen.

2) Dietrich von Hall wurde 1599 aus dem limburger Lande, wo ihn jülichsche Soldaten gefangen, nach Jülich gebracht (4. Jan.) und dort bis in den Sommer 1601 in Haft gehalten, worauf man ihn wieder freiließ.

Es ist leicht zu erkennen, was in all diesen Anklagen, auch ohne speciellen Nachweis, als nicht ganz unbegründet angenommen werden kann, und in ihrer eigenthümlichen Lage, die sie, wider Willen und Neigung, an einen Gemahl gekettet hatte, den sie nicht lieben konnte, und die ihr keinen weisen und redlichen Rathgeber zur Seite stellte, wenigstens Entschuldigung finden mag. Für das Schwerere sind in der oberflächlich und parteiisch geführten Untersuchung keine Beweise beigebracht worden, als von den Dienern der Herzogin durch die Folter erpreßte Aussagen, Geständnisse keine. Sehr gemildert wird das Urtheil über die Herzogin durch das unbefangene Zeugniß eines Ehrenmannes, des Dr. Reiner Solenander, des herzoglichen Leibarztes, welchem der Kanzler und einige Räthe schon vor dem 6. Jan. 1595 zumutheten, die Herzogin zu vergiften, der aber den Antrag mit Abscheu zurückwies. Dieser sagt ausdrücklich in seinem Schreiben an einen Feind der Herzogin, den Hofmarschall Schenkern: er wisse nicht anders, „als daß die Herzogin, ehe von dem bösen Wesen zwischen ihr und Dietrich Hallen die Rede gegangen, sich sehr vernünftig und rühmlich gehalten, ob Sie gleich schlechte Freude und Trost in ihrem Ehestande gehabt, und man ihr bisweilen mit einlaufender Confusion allerhand Verdruß gethan. Sie ist, wie wir wissen, eine Fürstin von gar gesunder Complexion, der es gewiß kein geringes Leiden gewesen, also einsam und betrübt die weiblichen Blödigkeiten zu überwinden, welches oft an andern vornehmen Höfen auch wol von denen nicht geschehen, welche ihre gesunde Ehegemahl und solchen gänzlichen Mangel ehelicher Beiwohnung nicht gehabt.“ Er könne „im Vertrauen und der Wahrheit zum Besten wohl versichern, daß die Herzogin, wie von andern Ehr und Tugend liebenden Weibern

hiebevor auch wol beschehen, seines Raths begehrt, und solche Sachen gebrauchet, welche diejenigen, so sich unziemlicher Lüste befleißigen, nicht hätten fodern, viel weniger einnehmen würden. All ihr Thun und Wesen," sagt er, „ist mir viel anders vorgekommen, ich hab aus ihren Reden und Werken nicht übel urtheilen können; was von der Materie im Laken bei den Acten soll gebracht sein, ist ein thörichtes Weibergeschwätz. — — Mir ist der Herzogin Natur bekannt, und weiß, daß bei solcher Beschaffenheit bloß daraus nichts unglimpfliches zu muthmaßen," worüber er sich dann weiter verbreitet. „Sollte aber," sagt er weiter, „die Herzogin, welches ich doch in Wahrheit nicht wohl glauben kann, sich dergestalt versündigt haben, so wird sie dahero in ihrem Gewissen Strafe und Qual genug zu empfinden, und solches Gott dem Herzenskündiger mit bittern Schmerzen und ängstigem Herzen abzubitten, und ihr Lebtage daran zu nagen haben, bevorab da sie ihr bald ein Ding zu Herzen zu nehmen und sehr übel darob zu thun pflegt." Man möge ihr durch verordnete Geistliche das Gewissen wohl regen und schärfen lassen. „Solche spirituales torturae et poena evangelica ist diensamer, einen Menschen zu bekehren, und was gutes aus ihm zu machen, als wenn man noch so hart verfährt, und es auf Leib und Leben angehen läßt." Es finde sich ja weder effectus noch inditio stirpis spuriae. Auch sei die Herzogin zu dieser Heirath mit Verschweigung des Herzogs Blödigkeit und Simplicität fast wider ihren Willen beredet worden, folglich mitius zu behandeln. Die Herzogin Sibylle könne „den Sachen nicht so nachdenken," sondern folge dem, was ihr Andere vorsagten, sei auch schon eine geraume Zeit her auf die Herzogin Jakobea übel zu sprechen gewesen, „und des Hu-

mores, daß sie gemeiniglich nicht leicht etwas vergessen könne." Der Hofmarschall möge nicht so viel auf den Kanzler hören. Schließlich sagt der ehrliche Mann: „Ich gewiß wollte lieber meines Amtes, ja Lebens verlustig werden, als dazu behilflich sein, und meiner bisher von Gott reichlich gesegneten Kunst solchen gräulichen Schandfleck anhängen, und aus einem Hof-Apotheker einen Abdecker und Büttel machen helfen. Es haben die Teutschen bisher solche schändliche Künste vor ein großes Bubenstück erachtet. Gott verhüte, daß dergleichen welsche Practiquen ja nicht bei uns eingeführt und wir dadurch bei der Christenheit auch infam gemacht werden. — — Data est medicina ab ipso Deo mortalibus in salutem, non ad internecionem. Die heimliche westfälische Executionen sind nunmehr Gottlob verboten, und laufen auch den heidnischen Rechten selbst zuwider. Der Herr Marschall möge doch zum Besten reden."

Dieser gute Rath fand freilich bei dem Marschall keine gute Stelle, und sein Antwortschreiben ist sehr charakteristisch. Er schrieb: „Herr Doctor. Ich habe euren Brief heute empfangen, und mich gewiß solcher spitzigen Antwort nicht versehen. Ihr seid Eurem Vaterlande und Erbfürsten, welche so höchlich beschimpfet, zu einem mehreren (!) verbunden, und seid nicht andern das Recht, weil ihr ja dasselbe nicht gründlich studiret, zu lehren geschickt genug, sondern sollet bei Eurer Arzney verbleiben, und nicht, wie in eurem Schreiben gethan, einen Advocaten oder der Herzogin Vorsprecher abgeben. Wenn ich euer Schreiben dem Collegio der Herren Räthe gezeiget, würdet ihr in große Ungelegenheit gerathen sein; weil ich euch aber von vielen Jahren her gekannt, und aufrichtig befunden, so hab ich euch hierunter ver-

schonet, vermahne euch aber ernstlich, ihr wollet hiervon keine Rede auskommen, noch euch der sachen im geringsten merken lassen, sondern, so lieb euch das Leben selbst ist, alles in höchster Verschwiegenheit halten, denn von niemanden als euch nur kann hievon etwas auskommen, und man würde euch gewaltig nachtrachten, wo ihr euch im geringsten verlauten, oder etwas propaliren würdet. Erinnert euch selbsten hierbei, daß man der Fürsten Heimlichkeiten verschweigen soll; ihr sollt weiter in dieser Sache nicht angesprochen werden, wenn ihr nur schweigen könnt, und euch selbsten kein Unglück auf den Hals ziehet. Es wird diese Sache von hochgelahrten und verständigen Leuten geführt, die auch wohl wissen und reichlich erwegen, was nützlich (!) und gut (?) ist. Nehmet eure Reden wohl in Acht, und glaubet frey, daß dieses eine Sache sei, daran viel hängt und wovon nicht ein jeder urtheilen kann, lebet wohl, und zerreißt das Schreiben angesichts; ich habe mehrer Sicherheit halber meinen Jungen mitreiten lassen, der euch mein Schreiben selbst einhändigen soll. Düsseldorf, den 10. Jan. 1595. Ew. beflissener Freundt Wilhelm zu Waldenfelß, genannt Schinker. P. S. Es ist schon befohlen, euch zwei rückständige Quartale eurer Besoldung folgen zu lassen, und habt euch nur bei dem Rentmeister anzugeben." Der ehrliche Doctor nahm eiligst Abschrift von diesem Schreiben, zerschnitt es dann und gab es dem Diener wohlversiegelt zurück. [1])

Aus dem Mitgetheilten erhellt der Charakter der Feinde der Herzogin. Wer sich vor einem Giftmorde nicht scheute, dem konnte es auf eine Verleumdung, auf eine

1) Historisches Portefeuille, Febr. 1782.

ungerechte Anklage nicht ankommen. Zugleich spricht es dafür, daß man sich von vorn herein nicht getraute, sie solcher Handlungen zu überführen, die eine rechtliche Verurtheilung und Hinrichtung gerechtfertigt hätten, wohl aber sich ihrer um jeden Preis zu entledigen wünschte. Von solcher Art waren die Vergehungen der Fürstin nicht, daß man annehmen könnte, die Räthe hätten sich in ihrem Gewissen gedrungen gefühlt, sie der Gerechtigkeit halber am Leben zu strafen, und den Weg der heimlichen Vergiftung bloß aus Rücksicht gewählt. Hat man doch ihren vermeintlichen Buhlen, den Dietrich von Hall, nicht am Leben gestraft. Hielt man sie auch für schuldig, nun so war die Ehe zu trennen und die Herzogin in ein Kloster zu schicken. Das war nach damaligen Begriffen der geeignete Weg. So aber wollte man ihr ans Leben.

Die kaiserliche Commission, bestehend aus dem Reichshofrath Hans von Hoimb und dem kaiserlichen Appellationsrath Daniel Printz von Buchart, statt dessen, als er im August zum Vicekanzler in Böhmen befördert ward, der frühere Vicekanzler Hardenrat eintrat, langte am 27. April in Düsseldorf an. Es wurden mehr als 50 Zeugen, zum Theil peinlich verhört und, in Folge ihrer Aussagen, die Herzogin, der die Commissarien sogleich nach ihrer Ankunft den Verkehr mit ihrem Gemahl, sowie allen Antheil am Regimente untersagten, dagegen die darauf begehrte Heimkehr zu den Ihrigen abschlugen, in Haft genommen (1. August). Ueber die Commissarien beschwerten sich übrigens beide Theile, und namentlich den Gegnern der Herzogin verfuhren sie viel zu umständlich. Sie selbst mochten erkennen, daß es sich hier nicht um ein rechtliches Verfahren, sondern um den Kampf

von Parteien handele. Aber statt das zu ändern, zogen sie Ende October vor ausgetragener Sache wieder ab.

Die Herzogin aber, wie allein sie auch stand, trat ihren Richtern und Feinden unerschrocken entgegen. Sie perhorrescirte die Commission, die von Anfang an Partei gegen sie genommen — die Gegner sagten das Gegentheil[1]) — protestirte gegen das ganze Verfahren und appellirte an die unmittelbare Entscheidung des Kaisers. Mehr und mehr erhoben sich auch Stimmen und Meinungen, die ihr günstig waren. Auch ihre Verwandten fingen sich an zu regen. Da fand man sie am Morgen des 3. Sept. 1597, nachdem die Acten fast zwei Jahre geruht hatten,[2]) todt in ihrem Bette. Sie war „noch den Abend frisch und gesund gewesen, über Nacht Ihr ein Kathar abgefallen, darob sie folgenden Tages verstorben." Ihr Hals soll die deutlichen Spuren eines gewaltsamen Todes getragen haben. Man hat auch von heimlicher Enthauptung gesprochen. Am 10. Sept. wurde sie zu Düsseldorf in der Kreuzbrüderkirche begraben. Es waren dazu „etliche aus der Bergischen Ritterschaft verschrieben, aber dieselben blieben aus; den Vorrau hat getragen der Markgräfinne gewesener Vorschneider, folgends der Kanzler Broell — der schlimmste Feind der Verstorbenen — und die sämmtlichen Kanzlei-Verwandten, und ist sonst dabei geringe Pracht oder Stat gewesen."

Schon vorher hatte man allerhand Versuche mit einer Cur des Herzogs gemacht. Die Prinzessin Sibylle hatte erfahren, die „Jungfer zu Ertzelbach, Margarethe

---

1) Original-Denkwürdigkeiten ꝛc. S. 50.

2) Prinzessin Sibylle soll wiederholt beim Kaiser um eine Sentenz angehalten, aber nichts erlangt haben, als daß man die Herzogin auf dem Schloß zu Düsseldorf verwahrlich verhalten möge. A. a. O. S. 89.

von Ahr, hätte gar sichere und gewisse Mitteln, einem Menschen, so mit Schwermuth und Melancholie beladen, zu helfen;" sie wurde berufen, ihre Kräuter, deren Bereitungsart sie Niemand offenbaren wollte, ärztlich untersucht, und dem Herzog der von ihr bereitete Trank gegeben (Juni 1596). Dann kam wieder ein „sonderlicher Meister aus Holland," dem man 10,000 Thlr. und einen stattlichen Jahresgehalt versprach, und der dem Herzog einen Trank gab, welchen erst der Arzt selbst, dann dessen Diener, dann die drei Leibärzte, Kanzler und Räthe und die Prinzessin Sibylle kosteten, und nach dessen Genuß der Herzog drei Tage und Nächte nicht ruhen, sondern beständig im Zimmer auf- und abgehen sollte. Der Zustand des Herzogs war von jeher abwechselnd, und wenn es nach solcher Cur ein Mal besser ging, so schrieb man es der Cur zu; aber bald kamen wieder die Rückfälle.[1])

Nach dem Tode der Herzogin nährte man aber um so eifriger den Glauben, daß es sich mit dem Zustande des Herzogs gebessert habe, je mehr man ihn anderweit zu vermählen wünschte.

In der That wurde der Herzog am 20. Juni 1599 mit der Prinzessin Antoinette von Lothringen anderweit vermählt. Eine Ehe, die zwar gleichfalls das Aussterben des Hauses nicht hindern konnte, aber doch ruhiger verlief, da die neue Herzogin weder Neid, noch Eifersucht, noch Glaubensfeindschaft erregte, auch die ränkesüchtige Sibylle, durch ihre endliche Verheirathung mit dem Markgrafen Karl von Burgau, 1601 aus dem Lande

1) Im Jahre 1600 versuchte sich auch ein geistlicher Teufelsbeschwörer mit ihm.

entfernt ward. Der Herzogin Antoinette übertrugen die Stände willig die Mitregentschaft (1600), worin zugleich der Beweis lag, daß es mit dem Herzog noch ebenso stand, wie zu Zeiten Jakobea's. Vorher aber half sie ihrer Schwägerin noch, den vorher so sehr von ihr begünstigten Hofmarschall stürzen und aus der Veste Jülich treiben (22. Juni 1600), in die sich beide fürstliche Damen selbst begaben und ihm die Schlüssel abfoderten. Es ward auch ein Prozeß [1]) gegen ihn erhoben, aus dem er jedoch, nachdem er vorher seine Person salvirt, ziemlich glücklich herauskam. Den immer drohender werdenden Zeitumständen war aber auch diese Herzogin nicht gewachsen, und der Tod des herzoglichen Paares — Johann Wilhelm, † plötzlich am 25. März 1609, Antoinette (in Nancy [2]]) am 10. August 1610 — sollte eine neue Verwickelung herbeiführen, die nicht ohne Einfluß auf die folgenden großen Weltbegebenheiten blieb — den jülich-cleveschen Erbfolgestreit. Die sächsischen Häuser, der Kurfürst von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neuburg, der Herzog Johann von Zweibrücken, der Markgraf Johann von Burgau, der Herzog von Nevers und Mantua, Karl Gonzaga, der Graf Ernst von Manderscheid traten als Prätendenten auf. Bekanntlich setzten sich Brandenburg und Pfalz-Neuburg zuvörderst in Besitz und verglichen sich dann, zuerst über eine interimistische gemeinsame Behauptung und ein Zusam-

---

1) Sibylle soll jedoch nur eine stumme Rolle dabei gespielt haben. — Den Markgraf von Burgau soll sie früher abgewiesen haben, weil seine Mutter die Welserin. Jetzt nahm sie ihn willig, wol weil ihr die neue Schwägerin zu fein war.

2) Sie war schon am 20. Juli, wo das feierliche Begräbniß des Herzogs noch gar nicht stattgefunden, abgereist.

menhalten gegen alle andern Mitbewerber, dann über eine Theilung (19. Sept. 1666), worin Cleve, Mark und Ravensberg definitiv an Brandenburg, Jülich und Berg an Pfalz-Neuburg kamen. Später hat Preußen auch diesen Theil zu erwerben gewußt.

XIII. Bucquoy.

Die Longuevals sind ein altes Adelsgeschlecht der Grafschaft Artois. Sie theilten sich in zwei Linien, von denen die französische den Zunamen de Manicamp, die belgische den de Vaux führte. Der Enkel des Stifters der belgischen Linie, Adrians de Longueval, Barons de Vaux, war Maximilian de Longueval, Graf von Bucquoy, Baron de Vaux, niederländischer Finanzminister und Kriegsrath. Zu seinen Gunsten hatte Philipp II. 1575 die Herrschaft Bucquoy zu einer Grafschaft erhoben. Bei der Belagerung von Tournai im Jahr 1581 führte er ein Commando und ward, wenige Tage vor der Uebergabe, durch einen von der Mauer geschleuderten Stein tödtlich verwundet. Aus seiner Ehe mit Marguerite de Lisle, Dame de Fresne-Goeulzin, hinterließ er eine Tochter, Yolande, welche mit Hermann de Bourgogne, Baron de Fallez, Gouverneur von Limburg, vermählt war, und einen Sohn, Karl Bonaventura.

Karl Bonaventura war 1571 geboren, folglich bei dem Tode seines Vaters noch in frühem Knabenalter. Alexander von Parma, der den Vater ungemein werthhielt, hatte den Knaben an dessen Sterbebette kommen lassen, worauf er auch an dem feierlichen Leichenbegängnisse Theil nahm. Der militairische Pomp, der bei dieser

Gelegenheit entfaltet wurde, das Zuströmen des Volkes, die ernste Theilnahme, die sich allgemein kundthat, machten einen solchen Eindruck auf den Knaben, daß er dem Herzog, seinem Beschützer, erklärte: um eines Tages bestattet zu werden, wie sein Vater es worden sei, wolle er Soldat werden. Hierauf übertrug ihm der Herzog die Compagnie Lanzenreiter, die seinem Vater gehört hatte, und dessen Posten als Grand Louvetier (Oberwolfsjägermeister) von Artois. Mit 14 Jahren war der feurige Knabe zum Manne gereift, und folgte seinem edeln Führer auf dessen französischen Feldzügen. Auch nach dem Tode des Herzogs erhielt er sich das Zutrauen seiner Oberen, und war bereits Obrist, als er 1596 zu dem Erzherzog Albrecht stieß, um an der siegreichen Belagerung von Calais und Ardres theilzunehmen.

Er wurde darauf Commandant von Arras, das der Marschall Biron vergebens einzunehmen versuchte, und von wo Bucquoy mit 2500 Mann nach dem soeben genommenen Amiens rückte. Da aber der Erzherzog diese Unternehmung, wider Bucquoy's Rath, der einen kräftigen Angriff auf die Franzosen erwartet hatte, aufgab und sich zurückzog, mußte sich Bucquoy die Rückkehr nach Arras mit dem Verluste von zwei Drittheilen seiner tapfern Mannschaften erkaufen. Bald folgte Heinrich IV. mit seinem Heere und erschien vor den Mauern von Arras. Bucquoy überließ, als Zeichen seiner Geringschätzung des Feindes, den Bürgercompagnien die Vertheidigung der Stadt, was Heinrich IV. bei seinem Abzuge zu der Aeußerung veranlaßte: „Ich entferne mich, wenig zufrieden mit der Artigkeit der Spanier, die nicht einmal einen Schritt zu meinem Empfange haben entgegengehen wollen, und selbst die Ehre ablehnen, die ich ihnen erzeigen will.“ Der Erzherzog aber schrieb,

im Gefühl seines Fehlers, selbst an König Philipp aufrichtig: „vor Amiens, wie vor Cambrai, sind die Rathschläge des Grafen von Bucquoy im Einklang mit den Foderungen unserer Soldaten gewesen, und vielleicht ebendeshalb wurden sie, bei dem einen wie bei dem anderen Anlasse, nicht befolgt.“ Der König überschickte darauf dem Grafen, mit großen Lobeserhebungen, das Patent als General der Artillerie.

Der Friede von Vervins versetzte das Kriegstheater von Artois zu den Ufern des Rheins. Bucquoy stieß zu dem Marquis von Guadaleste,[1]) dem der Erzherzog bei seiner Abreise nach Spanien den Befehl der Armee übertragen hatte. Bucquoy betrat jetzt zum ersten Mal den deutschen Boden, auf dem er später so viele Lorbeeren sammeln sollte. Es war eine gute Kriegsschule für ihn; denn wenn er auch seinem Befehlshaber an Feldherrntalent wol überlegen war, so besaß doch dieser die dem stürmischen Jüngling noch abgehende Vorsicht, und mäßigte dessen allzu ungestüme Keckheit. Ein strenger Winter hatte den Admiral veranlaßt, die Winterquartiere zeitig zu beziehen, und er hatte sie mit Rücksicht auf Sicherheit gewählt, während Bucquoy sich nach Emmerich eingelagert hatte, einem zugleich zu einem Einfall in Holland, wie zur Ueberwachung der aufständischen Provinzen und der Landschaften von Cleve und Berg ungemein wohlgelegenen Platze. Bei dem ersten Anbruche des Frühlings erschienen die Feinde, und Graf Ludwig Walther von Nassau, auf Bucquoy's Verwegenheit rechnend, machte mit einigen Regimentern einen

---

1) Franz de Mendoca, Marquis de Guadaleste, Sohn des Ignaz von Montejar, Admiral von Aragonien, Commandant von Val de Penas, mehrfach zu Gesandtschaften verwendet, † 1. März 1623.

Scheinangriff auf einen Transport von Kriegsbedürfnissen. Bucquoy hörte kaum das Gewehrfeuer ertönen, als er zu Pferde stieg, ohne sich darum zu kümmern, wie Viele ihm folgten. Er gerieth fast allein unter die Feinde, vertheidigte sich wie ein Verzweifelter, fiel aber doch zuletzt, mit Wunden bedeckt, in ihre Hände.

Sobald er die Beschwerden einer Reise ertragen konnte, begleitete er den Grafen Ludwig Walter nach dem Haag, wo er bald darauf, für 20,000 Livres tournois, ausgelöst ward und sich auf das Schloß seiner Väter zurückzog, das er nur verließ, um zu dem Empfange der neuen Souveraine, des Erzherzogs Albrecht und der Infantin Isabelle, zu eilen. Ihm, dem Admiral von Aragonien und de Solre ward es verdankt, daß Moritz von Nassau bei seinem ersten Angriffe ein wohl gerüstetes und zu seinem Empfange bereites Heer sich gegenüber fand. Sie hatten durch Versprechungen und durch ihren kriegerischen Ruf die meuterischen Soldaten zu ihren Fahnen zurückgeführt und die Garnisonen aus allen sicheren Plätzen herangezogen. Ein Misgriff aber war es, daß sie sich noch 5000, ebenso schlecht bewaffnete, als geführte flämische Bauern beigesellt hatten. Diese flohen beim ersten Angriff, wie es hieß, weil sie sich in der Bedeutung eines Manoeuvres geirrt hatten, und brachten die übrige Armee in rettungslose Verwirrung. Bucquoy erfuhr dies erst später. Er hatte im Beginn des Gefechtes mehrere schwere Wunden empfangen und war vom Schlachtfelde gebracht worden. Die Folgen der Niederlage waren nicht so schlimm, wie man anfangs besorgte, da es dem Erzherzog gelungen war, eine frische Armee ins Feld zu stellen. Er wollte übrigens die Schuld des Unfalls auf den gefangenen Admiral und den verwundeten Bucquoy

wälzen, fand aber bald für gut, den Letztern wieder zu begütigen.

Dazu benutzte er den Umstand, daß Bucquoy sich im Herbst 1600 mit Magdalene von Biglia, der Tochter eines mailändischen Edelmanns, der im Gefolge des Erzherzogs nach den Niederlanden gekommen war, vermählte. Der Erzherzog bezeigte sich bei dieser Gelegenheit so verbindlich gegen Bucquoy, daß dieser allen Groll vergaß und mit Freuden ein Commando bei der Belagerung von Ostende übernahm, wo er der Nachfolger des Grafen Friedrich von Bergh [1]) wurde. Da er aber mit der Leitung der Operationen durch Johann Rivas unzufrieden war, so begehrte er bald eine anderweite Verwendung, und wurde auch zum Entsatz von Bois-le-Duc abgesendet, den er auch, im Verein mit dem Grafen von Bergh, Mansfeld und Büren, glücklich bewerkstelligte. Dann wurden sie zu dem Erzherzog nach Venloo beschieden, wo sie aber alles in größter Verwirrung fanden und eine Abtheilung Reiter, die in Folge eines Misverständnisses in ein weit entlegenes und isolirtes Quartier gekommen war, noch in der Nacht ihrer Ankunft von dem Feinde überfallen sahen. Statt diesen zu verfolgen, wie Bergh und Bucquoy wünschten, führte der Erzherzog die Truppen wieder vor Ostende. Hier fand Bucquoy bei dem ersten Blicke, daß jetzt ein anderer Geist die Belagerung leite, und daß dieselbe jetzt nicht mehr, wie er eine Zeit lang geglaubt hatte, eine Thorheit, eine Unmöglichkeit sei. Er fand Spinola [2])

---

[1]) Friedrich Graf von Bergh, Baron von Boxmeer und Bylant, Gouverneur und Generalcapitain von Geldern, † 3. Sept. 1618.

[2]) Ambrosius Marquis Spinola, geb. zu Genua 1569, führte 9000 italienische und spanische Veteranen nach den Niederlanden,

und Spinola allein hatte die Leitung, hatte sie mit den Worten übernommen: „Ich will alles bezahlen, aber ich will auch alles machen.“ Spinola ernannte Bucquoy zum Director seines Geschützwesens, und beide Männer faßten bald die innigste Freundschaft für einander. Spinola bewies seinem jungen Gefährten ein grenzenloses Vertrauen und eine sehr gerechtfertigte Rücksichtnahme. Bucquoy widmete ihm eine blinde Ergebenheit und eine wahrhaft kindliche Bewunderung aller der Meisterwerke des tiefen Taktikers, des sinnreichen Ingenieurs.

Die endliche Einnahme von Ostende brachte Bucquoy das goldene Vließ aus den Händen des Erzherzogs und die Ernennung zum Kriegsrath von Seiten des Königs. Dann wurde er an den Rhein geschickt, wo er in nicht ganz fünf Wochen Köln, Jülich, Cleve und Berg durchstreifte, den Rhein herüber und hinüber ging, Militairtransporte aufhob, Befestigungswerke zerstörte, Dörfer plünderte und Städte brandschatzte, sodaß die bittern Klagen, die aus diesen Ländern nach Wien strömten, selbst den träumerischen Kaiser Rudolf II. aus seinen Speculationen erweckten und zu einem völlig erfolglosen Drohbriefe (12. Sept. 1605) veranlaßten. Auch auf erneuerte Mahnung (1. Oct. 1606) verließ Bucquoy

---

die er, gegen Erstattung aus den spanischen Staatskassen, selbst bezahlte und eben dadurch in steter Ordnung hielt. Er eroberte Ostende nach einer Belagerung, die drei Jahre und zwei Monate gedauert hatte, 1604, und wurde nun zum Oberbefehlshaber der spanischen Truppen in den Niederlanden ernannt. Der weitere Feldzug war ein Schachspiel zwischen zwei Meisterspielern. Nach Ablauf des 12jährigen Waffenstillstandes maßen sich beide große Gegner, Spinola und Moritz von Nassau, von Neuem. Spinola nahm Cleve, und nach zehnmonatlicher Belagerung 1625 Breda, hatte aber dabei in der Sumpfluft seine Gesundheit so geschwächt, daß er den Oberbefehl niederlegen mußte. Seine letzte Waffenthat verrichtete er 1630 in Italien, wo er Casale nahm. In demselben Jahre starb er.

den Boden des Reichs nur, als die Zeit gekommen war, wo er seine Vereinigung mit Spinola bewerkstelligen konnte, deren unmittelbare Folge der Abschluß eines Waffenstillstandes war.

Bucquoy widmete sich jetzt dem ruhigen Genuß des Familienlebens, bis ihn die Nachricht von der Ermordung Heinrich's IV. daraus abrief. Die niederländische Regierung fand es damals für angemessen, eine besondere Condolenzgesandtschaft an die Königin Witwe zu schicken, die zugleich mancherlei ungereimte Gerüchte und Verdächtigungen zerstreuen sollte, und wählte dazu Bucquoy, der als gerader, offener Soldat und als besonderer Verehrer des verewigten Königs bekannt war. In der That bewährte der Erfolg seiner Mission die Richtigkeit der getroffenen Wahl. — Im folgenden Jahre begleitete er, auf höhere Veranlassung, Spinola auf einer Ehrengesandtschaft nach Böhmen, um den neuen König Matthias zu beglückwünschen und bei dessen Krönung zu assistiren. Er brachte eine goldene Kette, mit dem Bildniß des böhmischen Königs in reichverziertem Medaillon, mit in die Heimat zurück. — Am 25. März **1613** wurde er, nach dem Tode des Herzogs Karl von Croy († 13. Jan. 1612), zum Groß-Baillif des Hennegau gewählt, einem wahren Statthalteramte, welches die oberste Leitung der Justiz, mit Einschluß des Begnadigungsrechtes, der Polizei und der Finanzen in sich begriff. Da sich aber die stete eigne Verwaltung desselben mit den Obliegenheiten seines militärischen Posten nicht vertrug, so wurde ein Stellvertreter in der Person des Marquis von Chasteler gewählt.

Im Jahre **1614** wurde er zu dem Congreß gesendet, welcher damals zu Budweis auf Anlaß der siebenbürgischen Angelegenheiten gehalten wurde. Er verließ Brüssel

mit einem wenig zahlreichen Gefolge, kam am 15. Febr. in Linz und 13 Tage später in Budweis an, wo ihn Kaiser Matthias aufs gnädigste empfing und er sich dessen Gunst und Vertrauen in vollem Maße zu gewinnen wußte. Bereits waren die Vorzeichen der bevorstehenden Stürme von der Art, daß weder der Kaiser, noch Bucquoy sie verkennen konnte, und der Erstere richtete am 11. Sept. ein Schreiben an den Erzherzog, worin er, mit speciellem Bezug auf das in allen Provinzen des Reichs sichtbare Aufstreben der „Ketzer", seinen Entschluß, sich mit in Krieg und Rath erfahrenen Männern zu umgeben, aussprach und zugleich anzeigte, daß er, nach früherer Vernehmung mit Spinola, den Grafen Bucquoy zum Generalfeldzeugmeister ernannt habe. Der Erzherzog stellte sich, als betrachte er das als eine bloße Ehrenernennung und instruirte auch Bucquoy demgemäß. Gleichwohl schickte er ihn im folgenden Jahre wieder nach Prag, und in den Briefen, die er von da aus nach Belgien schrieb, finden sich die deutlichsten Anzeigen und Aufklärungen über die nach wenigen Jahren in Böhmen ausbrechenden Bewegungen. Als er im September von dem Kaiser Abschied nahm, äußerte dieser: er rechne darauf, ihn, da er in seinem Dienste stehe, auf den ersten Ruf zurückkehren zu sehen; worauf Bucquoy, nach den vom brüsseler Hof erhaltenen Anweisungen, nur ausweichend antworten konnte. Der Kaiser bestürmte darauf ihn und den Erzherzog Albrecht mit den dringendsten Bitten und Vorstellungen. Die niederländischen Regenten aber, gerade damals mit dem Erzherzog Maximilian [1]) unzufrieden, und in einiger

---

1) Geb. 12. Oct. 1558, Deutschmeister, † 23. Oct. 1620.

Besorgniß über die Stimmung des spanischen Hofes gegen sie, sowie ungewiß, wie dieser die Sache aufnehmen würde, fanden für gut, den Grafen Bucquoy, unter dem Vorwande, dem Könige ihre Glückwünsche zu der Vermählung seines Sohnes zu überbringen, nach Madrid zu senden. Er fand den spanischen Hof weit freundlicher gestimmt, als er erwartet hatte. Die Entscheidung über seine eigene Angelegenheit wurde dem Erzherzog überlassen. Dieser weigerte sich darauf ausdrücklich (20. Aug. 1616), Bucquoy dem Kaiser Matthias abzutreten.

Indeß ein Jahr später bestimmte ein äußerst freundschaftlicher und bittender Brief des Kaisers den Erzherzog, seine Einwilligung zu jener Maßregel zu geben (5. Nov. 1617). Bucquoy war diese Wendung der Dinge höchst unangenehm; indeß dachte er nicht an Weigerung, sondern suchte nur die Sache hinauszuziehen, indem er einen möglichst hohen Preis für seine Dienste foderte. Graf Wratislaw Fürstenberg [1]) aber, der Gesandte des Kaisers und ein alter Freund Bucquoy's, ließ ihm keine Ruhe. Endlich, am 13. Juli 1618, in dem Anfangsjahre des 30jährigen Krieges, wurde der Vertrag unterzeichnet, der für Bucquoy eine weltgeschichtliche Bedeutung begründen, zugleich aber ihm einen frühen Tod auf fremdem Boden bereiten sollte.

Er erhielt monatlich 2000 Fl. Gehalt, jährlich 13,000 Fl. Entschädigung, bei der Unterzeichnung des Vertrags 6000 brabantische Kronen als Remuneration. Nun reiste er aus Belgien ab, nur von dem Generalkriegs-

1) Geb. 1577, als Diplomat unter den Kaisern Rudolf II., Matthias und Ferdinand II. thätig, Ritter des goldenen Vließes und Präsident des Reichshofrathes, † 1631. Er war der Schwiegervater des bekannten Feldmarschalls von Ilow (vulgo Illo).

commissair Don Juan Cesate begleitet, und kam am 15. August 1618 in Wien an, wo er von dem Kaiser auf das Gnädigste empfangen ward. Er fand die Keime der Verwirrungen, die er in ihrem ersten Aufwachsen erkannt hatte, bedeutend in die Höhe geschossen. In Böhmen waren nur drei Städte, Budweis, Krummau und Pilsen, dem Kaiser treu geblieben. Der einzige General, den der Kaiser in Böhmen hatte, Dampierre[1]), hatte sich mit seinen 9000 Mann in Neu-Bistritz verschanzt und die böhmischen Stände benutzten diese Sicherheit, um sich zur Abwehr stärkerer Schaaren zu rüsten, und Krummau und Budweis anzugreifen. Nur das Erstere fiel in ihre Hände.

Bucquoy befahl Dampierre, Neu-Bistritz am bestimmten Tage zu verlassen und zu Deutsch-Brod zu ihm zu stoßen. Er selbst traf am 4. Sept. in dem mährischen Orte Schorncherast ein, wo die aus den Niederlanden gekommenen spanischen und wallonischen Truppen ihn erwarten sollten. Er fand, daß noch keineswegs alle Abtheilungen, im Ganzen vielmehr nur 4300 Mann von verschiedenen Waffengattungen und einige Kanonen, eingetroffen waren. Indeß er drang vorwärts, seinem Glück vertrauend. Dampierre war am 14. Sept. ausgerückt, hatte vergebens versucht, Neuhaus zu nehmen, dagegen 500 Mann, die Graf Thurn gegen ihn entsendet, niedergemacht und Pilgram genommen, von wo er zu Bucquoy stieß, der ihn zu Deutsch-Brod erwartete.

---

1) Heinrich Duval, Graf von Dampierre, geb. bei Metz um das Jahr 1570, in den ersten Jahren des Kaisers Rudolf nach Deutschland und in dessen Dienst gekommen, 1604, zum Lohne eines Sieges über Bethlen Gabor, Obrist, dann in Gran, bei einem Aufruhr der Besatzung, gefangen, später gegen Venedig und in Böhmen verwendet, fiel bei dem Sturm auf Presburg 1620.

Bucquoy zog jetzt einen Theil der Reiterei und 2000 Mann Fußvolk von Dampierre's Truppen an sich und beschloß, mit seinem so verstärkten Corps von der Elbe aus auf Prag zu operiren, während Dampierre die Sasawa aufwärtsrücken sollte, aber ernstlich gewarnt ward, jedem Conflict mit dem böhmischen Landvolk möglichst auszuweichen. Diese Warnung vergaß der wilde Lothringer, verbrannte Dörfer, wendete sich in gieriger Beutelust gegen Czaslau, fiel in einen Hinterhalt und mußte froh sein, sich mit großem Verlust nach Pilgram zurückziehen zu können. Bucquoy stand noch, abwartend, bei der kleinen Grenzstadt Polna, wo er eine starke Position eingenommen hatte. Als er von da nach Pilgram gedrungen war (1. Oct.), fand er Dampierre nicht mehr, und erkannte nun wohl, daß auf ein einiges Zusammenwirken zwischen ihnen nicht zu rechnen sei. Bucquoy hielt zu dem Kaiser, dessen Politik auf Milde und Versöhnung gerichtet war, Dampierre zu Ferdinand und dessen strengen Maßregeln.

Bucquoy blieb jedoch ruhig zu Pilgram, bis ein feindliches Heer von 15,000 Mann sich dem Platze näherte. Dann begann er (12. Nov.) seinen Rückzug auf Neuhaus, im Angesicht der Vorhut des Grafen Thurn. Der Marsch dauerte drei Tage und jeder Tag war mit um so mörderischeren Gefechten bezeichnet, als die Streitenden meist nur eine Pikenlänge von einander entfernt waren. Dennoch setzten die kaiserlichen Truppen ihren Rückzug in unverrückter Ordnung durch, wofür Bucquoy besonders der Tapferkeit des spanischen Reiterobristen Don Balthasar de Marradas [1]) und des Wilhelm von

---

1) Maltesercomthur; mit seinem Oheim, Don Wilhelm de San-Clemento, spanischem Gesandten, nach Deutschland gekommen, 1625

Lamboy [1]) Dank wußte. Am 19. Nov. hielt Bucquoy in der Nähe von Budweis an und bot, in vortheilhafter Stellung, welche die Ungleichheit der Zahl einigermaßen gutmachte, die Schlacht an, die sich bis spät in die Nacht verlängerte, nur durch die gänzliche Ermattung beider Theile zum Abbruch gebracht ward, aber doch das Resultat hatte, daß die Feinde den andern Morgen abzogen, um einen Beutezug nach Oesterreich zu machen, wo ihnen kein Bucquoy entgegenstand. Sie ließen ein Beobachtungscorps unter Ulrich Kinski († 1619) zurück, welches Bucquoy in keiner Weise genirte, vielmehr ihm diente, seine Truppen in Uebung und Selbstvertrauen zu halten.

Ein Gegner, dem er größere Bedeutung beimaß, war inzwischen aufgetreten: Ernst von Mansfeld [2]), gleich ihm in der belgischen Kriegsschule erwachsen. Derselbe war zu Anfang Octobers mit 4000 Mann Fußvolk und 300 Reitern, die er selbst geworben und ausgerüstet hatte, in Prag eingerückt, von der Union zum General der Artillerie ernannt und gegen Pilsen gesendet worden, welches

---

Feldmarschall, Kämmerer, Geheimrath, † in Böhmen um 1640, 78 Jahre alt, wobei Khevenhüller bemerkt, daß er niemals Kopfschmerzen gekannt habe.

1) Dieser war um 1580 in der Gegend von Gent geboren, mit Bucquoy nach Böhmen gekommen, wo er als Obrister eintrat, stieg zu den höchsten militairischen Würden, machte den ganzen Krieg durch, und starb in hohem Alter in Böhmen. In Belgien besaß er die Herrschaften Dessenaer, Wintershoven und Cortesheim.

2) Ein natürlicher Sohn des Fürsten Peter Ernst von Mansfeld, (geb. 1517, † 1604), der schon mit Karl V. in Belgien war und 1592—1594 als Generalgouverneur der Niederlande fungirte. Er wurde 1585 von einer mechelner Dame geboren, von Kaiser Rudolf legitimirt, am Hofe des Erzherzogs Ernst, seines Pathen, katholisch erzogen, diente dem Kaiser und den Spaniern, trat aber 1610, weil man ihm die Belehnung mit einem Theile der Güter seines Vaters weigerte, zum Protestantismus und zur Union über, † zu Uracowicz in Bosnien 1628.

Felix Dorhans mit wenig über 500 Mann zu vertheidigen hatte. Damit war der Platz gegen solchen Gegner nicht zu halten. Bucquoy glich jedoch seinen Verlust durch einen Reitersieg bei Budweis (22. Nov.) wenigstens einigermaßen aus, und wendete sich dann gegen Krummau, das nach zweitägiger Belagerung capitulirte. Hier ließ Bucquoy 300 flandrische Musketiere und 200 Reiter zurück, und bezog mit dem übrigen Corps in Oesterreich Winterquartiere.

Während des Winters begab er sich nach Wien, um an den allerdings aussichtslosen Friedensunterhandlungen theilzunehmen, entfernte sich aber bald wieder, müde, ein Zeuge der Rücksichtslosigkeiten zu sein, mit denen man die letzten Tage des dem Grabe nahenden Kaisers verbitterte, und eilte wieder nach Krummau. Von da gelang es ihm, 1000 Mann Fußvolk und 500 Reiter durch die für ungangbar gehaltenen Sümpfe, hinter denen sich Kinski trefflich verschanzt hatte, mittels unter einander verbundener kleiner, auf doppelten Reihen von leeren Tonnen ruhender Brücken, nach Budweis zu werfen, ohne einen Mann zu verlieren. Daneben fielen einzelne, mehr oder minder heftige Gefechte zwischen den Kaiserlichen und den Böhmen vor, mit wechselndem, aber doch im Ganzen den Ersteren günstigerem Glück. Bucquoy zog zwar den Waldstein mit seinem Regiment von 1000 Reitern, die er auf eigene Kosten in den Niederlanden geworben, und den Dampierre mit einigem Fußvolk und 500 ungarischen Reitern an sich, brachte damit seine Truppen aber doch nicht auf mehr als 9000 Mann. Mit diesen beschloß er, sich zwischen die beiden protestantischen Heere zu werfen, und suchte zunächst Mansfeld auf, den er am 10. Juni bei Nadelitz traf. Die kaiserliche Vorhut, von Dampierre geführt, wich im Anfang.

Wallonische Reiter traten an ihre Stelle und ihr Angriff war so unwiderstehlich, daß sich die Feinde nur in einen mit Mauern umgebenen Begräbnißplatz flüchten konnten, wo sie sich mit Verzweiflung vertheidigten und bis auf den letzten Mann fielen. Das Dorf ging in Flammen auf; Bucquoy drang durch das brennende Dorf und griff Mansfeld an, der eben die letzten Befehle zum Rückzug gab. Der Umstand, daß Bucquoy's Fußvolk noch zurück war, machte den Ausgang des hartnäckigen Gefechtes, das sich nun entspann, zweifelhaft. Als aber, in Folge eines misverstandenen Befehles, eine Lücke in den Reihen der Gegner entstand, erkannte Bucquoy's Adlerblick das augenblicklich, warf sich in die Lücke hinein und sprengte die Feinde auseinander. Mansfeld hielt sich noch eine Zeit lang hinter einer Wagenburg, mußte zuletzt aber doch mit dem geringen Rest seiner Leute gegen Pilsen abziehen. 1100 Todte, eben so viel Gefangene, 7 Fahnen, 2 Geschütze und die ganze Correspondenz Mansfeld's, die in die Hände des Siegers fiel, waren die Ernte dieses Kampfes. Er ward an demselben Tage gefochten, an welchem die Standhaftigkeit des von aufrührerischen Baronen bedrängten Ferdinand und die rechtzeitige Hilfe wallonischer Reiter Oestreich rettete. Ferdinand hatte an Bucquoy um Zuzug geschrieben, und dieser, der sich selbst nicht entblößen wollte, dem Gouverneur der Citadelle von Krems Befehl ertheilt, 500 wallonische Reiter von Dampierre's Regiment unter Obrist Gebhard St. Hilaire [1]) nach Wien zu senden. Diese trafen in dem

1) Ein Lothringer, der Sohn des Zeughaushauptmanns, was er später selbst ward.

Augenblicke ein, wo Ferdinand kaum noch Widerstand leisten konnte, und Andreas Tschernembel[1]) ihn bei den Knöpfen des Wamses faßte und ihm zurief: „Nandel, gib Dich, Du mußt unterschreiben.“[2]) Aber der Ruf: „Die Wallonen! die Wallonen!“ dem sofort der Schall ihrer Trompeten folgte, die im Hofe der Kaiserburg widerhallten, verscheuchte auf einmal die trotzigen Rebellen. Dem kühnen Obristen brachte sein rasches Handeln die Würde als Oberfischmeister ein, weil er durch das Fischerthor hereingedrungen war, das einzige, das die Böhmen nicht besetzt hatten. Das Regiment erhielt das ausschließliche Vorrecht, mit Musik durch die Hofburg ziehen zu dürfen.

Neben den Schwierigkeiten, welche Bucquoy ohnedies das Misverhältniß der Zahl seiner Truppen zu der der Gegner zuzog, hatte er auch mit der Feindschaft aller militärischen Verwaltungsbeamten, deren Misbräuchen und Unterschleifen er energisch entgegentrat, und die ihn daher möglichst im Stiche ließen, sowie mit der Eifersucht Dampierre's zu kämpfen. Mansfeld brachte ein neues Heer auf. Kinski deckte Neuhaus und Graf Thurn wurde jeden Tag in Böhmen erwartet. Bucquoy aber war um so rastloser, theilte sich mit Dampierre und Marradas in die Aufgabe, und in 27 Tagen hatte

---

1) Er entkam später nach Prag, wurde Präsident des Kriegsraths, ging darauf nach Heidelberg und † in mislicher Lage 1626 zu Genf.

2) Er sollte die Union der österreichischen Stände mit den Böhmen unterschreiben. Schon in der Nacht des 6. Juni hatte er einen Sturm zu bestehen, als die damals von Thurn befehligten Tiefenbacher die Burg bestürmten, die Kugeln ihn aus seinen Zimmern verdrängten, und er die ganze Nacht vor einem Crucifix auf den Knien lag, bis er die Worte zu hören glaubte: „Ferdinande, non te deseram.“

er die Schlüssel von 20 böhmischen Städten und mehreren Schlössern erobert.

Größere politische Entscheidungen hielten jetzt die Waffen eine Zeit lang in factischer Ruhe. Ferdinand war unerwartet nach Frankfurt geeilt und, da sein einziger gefährlicher Mitbewerber, Maximilian von Baiern, weise zurücktrat, zum Kaiser gewählt worden. Die Böhmen dagegen hatten den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zu ihrem König gewählt und dieser die angebotene Krone angenommen. Diese Wahl und Annahme war gleichmäßig unklug. Friedrich war weder an sich der Mann für die Umstände, noch brachte er den Böhmen den mächtigen Beistand, den sie brauchten. Denn sein Schwiegervater, Jakob von England, unterstützte ihn nicht, und als Reformirter hatte er die lutherischen Protestanten wider sich. Auch entsprach er der nationalen Seite der böhmischen Bewegung nicht, die doch ungleich mehr national-politische Oppositionssache war, als daß sie wahrhaft auf dem Boden des Confessionsstreites gewurzelt hätte, der überhaupt in jenem Kriege nur zu Vielem blos zu Vorwand und Maske gedient hat.

Jetzt brach der Bürgerkrieg mit allen Schrecken aus. Bucquoy suchte sie nach Kräften zu mildern. Die ungarischen und polnischen Schaaren, die die kaiserlichen Fahnen verlassen hatten, um im Lande umher zu plündern und zu brennen, ließ er durch Marradas und Waldstein verfolgen, zersprengen, über die Grenze jagen. Sein Hauptquartier hatte er lange Zeit zu Mirowetz, einem kleinen Dorfe am linken Ufer der Moldau, wo er nach allen Seiten hin die Bewegungen der Gegner überwachen konnte. Er verließ es am 28. September, durch die Nachricht von der drohenden ungarischen Invasion veranlaßt. Er setzte Dampierre, der sich in einer vor-

theilhaften Stellung an der böhmisch-mährischen Grenze hielt, in Kenntniß, eilte nach Budweis, vertraute es Marradas als Gouverneur an, und rückte darauf mit einem durch erhaltene Verstärkungen auf 16,000 Mann gewachsenen Corps gegen Oesterreich. Ueberall findet er die protestantische Bevölkerung feindselig, durch Geistliche und Emissaire Bethlen Gabor's erhitzt. In Hcorn muß er die Thore mit Kanonen aufsprengen. Zu Roetz stößt Dampierre mit den Trümmern seines Corps zu ihm, das durch Verrath und Abfall decimirt worden. Vergebens fodert Bucquoy die Feinde zur Schlacht auf, indem er einen Tag lang die Mauern von Znaym beschießt. Er geht über die Theiß zurück und zieht langsam der Donau zu. Einen Angriff auf seine Nachhut bei Bisamberg weist er durch seine Geschütze siegreich ab und trifft an der Donau mit dem Erzherzog Leopold[1]) zusammen, der ihm mit einem Theile der wiener Garnison entgegengerückt war. Am 25. und 26. October hatte Bucquoy unter rastlosen Kämpfen, bei denen auch Waldstein sich ungemein auszeichnete, den Uebergang über die Donau zu behaupten, Bagage, Geschütz und Heer, unter dem steten Angriffe der Feinde, über den Strom zu schaffen, was mit einer Ordnung und Ruhe geschah, welche die Zeitgenossen nicht genug bewundern konnten, und die Brücken hinter sich zu zerstören. Ihm selbst wurde von einer Flintenkugel der linke Arm zerschmettert.

Als aber Obrist Rudolf Tiefenbach[2]), der gegen

1) Leopold Wilhelm, zweiter Sohn Kaiser Ferdinand's und der baierischen Maria Anna, geb. 6. Jan. 1614, schon im 16. Jahre im Besitz von neun hohen Kirchenwürden, von 1646—1656 Statthalter der spanischen Niederlande, dann Vormund seines Neffen, des Kaisers Leopold, mild, kunstsinnig, verständig, † 20. Nov. 1662.

2) Später Feldmarschall und Geheimrath. Sein 1619 errichte-

Presburg entsendet worden, allein und mit der Nachricht zurückkam, seine Leute seien umgekommen, Presburg in den Händen Bethlen Gabor's, die Armee des Vicekönigs vernichtet, vergaß Bucquoy seine Wunde und stürzte sich mit seinen Kürassieren den Ungarn entgegen. Er greift ihre Vorhut mit äußerstem Feuer an; es entsteht ein furchtbarer Kampf; stets an der Spitze der Seinen, wird er umringt und erkannt; man entreißt ihm sein reiches Wehrgehänge; ein Säbelhieb legt seinen Hals blos; nach jedem dieser Schläge stürzt ein Feind getödtet nieder, und obwol er den Arm im Bunde hat und kaum sein Roß lenken kann, gelingt es ihm, sich loszumachen, seine Reiter zu sammeln und sich unangefochten zurückzuziehen. — Als dann die wilden Schaaren, welche Wien in die äußerste Gefahr gesetzt hatten, abgezogen waren, reinigte er zuvörderst das Herzogthum von den Horden der Ukraine und den böhmischen Marodeurs, und erfüllte dann sein Versprechen, eine Armee von 20,000 Mann in den Erbstaaten aufzubringen, wozu das Geld aus Spanien, den Niederlanden und Rom kam. Zu Offizieren der zahlreich herbeiströmenden Soldaten wählte er unter den sich um die Ehre, unter seinen Fahnen zu dienen, drängenden jungen Belgiern; darunter einen Wilhelm von Melun[1]), Karl von Croy[2]),

---

tes Infanterieregiment ist das älteste der österreichischen Armee, das noch besteht. Aus Wallenstein's confiscirten Gütern erhielt er Kumburg und Aulibitz.

1) Wilhelm von Melun, Fürst von Espinoy, Marquis von Richebourg, Graf von Beauffart, Senechall von Hennegau, Ritter des goldenen Vließes, später von Spanien zu Gesandtschaften nach Holland und Deutschland verwendet, † 10. Sept. 1635.

2) Karl Alexander von Croy, Erbcastellan von Mons, Marquis von Havré, Graf von Fontenay-le-Chateau, Ritter des goldenen Vließes, ermordet zu Brüssel 9. Nov. 1624. Unter ihm fochten bei Prag

Ernst von Suys, Baron von Clingelandt, welcher später, als Commandant von Prag, zu denen gehörte, die gegen Wallenstein auftraten, und dafür zum Generalfeldzeugmeister, sowie 1645 zum Grafen ernannt wurde, Albert de Ligne-Aremberg († 1674), Fürst von Barbençon, Graf von Aigremont, Maximilian von Villéhé, welcher 1634 bei Nördlingen fiel und ein Sohn des Baron von Vierset war, Johann Bette, Baron von Leede, welcher 1619 Bucquoy 500 in Belgien geworbene Kürassiere zugeführt hatte, aber bei Eichstädt von den Truppen der Union überfallen und geschlagen wurde, Franz von Morialmé, Albert von Gavre, Baron von Inchy, Karl von Mazures, Alexander von Bournonville, Graf von Hennin-Lietard (geb. 1586, † zu Lyon 22. März 1656), Franz von Herzelles, Jakob von Arlin, Baron von Bornival. Nach Vollendung dieser Organisation, zu Ende des Januars 1620, rückte Bucquoy ins Feld, um sich zunächst gegen Mansfeld zu wenden, welcher soeben mehrfache Vortheile über die Grenzgarnisonen davongetragen.

Mansfeld jedoch war nach Prag berufen worden und hatte das Commando dem jungen Baron von Fels übertragen, welcher sich unbesonnen zu weit wagte, bei Langenlois (21. Febr.) von Bucquoy angegriffen und, nach einem fünfstündigen hartnäckigen Gefechte, unter Verlust von 1200 Todten, mindestens ebenso viel Gefangenen, 6 Fahnen, 2 Standarten und 2 Feldstücken, geschlagen wurde. Auch bei Eggenburg und Burgschleinitz bestand man in den nächsten Tagen siegreiche Gefechte. Man beschloß, auf Prag zu rücken, brauchte aber zwei Wochen,

---

sein Bruder Ernst, Baron von Fenestrange, und sein Vetter Franz, Baron von Noirthout.

um die Armee vorher mit allem Bedarf zu versehen, und während dieser Zeit trafen die Gegner solche Anstalten, welche die Unternehmung zur Zeit vereitelten. Christian von Anhalt hatte sich jenseits Eggenburg mit 12,000 Mann und zahlreichen Geschützen so verschanzt, daß ein zweitägiger verzweifelter Angriff der Kaiserlichen fruchtlos war. Bucquoy beklagte besonders den Verlust des Obristen der wallonischen Reiter, Baron Miromont, der mit 140 der Seinigen fiel. Dafür rächte sich die kaiserliche Reiterei, indem sie den Sieg bei Sitzendorf (21. April) entschied, der den Böhmen zwei Generale, Fels und Haugwitz, und die Blüte ihres Adels kostete. Bucquoy benutzte die Verwirrung, welche die Folge dieser Niederlage der Gegner war, um einige Städte und Schlösser im Erzherzogthum, welche von den Feinden besetzt worden waren, zurückzuerobern. Dafür verloren die Kaiserlichen andere Plätze an der mährischen Grenze.

Da brachte ihm sein Schwager, der Graf von Biglia, den er mit der Botschaft des Sieges zum Kaiser geschickt hatte, die willkommene Nachricht nach Krems, daß der Herzog von Baiern mit 30,000 Mann auf die Donau marschire. Tilly führte die Armee der Ligue. Auch unter ihm befehligten mehre Belgier. De Mortaigne[1]) war Obrist von 3000 Arkebusirern, Baron Bronckhorst[2]) Generalfeldwachmeister der Infanterie, van der

1) Zwei Brüder Mortaigne, Cornelius Gaspard, von dem hier die Rede ist, und Christoph, dienten erst der Ligue, gingen aber später zu Schweden über. Cornelius wurde von den Letztern auch zu diplomatischen Missionen gebraucht und stand besonders bei Baner in hoher Gunst. Nach dessen Tode wurde er kasselscher Generalfeldmarschall und † auf dem Bette der Ehre 18. Juli 1648.

2) Johann Jakob Graf von Bronckhorst und Anholt, Baron von Batenburg, Müllendonck, Bar und Latumb, Herr von Neuwerburg, Drachenfels und Meular, geb. 1580, verlor, wie Bucquoy, in jungen Jahren seinen Vater unter den Mauern von Lochem (1585), machte

Nersen, van Liedeloo, de Virmondt Obristen der Reiterei. Zu Neu-Polda stellte sich Bucquoy dem Herzog vor. Bei dem darauf gehaltenen Kriegsrathe bekämpfte er eifrig die vorherrschende Meinung, daß man sofort auf Prag ziehen müsse, wollte vielmehr, mit Rücksicht auf die Jahreszeit und die Schwierigkeit, die Armee zu ernähren, daß man in Mähren Winterquartiere beziehe. Er konnte, den Wünschen des Herzogs, dem Kriegseifer Tilly's und hauptsächlich dem Fanatismus des Barfüßergenerals Dominicus de Jesus-Maria gegenüber, nicht durchdringen, worauf er zu Tilly sagte: „Jetzt, Baron, müssen wir uns beeilen, zu siegen, oder uns gefaßt machen, Hungers zu sterben." Zu Budweis, wohin man sofort marschirte, fand er jedoch einen Trost. Wilhelm Verdugo [1]) war von Mailand mit 8000 Spaniern eingetroffen, was die Armee der Ligue auf 50,000 brachte. Der Herzog von Baiern führte die deutschen Truppen, Bucquoy die spanischen, belgischen, italienischen und polnischen.

Beide Heere schlugen verschiedene Wege ein, vereinigten sich aber nach drei Tagen unter den Mauern von Piseck wieder. Dieses wollte Widerstand leisten; da aber der Succurs ausblieb, so erklärte der Commandant am dritten Tage, daß er capituliren wolle, worauf eine Waffenruhe beschlossen ward. Zum Unglück war ein halbes Jahr vorher ein spanischer Commandant desselben Platzes, Don Martinez de Huerta, von seinen Soldaten

---

seine Kriegsschule unter Spinola, trat dann in die Dienste der Ligue, zeichnete sich in Böhmen, gegen den Braunschweiger, gegen Mansfeld und gegen die Dänen aus, erhielt das goldene Vließ, wurde Reichsgraf, k. k. Feldmarschall, † an der Pest 19. Oct. 1630.

1) Geb. 1578, † zu Kreuznach 15. Jan. 1629. Er erhielt die Schlick'sche Herrschaft Dupau und die Stampach'sche Maschau; sein Stamm erlosch aber.

erwürgt und der Platz den Feinden ausgeliefert worden. Die Wallonen brannten nach Rache und, trotz des Waffenstillstandes, erstieg ein wallonisches Regiment die Mauern und hieb die Besatzung bis auf den letzten Mann nieder. Hinter ihnen kamen die Kosaken und würden die ganze Stadt zerstört und Alles niedergemetzelt haben, hätten sich nicht der Herzog Maximilian und Bucquoy mit gezogenen Schwertern den Wüthenden entgegengeworfen. Platz auf Platz ergab sich darauf und der Herzog sagte, wenn er von einer neuen Stadt Besitz nahm: „Wieder sind es diese eingefleischten Teufel von Wallonen, die uns die Thore öffnen.“ — Vor Pilsen jedoch, wo der Mansfelder war, ließ man sich lange durch verstellte Unterhandlungen hinhalten, bis man sich endlich entschloß, auf Prag zu dringen.

Bei Radnitz, wo Bucquoy mit der Vorhut an einem Gefechte zwischen Wallonen und Ungarn, das mit der Einnahme des Platzes geendigt hatte, mit kriegerischer Leidenschaft einen persönlichern Antheil nahm, als dem Feldherrn gebührte, ward er durch einen Schuß in den Unterleib bestraft, sodaß er die nächste Zeit nicht zu Pferde steigen, sondern sich in einer Sänfte tragen lassen mußte. Von da aus leitete er die Operationen mit einer Geisteskraft, die der Schmerzen der Wunde spottete. Im Kriegsrathe wollte er auch diesmal nicht den Angriff auf die Stellung der Feinde auf dem weißen Berge, sondern den Ueberfall Prags, ließ sich aber, bei dem Donner der Kanonen, der die Berathungen unterbrach, von dem allgemeinen Enthusiasmus hinreißen und rief: „Nun wohlan, meine Herren, gebrauchen wir die Hände statt der Zunge!“ Schon am Vorabend der Schlacht gelang den Wallonen, unter dem alten Obristen Gaucher-le-Bourguignon, ein Ueberfall auf ein am Fuße des

Berges gelegenes Dorf, wo sie die ungarischen Reiter metzelten, bis ihre Arme ermatteten und dann mit reicher Beute von Pferden davonjagten. Das brennende Dorf beleuchtete ihre Rückkehr!

Ein kalter, trüber Novembertag sollte der der Schlacht werden, welche die Unterwerfung Böhmens unter Oesterreichs Scepter entschied und besiegelte. Gegen Mittag zerstreute sich der Nebel und das war das Signal zum Angriff. Bucquoy, der seine Sänfte verlassen hatte, befehligte den rechten, der Herzog und Tilly den linken Flügel. Auf beiden wurde trefflich geführt und tapfer gefochten. Die erste halbe Stunde arbeitete nur das Geschütz. Dann warf Christian von Anhalt zwei Regimenter kaiserlicher Reiter. Ihm entgegen stellte Bucquoy den Wilhelm Verdugo und seine Wallonen, welche die Reiter Anhalts zersprengten und eine feindliche Batterie nahmen. Tilly schickte den Gegnern den Obristen Kratz in die Flanke und sie wurden vollständig geworfen. Verdugo eroberte mit eigner Hand eine Standarte und machte den Prinzen zum Gefangenen. Auf dem linken Flügel ging es ebenso gut und nach einer halben Stunde war der vollständigste Sieg errungen.

Wenige Stunden nachher erschien ein Parlamentair bei Bucquoy und zeigte ihm an, daß die Besatzung des Schlosses auf dem weißen Berge sich nur ihm ergeben wolle, da sie seine Großmuth kenne und ihr vertraue. Bucquoy befahl sogleich dem Baron Philipp von Merode[1]),

---

1) Johann und Philipp von Merode traten mit Beginn des Kriegs in die kaiserlichen Dienste. Johann, Baron von Petersem, zeichnete sich besonders bei Radelitz aus, fiel aber, an der Spitze von 500 wallonischen Kürassieren, bei Prag. Philipp, Baron von Warroux, kämpfte in Böhmen, Mähren und der Pfalz, ging dann nach Belgien zurück, wurde vom König von Spanien zum Marquis von Westerloo ernannt

der soeben seinen Bruder verloren hatte, das Schloß mit 200 Mann zu besetzen. Merode bewies bei Erfüllung dieser Aufgabe ebenso viel Muth als Humanität. Er vertheidigte das Leben seiner Gefangenen und das kostbare Mobiliar des Schlosses gegen die andern Truppen standhaft und erfolgreich. Von den Belgiern, welche Bucquoy gefolgt waren, sind in der Schlacht der Obrist de la Croix, Herr de la Motte (geb. zu Mons), der ein wallonisches Kürassierregiment befehligte, Johann von Merode, die Hauptleute de Mazures, de Villers und Domprée, der Lieutenant Trieux und zwei Fähnriche gefallen.

Als Bucquoy nach der Schlacht die Verwundeten besuchte, für deren Unterbringung in die Hospitäler er sofort gesorgt hatte, gab es eine rührende und ergreifende Scene, indem Alles in Freudenbezeigungen und Danksagungen ausbrach. Die Kräftigsten drängten sich zu ihm, umfaßten seine Knie und nannten ihn ihren Vater. Andere zeigten ihm lächelnd ihre Wunden. Andere, denen der Tod sich nahte und die es wußten, erinnerten ihn an ihre gemeinsamen Feldzüge und segneten seinen Namen.

Von Prag rückte Bucquoy mit seinen Spaniern und Wallonen gegen den Karlstein (13. Decbr.), dessen Besatzung ihn sofort übergab, da sie lediglich aus englischen Hilfsvölkern bestand, welche König Jakob seinem Schwiegersohne geschickt hatte und die ihren Auftrag durch die Flucht des Königs erledigt glaubten. Dieser unerwartete Glücksfall erlaubte es den Kaiserlichen, sofort in Mähren einzudringen. Iglau wurde genommen, Trebitsch und 20 andere Städte folgten; selbst Znaym

---

und † 1638. Er ist oft mit dem Reichsgrafen Johann von Merode-Thiant verwechselt worden, der 1633 als General zu Oldendorp bei Hameln fiel.

ging verloren, und die mährischen Stände unterwarfen sich Bucquoy, der sie für das Weitere an den Kaiser verwies. Den Beschluß des Feldzugs machte Bucquoy mit Zersprengung einer räuberischen Schaar, die von Ungarn aus die Grenzen beunruhigte, und mit Besetzung von Skalitz und Treuschin, worauf er die Winterquartiere zu Olmütz bezog.

Zu Anfang des Januars 1621 begab er sich, das Commando einstweilen dem tapfern Wilhelm Verdugo übertragend, nach Wien, um mit dem Kaiser sowol über die Unterwerfung Ungarns, als über seine eigene Ersetzung zu sprechen. Denn sein sehnlicher Wunsch war, seines glänzenden Ruhmes im Vaterlande und in der Mitte seiner Familie und Freunde zu genießen. Der Kaiser aber wollte ihn um keinen Preis entlassen und überhäufte ihn mit Gnadenbezeigungen. Er hatte ihm schon vorher die Grafschaft Gratzen verliehen; jetzt schenkte er ihm, außer andern Gütern, das prächtige Rosenberg in Böhmen. Bei der feierlichen Uebergabe der errungenen Trophäen stand Bucquoy an der Seite des Kaisers und nannte ihm, so oft ein Krieger eine feindliche Fahne vor die Füße des Souverains legte, den Ort des Gefechts und das Regiment, das die Fahne genommen. 85 Fahnen, Banner und Standarten, in weniger als drei Monaten genommen, wurden vor den Kaiserthron niedergelegt. Von dem frohgestimmten Kaiser erlangte Bucquoy endlich die Erlaubniß, nach Flandern zurückzukehren, sobald Bethlen Gabor die Waffen niedergelegt hätte. Dieses Sobald sollte er nicht erleben.

Bucquoy stieß an der Grenze Ungarns zu Verdugo und seinem Heere und führte es auf Presburg, in welches Bethlen Gabor 15,000 Mann geworfen hatte. Doch mußte es fallen, und Bucquoy hielt am 12. Mai seinen

Einzug in die Stadt, während die Garnison sich in das Schloß zurückgezogen hatte und die rothe Fahne aufsteckte. Auf dem Platze vor dem Schlosse läßt Bucquoy, trotz alles Abmahnens, seine Truppen die Revue passiren; drei Mal wird von den Mauern auf ihn geschossen, während er an der Front der Truppen herabreitet; die dritte Kugel streift sein Pferd, aber Bucquoy antwortet nur mit fröhlichem Zuruf. Am fünften Tage wird auch das Schloß übergeben, dessen Besatzung ehrenvollen Abzug erhielt. Bald folgen St. Georgen, Pösing, Modern, Altenburg, Tyrnau, Neytra, die Insel Schütt dem Beispiel und nehmen kaiserliche Besatzungen ein. Nun wird vor Neuhäusel gerückt, wo Graf Thurn befehligt. Täglich rückt hier Bucquoy aus seinem Lager, das Land zu recognosciren, nur von einigen Reitern begleitet, und schon einmal ward er dabei von mehrern Hundert Ungarn überfallen, die seine tapfern Wallonen doch glücklich zurücktrieben. Als dann die Horden Bethlen Gabor's das Land verwüsteten und die Zufuhren abschnitten, mußte man die Recognoscirungen und Fouragirungen mit größerer Truppenmacht decken, was aber regelmäßig einen Ausfall der Belagerten und oftmals heftige Gefechte zur Folge hatte. Am 3. Juli 1621 wurde, etwa eine Meile vom Lager, ein dahin bestimmter Transport von überlegenen Streitkräften angegriffen. Bucquoy ward benachrichtigt und, ohne sich auch nur die Zeit zu nehmen, sich vollständig zu wappnen, sprang er im leichten Reiterwams zu Pferde und sprengte der Stelle des Gefechts zu, nur von einem Reitertrupp und einigen Fußgängern begleitet. Angekommen, sieht er wohl, daß die Partie sehr ungleich steht. Doch er feuert seine Leute mit Stimme, Blicken und Winken an, ergreift ein Schwert und dringt auf die Feinde. Da wird

sein Pferd in die Brust getroffen und stürzt zusammen. Noch vertheidigt er sich, als ein Lanzenstoß ihn zum Fallen bringt und die Feinde ihm bald den letzten Athem entreißen. Ein ungarischer Graf Ladislaus Sturzo hat sich später berühmt, dem Feldmarschall den letzten, tödtlichen Stoß gegeben zu haben. Er hatte 16 Wunden erhalten. Sein Fall entflammte seine Soldaten zu solcher Wuth, daß sie die triumphirenden Feinde zurücktrieben und, zwar in sehr geschwächter Zahl, doch mit der Leiche ihres Helden ins Lager zurückkehrten.

Am 31. Juli bewegte sich ein ebenso zahlreicher als prachtvoller Zug, eine doppelte Haie von Soldaten entlang, durch die Straßen von Wien nach der Kirche der Cordeliers, wo eine Gruft den Leichnam des Feldmarschalls Bucquoy erwartete. Der Wunsch des Knaben war erfüllt: er hatte die letzten Ehren des Kriegers in noch glänzenderer Weise als sein Vater empfangen.

Auch das Vaterland trauerte um seinen Helden. Die Erzherzogin-Infantin, vor kurzem Mutter geworden, drückte den Hinterlassenen Bucquoy's ihr Beileid aus. Der Rector der Universität Löwen, Erycius Puteanus, schrieb dem Sohne des Feldmarschalls einen lateinischen Trostbrief, wie er mit seinem hochgebildeten Vater in mehrfachem gelehrten Briefwechsel gestanden. Vernuläus verfaßte zu seiner Ehre Gedächtnißreden[1]). Lambert von Vlierden besang die böhmischen Feldzüge in lateinischen Versen. Dionys Coppäus schrieb einen Panegyrikus. Olivier de Wree übertrug die Reden des Vernuläus in ein flämisches Gedicht.

1) Laus posthuma Bucquoi supremi S. Caesareae Majestatis Exercitus praefecti a quinque militibus Wallone-Belga, Italo, Germano, Hispano, Cosacco-polono celebrata. Stylo Nicolai Vernulaei. Lovani, 1622.

Der Kaiser wollte Heinrich van Bergh[1]) zu Bucquoy's Nachfolger gewinnen. Dieser jedoch schlug es aus. Ebenso Caraffa[2]), auch ein Waffengefährte Bucquoy's. Die größte Ehre bereitete dem großen Gegner Bethlen Gabor, indem er nach dessen Tode die Kaiserlichen nöthigte, die Belagerung von Neuhäusel aufzugeben, ihnen die meisten eroberten Plätze wieder entriß, bis in das Herz des Erzherzogthums eindrang und 1200 Dörfer, Weiler und Schlösser in Flammen aufgehen ließ.[3])

Bucquoy hinterließ einen einzigen Sohn, Karl Albert, Kämmerer des Kaiser Ferdinand's II. und des Erzherzogs Albrecht, Kriegsrath des Königs von Spanien, Ritter des goldenen Vließes, General der Cavalerie, Statthalter und Groß-Baillif des Hennegau. Dieser erzeugte in seiner Ehe mit Wilhelmine de Croy, Gräfin von Solre († 1663), sechs Kinder: Ferdinand, Karl Philipp, Landelin, Albert, Margarethe, vermählte Gräfin von Quesnoi und Argenteau, Marie Magdalene, vermählt mit Graf von T'Serclaes-Tilly. Landelin fiel als k. k. Obrist bei Salankenem gegen die Türken. Karl Philipp

---

1) Geboren zu Bremen von flüchtigen Niederländern 1573, trat er 1591 in spanische Dienste, machte dieselben Feldzüge, wie Bucquoy in seiner Jugend, zeichnete sich 1604 in der Vertheidigung von Oldensee aus, wurde 1618 Befehlshaber der spanischen Truppen in den Niederlanden, und folgte seinem Bruder Friedrich als Statthalter von Geldern und Zütphen. Er verschwor sich aber gegen Spanien und wurde 1632 zum Tode verurtheilt. Nach Holland entflohen, führte er dessen Heer gegen den zeitherigen Herrn und † im Exil 12. Juni 1638.

2) Hieronymus Fürst von Caraffa, Marquis von Montenegro, damals Generalcapitain der spanischen Truppen in Sicilien. Er war mit Hippolyta von Lannoy vermählt und † zu Genua 1633, 69 Jahre alt.

3) Vergl.: Rahl, Les Belges en Bohême; Bruxelles, Leipzig et Gand, 1850.

wurde 1688 in den spanischen Fürstenstand, als Fürst von Longueval, erhoben, diese Würde auch (1689) in den österreichischen Erblanden anerkannt. Aber die fürstliche Linie erlosch schon 1703 mit dem Fürsten Karl (Philipp?) Emanuel. Albert († 7. Oct. 1714), k. k. Kriegsrath, hat das Geschlecht fortgepflanzt, welches noch jetzt in dem Besitz der durch seinen großen Ahnen erworbenen Herrschaften Gratzen und Rosenberg, sowie der Allodialgüter Nusle und Werschowitz, ist und gegenwärtig in dem Grafen Georg (geb. 2. Aug. 1814, k. k. Kämmerer, vermählt 30. Mai 1847 mit der am 6. Jan. 1829 geborenen Prinzessin Sophie von Oettingen-Wallerstein) sein Haupt hat.

Der Vater des Grafen Georg war nicht im Dienste der Waffen, sondern in dem der Wissenschaften eifrig, ein merkwürdiger, geistreicher Sonderling. Georg Franz August de Longueval, Graf von Bucquoy, Freiherr von Vaux, war zu Brüssel am 7. Sept. 1781 geboren und auf der Ritterakademie zu Wien gebildet worden. Nachdem er durch den Tod seines Oheims (1805) in den Besitz der Fideicommißgüter gekommen war, bereiste er die Schweiz, Frankreich und Italien. Dann verheirathete er sich (15. Juli 1806) mit der Gräfin Marie Gabriele von Rottenhan (geb. 16. Jan. 1784), Erbin der Allodialgüter Rothenhaus, Prosnitz und Hauenstein. Er lebte nun auf seinen Gütern, widmete sich ganz seinen Lieblingsstudien: der Naturphilosophie, Mathematik, Physik, Chemie und Nationalökonomie und der Leitung bedeutender Fabriken, in deren Pflege er seiner Zeit voranging. Er hat mehrfache Schriften geschrieben, in denen aber allerdings die Naturphilosophie den tüchtigen Mathematiker zu sehr übermeistert hat. Ueberhaupt konnte er, bei unverkennbarer Begabung, vielseitiger Kenntniß und

regstem Eifer, doch die gewöhnlichen Einseitigkeiten und Gebrechen des Autodidakten nicht verleugnen. In den Taumel des Jahres 1848 soll auch er sich haben hineinziehen lassen, wo er denn an der Zerstörung des Werkes seines Ahnherrn gearbeitet hätte. Er kam darüber einige Zeit in Untersuchungshaft und † zu Prag am 19. April 1851.

XIV. Die Grafen von Flemming.

Das Geschlecht derer von Flemming, dessen Ursprung, wol auf Anlaß des Namens, aus den Niederlanden abgeleitet worden, hat doch seine ältesten nachweisbaren Sitze in Pommern gehabt, wo Böck [1]) bei Gülzow als ihr eigentliches Stammhaus betrachtet wurde, wo sie seit langen Jahrhunderten reich begütert waren, wo sie früher das Erblandmarschallamt von Stettin führten und noch heute das Erbmarschallamt von Hinterpommern bekleiden. Von Pommern aus haben sie sich über die Marken, nach Sachsen, nach andern deutschen Ländern verbreitet. Ebenso nach Schweden. Ob die Flemmings in Brabant und Schottland mehr als Namensvettern sind, mag dahingestellt bleiben. Den Stammbaum der pommerischen Flemminge führen die Genealogen bis auf Tham Flemming hinauf, der um 1295 gelebt haben soll. Schon mit seinen Söhnen und Enkeln schieden sich die Linien zu Böck, zu Ribbertow und zu Martentin.

Einige aus diesem Geschlechte haben eine vorstechende Rolle in der brandenburgischen, sächsischen, polnischen Geschichte gespielt. Zuerst that das Haino Heinrich (geb. 8. Mai 1632), ein Sohn des hinterpommerischen Land-

1) Es gehört gegenwärtig dem Erblandmarschall Julius von Flemming.

marschalls und stargarder Oberconsistorialpräsidenten Jakob von Flemming. Ein tapferer Soldat, wenn auch kein Feldherr, und ein gewandter Hofmann, war er von dem großen Kurfürsten 1681, auf Anlaß des finsterwalder Bündnisses, nebst dem tapfern von der Goltz[1]), ausdrücklich in kursächsische Dienste überlassen worden, trat aber zu derselben Zeit, wo Schöning den brandenburgischen Dienst mit dem sächsischen vertauschte, aus den Diensten Johann Georg's III. von Sachsen in die Friedrich's III. von Brandenburg zurück, und zwar als Generalfeldmarschall, Gouverneur von Berlin und Geheimer Staats- und Kriegsrath. Er befehligte ein abgesondertes Corps am Rhein, neben Spaen[2]), fand aber dabei keine Gelegenheit, glänzende Thaten zu verrichten. Nach Derfflinger's Tode erhielt er 1695 die Statthalterschaft von Pommern, trat aber 1698, mit 8000 Thaler Pension, aus dem activen Dienste, worauf er, noch am 16. Nov. 1700 vom Kaiser zum Reichsgrafen erhoben, auf seiner Herrschaft zu Buckow in der Mark lebte, wo er am 28. Febr. 1706 gestorben ist. Er war Spener's Freund und hatte den Uebergang dieses nach Berlin vermittelt. Er nahm sich auch Patkul's auf dessen Flucht an, der bei ihm durch Paykul eingeführt wurde und dabei den damaligen Obristen Jakob Heinrich Flemming zuerst kennen lernte. Er war drei mal verheirathet: 1) 3. September 1663 mit Barbara Gottliebe (geb.

1) Joachim Rüdiger Freiherr von der Goltz, der Stiefvater des Dichters Canitz, erst in französischen, 1654—1665 in brandenburgischen Diensten, seit 1661 Gouverneur von Berlin, 1665 dänischer, 1681 sächsischer Feldmarschall, 1683 beim Entsatz von Wien, † 1687.

2) Alexander Freiherr von Spaen (auch Spaan), aus dem Cleveschen, geb. 1619, † als Generalfeldmarschall und Gouverneur von Cleve 1693.

1645, † 1664), der jüngsten Tochter des braunschweigischen Generallieutenants Johann Kaspar von Klitzing; 2) im September 1667 mit Agnes Dorothea, einer Tochter Philipp Julius von Schwerin auf Zuchen, welche im Februar 1673 ohne Kinder starb; 3) im Juli 1674 mit Dorothea Elisabeth (geb. 6. Juli 1654, † 1740), der einzigen Tochter des Generalmajors Georg Adam von Pfuhl auf Buckow. Von der Letztern waren ihm zwei ihn überlebende Söhne geboren: 1) Johann Georg, geb. 16. Mai 1679, der in polnisch-sächsische Dienste trat und hier als Generallieutenant am 6. April 1747 †. Von seiner Gemahlin, Sigris Katharina (geb. 2. Nov. 1681, † 24. Juli 1765), einer Tochter des schwedischen Generalgouverneurs in Pommern, Nikolaus Grafen von Bielke, hatte er viele Kinder. Unter den Töchtern war Dorothea (geb. 1716) mit Friedrich Casimir von Grumbkow (1734) vermählt, und † 18. Nov. 1766. Sophie Eva Charlotte heirathete in erster Ehe den Obristlieutenant Leberecht von Busch, in zweiter Friedrich Wilhelm von Schack auf Radibor († 1742). Eva Charlotte Dorothea vermählte sich (5. Febr. 1739) mit Hans von Dieskau auf Zscheplin. Der Sohn, Graf Friedrich, auf Buckow, Posterstein, Krossen, preußischer Hauptmann, geb. 29. Oct. 1707, † am 22. Juni 1777 als der letzte männliche Sprosse der ganzen Linie. Von seiner Gemahlin, Karoline Johanne, einer Tochter des bekannten preußischen Generalfeldmarschalls Friedrich Wilhelm von Grumbkow, die er am 12. Mai 1730 heimführte, hinterließ er nur Töchter, von denen Wilhelmine Karoline sich mit dem Grafen Konrad Maximilian von Flemming Ivischer Linie (s. unten) vermählte (22. Oct. 1760), Christiane Karoline aber (geb. 1721) am 5. März 1767 den preußischen Obristen Karl Wilhelm von Kreckwitz

(† 4. Sept. 1774) heirathete. Eine dritte Tochter, die sich 1751 mit dem preußischen Major Johann Friedrich von Löben vermählte, † schon im Febr. 1756. 2) Adam Friedrich zu Hermsdorf, geb. 18. April 1688, † 24. Oct. 1744, war polnisch-sächsischer Kammerherr, und hatte sich am 29. Nov. 1708 mit Katharine Henriette, einer Tochter des dänischen wirklichen Geheimen Raths Johann Heinrich von Ahlefeld auf Sestermühle, vermählt, welche, am 26. Febr. 1690 geboren, am 9. Dec. 1721 im Kindbette starb. Auch sie hinterließ ihm nur Töchter, von denen Francisca Henriette Friederike, Erbfrau auf Puschwitz[1]), geb. 24. Aug. 1712, den edeln und kunstsinnigen Hofmarschall des Kurprinzen Friedrich Christian, Freiherrn Gallus Maximilian von Racknitz heirathete (20. Juli 1735), am 27. Oct. 1758 zur Witwe wurde und am 4. Oct. 1790 starb. Eine Tochter Haino Heinrich's war mit dem polnischen Krongroßschatzmeister Przebendowski vermählt, was für seinen Neffen sehr wichtig werden sollte.[1])

Früher noch war der gräfliche Zweig im Mannsstamme erloschen, der von dem ältern Bruder Haino Heinrich's, von Georg Kaspar, stammte. Georg Kaspar, geb. 28. April 1630, wurde kurbrandenburgischer Geheimer Rath und Präsident im hinterpommerischen Hofgerichte, erhielt mit seinem Bruder 1700 die reichsgräfliche Würde und † 4. Mai 1703. Seine Gemahlin, Agnes Helene (geb. 12. Sept. 1646, vermählt 5. Juli 1663, † 3. Sept. 1696), eine Tochter Ewald Joachim's von

---

1) Durch Schriftsteller, denen es zu langweilig ist, sich um die Genealogie zu kümmern, ist in diese Verhältnisse viel Confusion gekommen. Häufig wird Jakob Heinrich für den Sohn Haino Heinrich's, für den Schwager, für den Schwiegervater des Krongroßschatzmeisters gehalten.

Flemming auf Böck und Ribbertow, hatte ihm mehre Söhne geboren, die sich in polnisch-sächsischen Angelegenheiten geltend machten. Am bedeutendsten trat darunter der zweite Sohn hervor: Jakob Heinrich. Derselbe war am 14. März 1667 geboren. Nachdem er mit seinen beiden Brüdern in Frankfurt a. d. O. und Utrecht studirt hatte, schloß er sich 1688 dem weltgeschichtlichen Zuge Wilhelm's von Oranien nach England an. Im folgenden Jahre trat er in brandenburgische Dienste und focht tapfer bei Fleury und Heilbronn, sowie 1693 mit den englischen Truppen bei Orbassan in Piemont. 1693 kam er nach der Schlacht bei Marsiglia zu der alliirten Armee an den Rhein und bot dem Kurfürsten Johann Georg IV. seine Dienste an, der ihn auch sogleich zu seinem Generaladjutanten und Obristen machte. Kurfürst Friedrich August bestätigte ihn in diesem Posten und gab ihm ein Regiment Grenadiere. Bald wurde er der entschiedene Günstling und das gewandteste Werkzeug des neuen Kurfürsten Friedrich August, wobei er sich jedoch weniger in den innern sächsischen Angelegenheiten, als in den auswärtigen und besonders in den polnischen Sachen geltend machte. Wenn wir die Charakteristiken betrachten, welche Pöllnitz und der Verfasser des Portrait de la cour de Pologne von ihm geben und dabei — wie man bei diesen Leuten allemal muß — den Tadel als jedenfalls übertrieben betrachten, dagegen von den guten Eigenschaften, die sie an ihm rühmen, annimmt, daß sie in hohem Grade vorhanden gewesen sein müssen, weil selbst jene Lästerzungen sie nicht ableugnen konnten, und wenn man weiter in Betreff einiger der ihm zur Last gelegten Fehler beherzigt, daß es solche waren, die sich eben bei allen Hofmännern und Diplomaten jener Zeit finden und ohne die vielleicht da-

mals Niemand als Hofmann und Diplomat Erfolge haben konnte, so wird man auf die Meinung geführt werden, daß der Kurfürst nicht so übel gewählt hatte. Sie werfen ihm vor, daß seine anscheinende Freimüthigkeit affectirt gewesen sei, daß er zuweilen selbst seinen Gebieter grob und rücksichtslos behandelt habe, was sonst der Höflinge Weise nicht ist und was auch, wenn es wirklich die Grenzen überschritten hätte, gerade jener Fürst gewiß nicht geduldet haben würde. Sie geben ihm Prahlsucht, Ehrgeiz, Gleichgiltigkeit über die Wahl der Mittel Schuld. Aber sie rühmen seine Tapferkeit, seine unermüdliche Thätigkeit und Arbeitskraft, die Leichtigkeit, mit der er die schwierigsten Geschäfte behandelte, seinen regen und unternehmenden Geist.

Er begleitete den Kurfürsten als Obrist 1695 und 1696 nach Ungarn, wo er den Obristlieutenant Baron von Löwel im Duell entleibte. Im Mai 1697 kam sein Verwandter, Johann von Przebendowski, damals Castellan von Culm, später polnischer Krongroßschatzmeister, nach Dresden, wo er und Flemming den Gedanken des Kurfürsten, sich um die polnische Königskrone zu bewerben, wenn nicht zuerst erweckten, doch nach Möglichkeit pflegten, der Pole aber sogleich bemerkte, daß es große Summen kosten werde, wenn man über die Partei des Prinzen Conti siegen wolle. Oesterreich[1]) und Brandenburg machten Vorschüsse. Bei den wiener Jesuiten sollen Diamanten verpfändet worden sein. Der Bischof von Raab, Christian August von Sachsen-Zeitz[2]), gab

---

1) Es hatte erst für Jakob Sobieski 150,000 Thaler bestimmt, wendete sie aber, als dessen Sache hoffnungslos wurde, dem Kurfürsten zu.

2) † als Cardinal und Erzbischof von Gran 1725. Sein Neffe

auch etwas Geld her, und so reiste Flemming mit überlegenen Mitteln nach Polen, wo zwar bei der ersten Wahl (16/26. Juni 1697) drei Viertheile der Stimmen auf Conti fielen, aber da der Primas in der Hoffnung, eine Vereinigung zu erzielen, mit der Bekanntmachung der Wahl zögerte, über Nacht die sächsische Partei noch die Anhänger Jakob Sobieski's und einige zeither französisch Gesinnte gewann [1]), sodaß es am 17/27. zu einer Doppelwahl kam, und der Primas den Prinzen Conti, der Bischof von Cujavien den Kurfürsten als König ausrief. Flemming beschwor im Namen August's II. die Pacta conventa und dieser selbst rückte mit 8000 Sachsen über Breslau nach Tarnowitz an die polnische Grenze. Hier empfing ihn der Woiwode von Volhynien, Jablonowski, mit mehr als 1000 Polen, denen ihr neuer König mit einer Kleidung entgegentrat, deren Werth man auf eine Million schätzte. Am 2/12. Sept. zog er mit großer Pracht in Krakau ein, wo er am 5/15. durch den Bischof von Cujavien gekrönt ward. Das Schloß wollte Graf Wielopolski anfangs nicht übergeben, that es aber, nachdem August seiner Gemahlin ein Armband mit Brillanten und ihm eine goldene Dose mit 2000 Ducaten geschickt hatte. Die Wächter der Reichskleinodien lieferten zwar die Schlüssel nicht aus, aber zwei darunter ließen die Wand einschlagen,

---

Moritz Adolph wurde auch durch ihn katholisch und Bischof von Leitmeritz.

1) Die Anhänger Jakob Sobieski's sollen von ihm die Beschaffung von 300,000 Thalern verlangt haben, welcher Foderung er zu genügen außer Stande war. Dann bot sie ihr Führer Potocki dem französischen Gesandten, Abbé Polignac, für 60,000 Thaler an. Da dieser nicht soviel anwenden wollte oder konnte, verkaufte er sie an Flemming und dem Beispiele folgten dann Andere.

worauf man das Nöthige auch ohne Schlüssel herausholen konnte. Zwar war Prinz Conti[1]) endlich (Sept.) von Paris abgereist und hatte sich (7.) in Dünkirchen eingeschifft, war auf der Rhede von Danzig angelangt und bei Oliva vor Anker gegangen. Der Adel der umliegenden Bezirke fand sich zahlreich im Kloster Oliva ein und unterhandelte, die mächtigen Sapiehas an der Spitze, über die entscheidende Frage der Subsidien. Die Städte aber erklärten sich, unter Danzigs Vortritt, für August. Dieser schickte ein combinirtes sächsisches Corps unter dem Castellan von Posen, Gelecki, und den Generalen von Brandt und Graf Flemming von Krakau ab, und dieses Corps fand um so weniger Widerstand, als die französische Partei immer mehr zerfiel, da die Franzosen nur Versprechungen gemacht, August aber baar und reell bezahlt hatte. Als August der Gemahlin eines der eifrigsten Anhänger Conti's, des Krongroßschatzmeisters Lubomirski[2]), eine Toilette mit 20,000 Ducaten geschickt hatte, trat auch Lubomirski zu ihm über. Ein Beispiel zog das andere nach sich und bald riethen die letzten Anhänger des Prinzen ihm nur, sich nach Stettin zu begeben. Denn auch sie wollten ihren Theil an der Beute, die bei jedem Regierungswechsel zu machen war. Als am 8. Nov. die sächsischen Reiter vor Oliva erschienen, fanden sie nichts zu thun, als seine Wagen und die Habseligkeiten eines Theils seiner Anhänger und Begleiter zu plündern.

---

1) Franz Louis de Bourbon, Prinz de la Roche sur Yon und de Conti, zweiter Sohn des Prinzen Armand, geb. 1664, † 1709.

2) Hieronymus, seit 1692 Krongroßschatzmeister, 1702 Kronfeldherr, † 20. April 1706. Er war mit Anna Victoria von Boukom, der ältern Schwester der Frau seines Bruders, der nachherigen Fürstin von Teschen, vermählt, welche 22. Dec. 1707 †. Zwei Söhne von ihm und ein Enkel wurden später sächsische Generale.

Auch der Cardinal-Primas (Michael Radziejowski) wurde (wenigstens für jetzt) gewonnen, nachdem man seiner Freundin, der Castellanin von Lenczicz, zwei schöne Garnituren von Diamanten und Saphiren geschickt und ihm selbst 100,000 Thaler gespendet hatte. Der König ließ die sächsischen Regimenter, welche, 10,000 Mann stark, soeben (1. Sept.) an dem großen Türkensiege Eugen's bei Zentha ruhmvollen Antheil genommen, mit Zustimmung des Kaisers nach Polen kommen und zog nun im Triumph, durch Hunderte von Ehrenpforten, von Krakau nach Warschau, wo er aufs feierlichste empfangen ward. Hier fanden sich auch die Sapiehas ein (9. Jan.), zuletzt noch durch russische Drohungen entschieden, und bald waren sie ganz auf August's Seite, während der niedere litthauische Adel, durch ihr Verfahren verletzt, sich unter die Oppositionsfahne Oginski's schaarte. Auch in Marienburg, Danzig und Elbing hielt August II. pomphafte Einzüge.

Nach solchen Erfolgen, welche freilich sehr viel gekostet hatten, wurde auch der gewandte Unterhändler belohnt. Er war Generalmajor und Geheimer Kriegsrath geworden und hatte das Generalpostmeisteramt in Kursachsen als erbliches Lehen erhalten. (Dieses verkaufte er schon 1700 wieder an den König für 150,000 Thaler und eine Pension von 1000 Thalern, nur den Titel Erbpostmeister vorbehaltend, den er seinem Bruder abtrat.) Schon 1699 rückte er weiter zum wirklichen Geheimen Rath und Generallieutenant auf. Zu Ende dieses Jahres führte er ein Heer zunächst nach Lithauen, wo die Sapiehas und Oginskis in offener Fehde standen, welche erst die persönliche Gegenwart des Königs beschwichtigte. Auf diesem Zuge hatte der junge Potocki den Przebendowski gröblich beleidigt und ward

von Flemming zum Tode verurtheilt. Da aber Jablonowski sich seiner annahm und man Bedenken trug, sich diesen zum Feinde zu machen, so that Przebendowski großmüthig einen Fußfall bei August und erbat das Leben seines Feindes.

Während Flemming in Lithauen war, verliebte er sich in die Reize oder sonstigen Vorzüge einer Sapieha und verlobte sich mit ihr, unter der Bedingung, sich Amt und Besitzthum in Lithauen zu verschaffen. Die Erfüllung dieser Bedingung war, der Indigenatsverhältnisse halber, nicht so leicht. Doch bezeugte das Burggericht zu Glochow, daß einmal ein Flemming über Güter in diesem Gerichtsbezirke zu verfügen gehabt habe. Unterdessen waren die Pläne gegen Liefland dahin gereift, daß man ernstlich einen Schlag gegen dieses ins Auge faßte. Flemming, der den Bund mit Dänemark unterhandelt hatte, und Patkul theilten dem Cardinal-Primas den Plan und die Bedingungen mit, unter denen Liefland an Polen kommen sollte, und er billigte alles, nahm auch eine Schuldverschreibung von 100,000 Thalern an, freilich nur, wie er später sagte, damit sie ihm künftig als Beweismittel gegen den König dienen könne. Der erste Anschlag gegen Riga, nach der Weise politischer und militairischer Abenteurer und Naturalisten auf eine Ueberrumpelung abgesehen, war von Patkul gemacht, der aber nicht befehlen konnte, und nur dem wirklichen Befehlshaber Flemming bekannt, der noch nicht beim Heere war, weil er sich eben, nach Erlangung der Würde als Großstallmeister von Lithauen, mit der Gräfin Sapieha vermählt hatte (Decbr. 1699). Man stand nur zwölf Meilen von Riga, ohne zu wissen, was man thun sollte, ließ den bis dahin in Sicherheit gewiegten Schweden Zeit, achtsam zu werden und sich zur Gegenwehr zu

rüsten, faßte dann einen zweiten, noch abenteuerlicher angelegten Plan, welcher fehlschlug, und versäumte endlich den rechten Zeitpunkt zum offenen Angriff auf Riga. Auch ein Streifzug, den Flemming mit dem Obristen Milkau[1]) ins Wendensche unternahm, hatte keinen sonderlichen Erfolg. Dafür griff Carlowitz[2]) Dünamünde an, Flemming rückte nach, und die Festung mußte, nach tapferster Gegenwehr und erkauft durch den Tod des tapfern Carlowitz, fallen (26. März 1700). Flemming taufte sie in Augustenburg um, und sandte seinen Bruder mit der Nachricht von dem Siege nach Warschau, wohin er selbst sich im April zu dem Könige begab.

Dann aber kamen die Schweden und mit den Siegen war es vorbei. Polen und Lithauer, letztere ohnedies über das Eindringen Flemming's misvergnügt, thaten so wenig, wie die Liefländer, und von den sächsischen Befehlshabern gab Einer dem Andern die Schuld der Unfälle. Die Freundschaft Flemming's und Patkul's löste sich in jener Zeit auf und verwandelte sich in ihr Gegentheil. Am 23. März 1701 ging Flemming nach Berlin, um, wo möglich, den preußischen Hof zur Mit-

---

1) Moritz Friedrich von Milkau, geb. 1671, 1704 Generalmajor, 1715 Generallieutenant, 1732 General der Cavalerie, 1736 Chef der Armee, † 5. Aug. 1740.

2) Georg Karl von Carlowitz auf Gallschütz, Sohn Georg Karl's auf Alt-Schönfels und Anna Maria's von Römer, geb. 1652, studirt zu Leipzig, reist in den Niederlanden, England und Italien, geht zur kaiserlichen Armee nach Ungarn, verweilt während der Belagerung von Wien durch die Türken bei seinem Bruder Hans Adolf, dem Commandanten von Presburg, kämpft gegen die Türken, 1685—86 in Morea, dann wieder in Ungarn, wird 1689 Generaladjutant des Kurprinzen von Sachsen, nachherigen Kurfürsten Johann Georg IV., wohnt 1694—98 den Feldzügen am Rhein und in Ungarn bei. Er war mit Dorothea Elisabeth Thoß von Erlebach vermählt, mit der er Hans Karl auf Schwarzbach erzeugte.

wirkung zu bestimmen. Hier blieb er bis zum Juli. Den Oberbefehl der Sachsen führte erst der Prinz Ferdinand von Kurland, unter welchem Flemming nicht dienen wollte, dann der Feldmarschall Steinau.[1]) Die Geschäfte gingen bekanntlich schlecht, da die Russen, auf die doch gerechnet war, damals ihre Kriegsschule erst anfingen. Sie wie die Sachsen wurden aus Liefland vertrieben; der Cardinal-Primas und die Sapiehas waren die ersten, die von August abfielen; die Schweden rückten schon im Mai 1702 in Warschau ein und Karl XII. erklärte offen seine Absicht, August zu entthronen. Er siegte (9/19. Juli 1702) in der Schlacht bei Clissow, weil die Polen nach dem ersten Angriffe flohen. Schulenburg's Geschicklichkeit sicherte den tapfer kämpfenden Sachsen einen leidlichen Rückzug. In dieser Schlacht begegnen wir auch Flemming wieder, der darin gefährlich verwundet ward. Mit Schulenburg vertrug er sich übrigens schlecht und hatte ein gefährliches Duell mit ihm zu bestehen. Dann ging er (1703) als Gesandter nach Kopenhagen. 1705 wurde er General und Cabinetsminister und erhielt den Oberbefehl über die Cavalerie, während Schulenburg die Infanterie befehligte. 1706 wurde er wirklicher Geheimrath und Chef der Garde. Das Königreich, das er seinem Gebieter verschafft hatte, ging inzwischen — für einige Jahre — verloren, aber seine Gunst hielt aus. Er wurde 1708 Gouverneur von Dresden. Als er 1710 zum Geheimen

---

1) Adam Heinrich von Steinau, aus dem Hennebergischen, erst in hannoverischen, seit 1693 in venetianischen Diensten, erobert 1694 Scio, 1696 siegreich in Morea, baut die Festungswerke am Isthmus von Korinth, tritt nach Schöning's Tode in sächsische Dienste, 1706 wieder in venetianische, zieht sich aber bald auf seine Güter bei Pilsen zurück, wo er 1712 †.

Kriegsraths-Präsidenten ernannt wurde und, nach dem Tode des Feldmarschalls Ogilvy[1]), den Oberbefehl über die Armee erhielt, nahm Schulenburg seinen Abschied und trat in die Dienste Venedigs, wo er seine schönsten Lorbeeren erringen sollte. Die polnische Krone ward, unter August's persönlichem Befehl, zurückerobert. 1711 rückte er mit 20,000 Sachsen, Russen und Polen nach Pommern, brachte auch 1712, wo er Feldmarschall wurde, den schwedischen Feldmarschall Steenbock in so gefährliche Lage, daß derselbe einen Waffenstillstand einging. Die inzwischen verabredeten Friedenspunkte genehmigte Karl XII. nicht und Steenbock hatte inzwischen Zeit gewonnen, die Dänen bei Gadebusch zu überfallen und gänzlich zu schlagen. Flemming eilte zur Hilfe herbei, kam aber zu spät, und nur mit 3000 Reitern, da die erwarteten 15 Bataillone Russen ausblieben. Die Schlacht hatte schon begonnen, als er anlangte, und die Positionen waren zu ungünstig. Flemming befehligte auf dem linken Flügel, wich aber bald dem überlegenen Andrange der Schweden. Als aber Steenbock, verleitet, wie es scheint, durch den schwedischen Gesandten Grafen Moritz von Vellingk[2]), als Repressalie für die Einäscherung Stades durch die Russen, Altona niedergebrannt hatte

1) Georg Benedict Freiherr von Ogilvy, ein Schotte, jedoch in Böhmen geboren, Sohn Georg Jakob's, geb. 1648 oder 1651, erst in österreichischen, dann 1693 in russischen, dann in kursächsischen Diensten, 1709 Feldmarschall, † zu Danzig 8. oder 10. Oct. 1710. Er war Reichsgraf geworden, hatte eine böhmische Dame geheirathet, Zehreszan bei Prag für 120,000 Fl. gekauft und das böhmische Indigenat erhalten. Sein Sohn, Hermann Karl, geboren zu Prag 31. Dec. 1679, stieg in österreichischen Diensten bis zum Generalfeldmarschall (1745) auf, war mit einer Gräfin Waltz vermählt, und † im Juni 1751.

2) Er gab während des Brandes von Altona ein Banket in Hamburg und führte seine Gäste auf die Wälle, um ihnen das Schauspiel zu zeigen.

(9. Jan. 1713), da verwandelte sich der Segen, den der vergebens fußfällig um Erbarmen flehende Probst Saß noch über den unerbittlichen Feind gesprochen hatte, für ihn in Fluch[1]), und bald sah er sich in Tönningen eingeschlossen und mußte sich (16. Mai) mit seinem ganzen Corps ergeben. Bei den mancherlei Unterhandlungen, die während dieser Zeit gepflogen wurden, hatte sich übrigens Flemming wiederholt geneigt gezeigt, die Partei zu wechseln, und mehr die Umstände, als der Wille, hielten die vielköpfige Allianz zusammen. Er ließ sich auch, wie Mentschikoff, bestimmen, gegen Erstattung von 400,000 Thalern Belagerungskosten, Preußen im Vertrage von Schwedt (6. Oct. 1713) die alleinige Sequestration Stettins zu überlassen. Die Belagerung von Stralsund leitete Wackerbarth[2]), und Flemming ward 1715 in Polen verwendet, wo man fortwährend mit meuterischen Conföderationen zu kämpfen hatte. Diese brachten ihn einst so ins Gedränge, daß er nur als Kapuziner verkleidet zu dem König nach Warschau gelangen konnte, den er dann nach Danzig zu einer Zusammenkunft mit dem Zaren begleitete (1716). 1717 beschuldigte ihn König Stanislaus, daß er den Plan gemacht habe, ihn durch sächsische Offiziere aus Zweibrücken entführen zu lassen, welcher Anschuldigung König August in einer öffentlichen Schrif mit der Bemerkung widersprach, wenn er zu solchen Mitteln hätte greifen wollen, so würde er leicht schwedische Offiziere gefunden haben, die sich ihm mehrmals dazu angeboten hätten. Der Tod Karl's XII. machte diesen Wirren ein Ende, und das fernere Leben Flem-

1) Das sagte Steenbock später selbst, und daß er seit der Einäscherung Altonas keine frohe Stunde mehr genossen.

2) Th. III., S. 316 ff.

ming's verfloß ruhiger. Er starb, im Genuß seiner Gunst und seines Glücks, am 30. April 1728 auf einer Reise in Wien. Er war zwei Mal vermählt, 1) mit der Gräfin Sapieha, 2) mit der Prinzessin Thekla von Radzivil. Nur die letztere gebar ihm seinen Sohn, der ihm aber auch bald im Tode folgte.

Sein ältester Bruder, Graf Joachim Friedrich, geb 27. Aug. 1665, studirte in Frankfurt a. d. O., reiste darauf 1681 durch Holland und die Schweiz nach Turin, wo er 1½ Jahr blieb, und dann noch in andere Theile Italiens. In Venedig traf er den damaligen Kurprinzen Johann Georg von Sachsen, dessen Vater, Johann Georg III., er sich bei seiner Rückkehr zu Frankfurt a. M. vorstellte, worauf er Hauptmann bei der Garde wurde. 1692 trat er in gleicher Eigenschaft in kurbrandenburgische Dienste, wo er zum Obristlieutenant aufrückte und die Feldzüge in Ungarn mitmachte. 1698 trat er, als Obrist und Kammerherr, wieder in sächsische Dienste, wurde 1699 Generalmajor, 1707 Generallieutenant, 1714 General der Cavalerie und 1724 Gouverneur von Leipzig, wo er am 12. Oct. 1740 starb. Er war (11. Nov. 1696) mit Charlotte Christine von Watzdorff, verwitweten von Vitzthum, vermählt, die er am 26. Jan. 1738 verlor. Sie hatte ihm zwei Töchter geboren: Eva Charlotte Friederike, die den Hofmarschall Johann Georg von Einsiedel heirathete, und Christine Friederike, die Gemahlin des Grafen Moritz Karl von Lynar. Letztere überlebte der Vater, da sie schon am 24. März 1730 starb. Ein dritter Bruder, Graf Bogislaus Bodo, geb. 24. April 1671, stieg gleichfalls in kursächsischen Diensten zum Generallieutenant der Cavalerie auf, als welcher er am 14. Oct. 1732 starb. Er hatte sich 11. März 1703 mit Luise (geb. 26. Juni 1685,

† 2. Nov. 1720), einer Tochter des preußischen Generals der Cavalerie, Joachim Friedrich von Wreech auf Büsse, vermählt, und von den von dieser geborenen Töchtern heirathete Dorothea Charlotte Luise (geb. 18. Aug. 1706) am 24. Jan. 1724 den Oberamtshauptmann Grafen Friedrich Kaspar von Gersdorf († 16. Juli 1751), Jakobine Henriette (geb. 21. Jan. 1709) am 25. Mai 1724 den Grafen Georg von Werthern zu Eythra († 15. Dec. 1768) und Agnes Auguste (geb. 20. Febr. 1716) am 22. Juni 1733 den Grafen Friedrich Ludwig von Wartensleben.

Diese erste gräfliche Linie erlosch also im Mannsstamme schon 1777. Die noch blühende stammt aus dem Hause Iven. Felix Friedrich (geb. 1659), ein Sohn des k. k. Majors Felix Paris, ein Enkel des pommerschen Geheimen Raths Hans Heinrich von Flemming († 1622), Herr auf Iven, Ribbertow, Zebbin rc., königl. preuß. Geheimrath und Erblandmarschall in Pommern, wurde 25. Nov. 1712 vom Kaiser Karl VI. in den Reichsgrafenstand erhoben und † 20. Aug. 1738. Er war mit Dorothea Sophie (geb. 1675), einer Tochter des Freiherrn Franz Ludwig von Flemming auf Ribbertow, vermählt, welche am 5. Mai 1754 starb. Sein ältester Sohn, Graf Georg Detlev (geb. 20. März 1699), suchte auch, nach dem Vorgange seiner Vettern, in Sachsen und Polen sein Glück, und wurde in kursächsischen Diensten 1728 Obrist, 1734 Generalmajor. Nachdem es ihm aber 1738 gelungen war, lithauischer Feldzeugmeister zu werden, wendete er sich ganz nach Polen, wo er sich (13. Febr. 1744) mit Antoinette, einer Tochter des lithauischen Großkanzlers, Fürsten Friedrich Michael Czartoryisky, vermählte und nach deren schon am 26. März 1746 erfolgten Tode deren Schwester Constantia heim-

führte (20. Febr. 1749). Er † im December 1771. Es war ihm die günstige Beendigung eines seit 1726 ensponnenen Processes geglückt (1742), welchen die Flemmings mit den Limburg-Styrums um die niederländische Herrschaft Borkeloo, zwischen Münster und Zütphen, die von Letzteren an Jene verkauft worden war, führten, und er soll 10—12 Millionen Fl. hinterlassen haben. Damit hat er nicht sein Geschlecht, sondern die Czartoryisky bereichert. Denn er hinterließ eine einzige Tochter aus erster Ehe, Eva Isabella (geb. im März 1746), welche er 1761 an den Fürsten Adam Czartoryisky vermählte. Noch jetzt ist Borkeloo im Besitze des Hauptes dieser Familie, des Fürsten Adam, und hat ihm auch durch die Confiscationsmaßregeln nicht entzogen werden können, die seine polnischen Besitzungen betroffen.

Auch ein zweiter Sohn Felix Friedrich's, Graf Karl Georg Friedrich, wendete sich nach Sachsen. Geboren am 17. Nov. 1705, trat er in kursächsische Dienste, wurde sächsischer General der Infanterie und polnischer Generallieutenant, sowie Starost von Mewe. Er war durch die Brühl'sche Periode mit so unbeflecktem Rufe gegangen, daß ihm Kurfürst Friedrich Christian, als Geheimen Cabinetsminister und wirklichem Geheimen Rathe, 1763 das Departement der auswärtigen Angelegenheiten zutheilte, † aber schon am 19. Aug. 1767. Auch er hatte sich mit einer vornehmen Polin vermählt (23. Sept. 1745), mit Henriette Charlotte (geb. 18. Juli 1720, † 23. Oct. 1782), einer Tochter des Fürsten Jakob Alexander Lubomirski[1]), und der ihm von dieser ge-

1) Geb. 11. Mai 1695, kursächsischer General der Infanterie und Chef der Leibgrenadiergarde, † zu Dresden 16. Nov. 1772. Er war mit einer Gräfin von Vitzthum, einer Tochter des im Duell gefallenen Grafen Friedrich, vermählt und von seinen Töchtern heira-

borene Sohn[1]), Johann Heinrich Joseph Georg (geb. 9. März 1752, † 7. Juni 1810), welcher polnischer Krongroßschwertträger gewesen war, diese Charge aber 1775 verkauft hatte, ist der Vater des jetzigen Grafen Karl Ludwig Adam Friedrich (geb. 18. Dec. 1783), welcher bis 1844 königlich preußischer Chefpräsident der Regierung zu Erfurt war, die Herrschaft Crossen bei Zeitz, Groß-Helmsdorf bei Weißenfels und das Stammgut Iven bei Anclam besitzt, und aus seiner Ehe mit einer Gräfin von Hardenberg drei Söhne und vier Töchter am Leben hat.

Ein dritter Sohn Felix Friedrich's, Graf Konrad Maximilian, geb. 12. Dec. 1712, ging in preußische Kriegsdienste, war Obristlieutenant des Treßkow'schen Infanterieregimentes, quittirte aber 1760, wo er sich, wie oben erwähnt worden, mit einer Tochter des letzten Grafen aus der Linie Haino Heinrichs vermählte. Noch gehörte dem Hause Iven der Graf Ernst Bogislav an, welcher gleichfalls anfangs in sächsischen Diensten war, dann aber in preußische Dienste trat und ein aus den bei Pirna gefangenen Sachsen errichtetes Regiment erhielt, das ihm hoffentlich davongelaufen sein wird. Ueber den Grafen Flemming, welcher preußischer Gesandter in Rio de Janeiro gewesen und 1827 gestorben ist, haben wir zur Zeit nichts Näheres ermitteln können.

---

thete Friederike Constanze erst den französischen Diplomaten Grafen des Alleurs, dann einen de la Bourdonnaye, Henriette Charlotte unsern Grafen Flemming und Luise Amalie den sächsischen Feldmarschal Grafen Rutowski.

1) Von seinen Töchtern ward Charlotte Henriette an den Grafen Karl Ludwig zu Stolberg-Stolberg, Luise aber an Johann Nepomuck von Przebendowski auf Kolibki vermählt, sodaß also die alten Beziehungen der Flemmings zu diesem polnischen Hause erneuert wurden.

XV. Susanne Henriette d'Elbeuf.

Das Haus Lothringen-Elbeuf mit seinen beiden Absenkern, dem ältern und jüngern Zweige der Grafen von Harcourt, stammte von René, dem siebenten Sohne Claude's (geb. 20. Oct. 1496, † 12. April 1550), der das von König Franz I. zur herzoglichen Würde und zur Pairie erhobene Haus Lothringen-Guise gegründet hatte. Nachdem das Haus der Guise in seinem letzten männlichen Sprossen Franz Joseph, dem siebenten Duc de Guise, 1675 und am 3. März 1688 auch in der weiblichen Descendenz mit dessen unvermählt gebliebener Großtante Marie, Mademoiselle de Guise genannt und Erbin ihres Großneffen, ausgegangen war, floß das Blut Claude's, des ersten Guise, noch gegen 140 Jahre lang in den Nachkommen jenes siebenten Sohns, des Marquis von Elbeuf, fort. René, geb. zu Joinville 14. Aug. 1536, half 1552 Metz gegen die Spanier und Deutschen vertheidigen, geleitete 1561 seine Nichte Maria Stuart [1]) heim nach Schottland und starb, erst 30 Jahre alt, im J. 1566. Aus seiner Ehe mit

1) Tochter der ältesten seiner vier Schwestern, Marie (geb. 22. Nov. 1515), welche 9. Mai 1538 zu Paris mit Jakob V. Stuart von Schottland vermählt wurde.

Louise de Rieux, welche ihm die nachmals verkaufte Baronie Arcenis als Heirathsgut zubrachte, hatte er eine Tochter und einen Sohn.

Letzterer, Karl I. (geb. 18. Oct. 1556), Marquis und seit 1581 Herzog von Elbeuf, Graf von Harcourt, Vicomte von Lillebonne, Brionne und la Carnaille, Baron von Arcenis, begleitete 1573 den Herzog von Anjou nach Polen und 1581 dessen Bruder, den Herzog von Alençon, auf dem gleich abenteuerlichen Feldzuge in die Niederlande, und sah zur Belohnung seiner Dienste sein Marquisat zum Herzogthum und sich zum erblichen Pair erhoben. Demungeachtet traf auch ihn die königliche Ungnade, wie seine guiseschen Vettern, Heinrich le balafré und dessen Bruder, den Cardinal Ludwig, die Häupter der Ligue, welche 1688 zu Blois ermordet wurden. Zur gleichen Zeit wurde Karl I. verhaftet und, auch nach Heinrich's III. Ermordung, bis 1591 gefangen gehalten. Seine Aussöhnung mit Heinrich IV. erfolgte 1594, worauf er das Gouvernement über Bourbonnais erhielt und 4. August 1605 zu Moulins mit Tode abging. Vermählt war er mit Margarethe Chabot, Gräfin von Charny und Buzençois († 87 Jahre alt, 9. Sept. 1652). Der ältere seiner Söhne, Karl II., wegen Theilnahme an Gaston's von Orleans Complot im März 1631 des Hochverraths schuldig erklärt, flüchtete in die Niederlande und erlangte erst 1643 durch die Königin Witwe seine Begnadigung und die Erlaubniß zur Rückkehr. Während der Unruhen der Fronde stand er auf Seiten des Parlaments und starb, 61 Jahre alt, zu Paris 5. Nov. 1657. Seine Gemahlin Katharine Henriette, legitimirte Tochter Heinrich's IV. und der Gabriele d'Estrées und 20. Juni 1663 gestorben, gebar ihm vier Söhne und zwei Töchter.

Der älteste der Söhne, Karl III.[1]) (geb. 1620, † 4. Mai 1692), unbedeutend und unberühmt geblieben, war dreimal verehelicht. Zuerst 1648 mit Anna Elisabeth, Gräfin von Lannoy († 1654), welche ihm zwei Kinder gebar: Anna Elisabeth (geb. 1649, † 5. Aug. 1714), vermählt mit dem Prinzen Heinrich von Baudemont, und Karl von Lothringen, Malteserritter (geb. 1650, † 1690). In zweiter Ehe (1656) mit Elisabeth de la Tour, Tochter des Herzogs Friedrich Moritz von Bouillon (sie starb 1680), wurde Karl III. Vater von sechs Kindern. Von diesen starb der älteste Sohn in früher Kindheit; ein zweiter, Ludwig, wurde Abt in Orcamp; zwei Töchter nahmen den Schleier. Heinrich, nun der älteste aus zweiter Ehe und der „Prince d'Elbeuf" genannt (geb. 7. Aug. 1661) war seines Großoheims Turenne erklärter Liebling und bald auch selbst ein Kriegsheld, indem er an allen Feldzügen und Waffenthaten unter Ludwig XIV. glorreichen Antheil nahm. Er starb im Alter von 87 Jahren am 17. Mai 1748, und da alle seine Kinder vor ihm verstorben waren, so fiel das Herzogthum Elbeuf sammt Dependenzen an seinen überlebenden, nicht weniger merkwürdigen oder noch merkwürdigern Bruder Emanuel Moritz (geb. 30. Dec. 1677). Dieser, in seinen frühern Jahren Geistlicher und unter dem Namen des „Abbé de Lorraine" bekannt, vertauschte gleich seinem Vorbilde, dem Prinzen Eugen, das geistliche Gewand mit dem Kriegsmantel, mußte sich aber ebenfalls, wie jener, abgewiesen sehen, als er am Versailler Hofe ein Regiment begehrte. Hierüber erbittert, verließ er Frankreich, unter dem Vorwande eines Besuchs bei seiner oben genannten Schwester, der Prin-

---

1) S. über ihn das Westfäl. Autographen-Album unter Nr. 356.

zessin von Vaudemont, die sich in Italien aufhielt, und ging in Begleitung eines Gefährten nach Wien, wo er mit offenen Armen aufgenommen und bald unter dem Namen „der Prinz Emanuel" allgemein bekannt wurde. Unter Eugen nahm er Antheil an dem ruhmvollen Feldzuge von 1706 und wurde Inhaber eines kaiserlichen Kürassierregiments, während man ihn daheim in Frankreich als Ueberläufer ächtete und das Todesurtheil gegen ihn aussprach. Schon 1708 jedoch trat er in die Kriegsdienste der Krone Neapel über, wurde zum Generalmajor und Granden von Spanien ernannt, nahm auch seinen dauernden Aufenthalt in Neapel und vermählte sich mit der einzigen Tochter des Duca di Sassa, Maria Theresia Stramboni, die er 1745 verlor. In der Nähe seiner selbsterbauten Villa bei Portici und bei Gelegenheit einer auf sein Geheiß im Jahr 1711 veranstalteten Brunnengrabung war es, wo die Auffindung der im Dresdener Antikensaal befindlichen drei weiblichen bekleideten Statuen auf die ersten Spuren des verschütteten Herculanums leitete. Der Tod seines Bruders Heinrich nöthigte ihn jedoch 1748, nach Frankreich zurückzukehren, wo vermöge einer Clausel des Rastadter Friedens das Strafurtheil wider ihn annullirt worden war, und die Erbschaft zu übernehmen. Er starb zu Paris am 17. Juli 1763, 86 Jahre alt und kinderlos; denn auch aus seiner zweiten Ehe mit Innocentia Katharina Renata le Rougé, Witwe des Marquis von Bellièvre, hatte er keine Erben. Die Güter des Hauses gingen an den noch übrigen Zweig über, welchen Karl's I. jüngerer Sohn, der berühmte Heinrich von Harcourt [1]), gepflanzt

---

1) Geb. 7. März 1601, gest. 25. Juli 1666 und „la perle des Cadets" genannt. Er begann seine kriegerische Laufbahn in der

hatte. Der Letzte dieses Hauses und zugleich der Letzte aller Guisen war Karl Eugen, gemeiniglich der Prinz von Lambesc genannt (geb. 25. Sept. 1751), der alle Würden seines Hauses, die duché-pairie von Elbeuf, die Fürstenthümer Lambesc, Pons und Baudemont, die Grafschaften Armagnac, Brionne, Marsan u. s. w. in seiner Person vereinigte, während der Revolution emigrirte und sich in Wien ansiedelte, wo er sich 1816 verheirathete und am 21. Nov. 1825 ohne Nachkommen starb.

Wir wenden uns nach obigem Ueberblick über die letzten Sprossen dieses Hauses zu Karl III. zurück, um auch von dessen dritter Ehe, die zu gegenwärtiger Aufgabe in weit näherer Beziehung steht, das Erfoderliche zu bemerken. Eingegangen wurde diese Ehe im Jahre 1684 mit Franziska von Montault, Tochter und Erbin des Herzogs Philipp von Navailles, die ihren Gatten um 25 Jahre überlebte und 11. Juni 1717 mit Tode abging. In den gleichzeitigen Briefen der Frau von Maintenon, sowie den damit übereinstimmenden Memoiren Saint-Simon's wird diese Frau als ein unwissendes, ehrsüchtiges und äußerst leidenschaftliches Weib geschildert. Die Maintenon zumal weiß viel von ihrem ungestümen und auffahrenden Wesen zu erzählen. Spricht sie, heißt es u. a., vom lieben Gott, so geschieht dies in demselben Tone, womit sie ihre Lakaien auszankt. Auf dem Krankenlager ist sie noch ebenso heftig, als wenn sie in voller Gesundheit steht. Frau von Maintenon will sie stets in einer Art von Agonie angetroffen

---

Schlacht am weißen Berg (8. Nov. 1620), zeichnete sich nachmals durch Waffenthaten zu Wasser und Land, in Italien, Spanien, Amerika, den Niederlanden aus, und war einer der Hauptgegner der Fronde.

haben und wundert sich, daß sie noch immer lebt. Auch von ihrer Unwissenheit werden ergötzliche Züge mitgetheilt. Sie vergleicht sich z. B. einmal mit dem Leidensträger Hiob, und als ihr Beichtvater sie auf den großen Unterschied zwischen ihr und Hiob aufmerksam macht, dieweil sie den Trost habe, eine Christin zu sein, erwidert sie mit ihrem gewöhnlichen barschen Tone: „Aber was Teufel hat der gute Hiob nicht die letzte Oelung empfangen! Ich finde das sehr übel."

Von einer solchen Mutter nun wurden dem Herzog Karl III. zwei Töchter geboren. Die jüngere, Luise Anna Radegundis, geb. 10. Juli 1689, starb 1762 als Aebtissin. Die ältere, mit welcher wir es von jetzt an ausschließlich zu thun haben, hieß Susanne Henriette nnd war am 1. Febr. 1686 geboren. Von ihr berichtet Herr von Stramberg in Ersch' und Gruber's Encyklopädie (s. u. „Elbeuf" S. 119) Folgendes: „Sie wurde zu Mailand 8. Nov. 1704 mit Karl IV., letztem Herzog von Mantua, vermählt, scheint aber des Glücks wenig in dieser Ehe gefunden zu haben; denn noch bei des Herzogs Lebzeiten begab sie sich nach Lothringen in ein Kloster. Witwe am 5. Juli 1708 geworden, starb sie zu Paris am 16. Dec. 1710." Diese etwas dürftige, theilweise auch nicht ganz richtige Angabe erhält aus französischen Quellen [1]), denen wir folgen, nachstehende weitere Ausführung.

An den Hof Ludwig's XIV. drängte sich eine Menge kleiner Prinzen, besonders italienischer, die um seine Protection und, wenn sie ledigen Standes waren, noch

---

1) Außer den bereits genannten Denkwürdigkeiten des Herzogs von St. Simon und den Briefen der Maintenon besonders die Mittheilungen des am 29. Sept. 1851 verstorbenen Akademikers Alexis de St.-Priest in der Revue d. d. M. vom 1. März 1851.

um etwas Anderes warben. So hochmüthig waren nun zwar ihre Wünsche nicht, daß sie sich bis zur königlichen Familie selbst verstiegen; aber in der nächsten Nähe von Ludwig's Thron gab es eine Mittelschicht zwischen den Prinzessinnen von königlichem Geblüt und dem hohen französischen Adel, wohin sich ihre verlangenden Augen richteten; manchmal senkten sie sich wol auch bis zu diesem herab. Dergleichen Ehestandscandidaten nun wandten sich mit der Bitte an den König, für sie zu wählen, und setzten ihren Stolz darein, von ihm persönlich empfohlen zu werden. Mit solchem Anliegen fand sich am Versailler Hofe auch ein Gonzaga ein, der Herzog Karl von Mantua. Diesem schlug der König eine Witwe von hoher Geburt vor, die Herzogin von Lesdiguières, Tochter des Marschalls von Duras. Diese aber lehnte den Antrag ab: denn der Herr Herzog stand in schlechtem Rufe. Ohne schon alt zu sein, war er durch Ausschweifungen frühzeitig welk geworden; von dem Ertrag der Auflagen, womit er sein kleines Land belastete, unterhielt er ein sultanisches Serail. Seine erste Frau war auf sehr verdächtige Art gestorben, und die noch am schonendsten vom Herzog redeten, versicherten, sie sei aus Gram gestorben.

Der Korb, den Frau von Lesdiguières austheilte, kam den Lothringern sehr erwünscht, und sie beschlossen sich diese „folie", wie sie es nannten, zu Nutze zu machen. Eine der Prinzessinnen des Hauses Guise, die Herzogin Franciska von Elbeuf, geborne von Navailles, hatte eine heirathbare Tochter, Susanne Henriette. Die junge Susanne war ihrer Mutter ganz unähnlich. Ihr Charakter war sanft und, nach ihrem Bildniß zu urtheilen, ihr Aeußeres verführerisch. Es war eine jener schwermüthigen und rührenden Schönheiten, wie sie, sagt

man, im 17. Jahrhundert zu den Seltenheiten gehörten. Ihre Mutter, alle ihre Verwandten trugen ihr den Gonzaga an. Dies war so viel als ein Machtgebot. Susanne schauderte. Vor ihre Seele trat der schreckliche Ruf des Mantuaners; auch sie machte einen Versuch, abzulehnen. Aber das ganze Haus Lothringen drang mit Ungestüm in sie und besiegte ihren Widerstand. Susanne unterwarf sich. Ihre einzige Hoffnung war noch auf den König gestellt. Ludwig war dieser Ehe entgegen gewesen, wahrscheinlich weil er um Susannens Widerwillen wußte. Obschon ihn Alter und Devotion unempfindlicher gemacht hatten, hörte er doch noch immer gern betrübte Schönen an, die ihm ihr Leid klagten. Allein die Opposition des Königs wurde durch die Intriguen und Gegenvorstellungen der Lothringer bald gehoben. Um nun die Heirath zu beschleunigen, war ihnen jedes Mittel recht. Die Zeit drängte, und noch mehr die Gefahr, ihren Plan scheitern zu sehen. Andere Liebschaften hatten dem Herzog seine schöne Verlobte aus dem Gedächtniß gebracht. Leichtsinnig, unbeständig, seines Wortes uneingedenk, hatte er Paris verlassen, ohne daran zu denken, daß er in etlichen Tagen heirathen sollte. Fräulein von Elbeuf glaubte sich erlöst; aber, aller Scham zum Trotze, mußte sie sich von Mutter und Tante dem Flüchtlinge auf der Straße nach Italien von Post zu Post nachschleppen lassen. Endlich wird er in Nevers eingeholt und dort in einem Hotel getroffen. Man erinnert ihn an sein Versprechen; er weiß anfangs nicht, was man von ihm will, und widerspricht; aber allmälig kommt ihm Besinnung und Gedächtniß wieder, und nun folgt eine Scene, welche St. Simon so beschreibt: „Sobald man dem Herzog das Wort abgenommen hatte, lassen die Herzogin und ihre Schwester, Frau

von Pompadour, den Kaplan des Herzogs heraufkommen, und dieser segnet ihn ohne Weiteres ein. Alles, was im Zimmer ist, muß nun hinaus, um die Neuvermählten für sich zu lassen, mochte er dawider sagen und sich sperren, wie er wollte. Frau von Pompadour blieb an der Thür stehen und horchte, vernahm aber nichts als eine sehr züchtige und verlegne Unterhaltung, ohne daß sich die Vermählten einander näherten. Sie blieb einige Zeit so stehen, aber da sie sich überzeugte, es werde nichts Anderes erfolgen, und jedenfalls könne man dieses tête-à-tête nach Belieben auslegen, gab sie zuletzt den Rufen des Herzogs, die sich von Zeit zu Zeit vernehmen ließen, Gehör, rief ihre Schwester herzu und Beide traten wieder ins Gemach."

Die Folgen einer solchen Ehe ließen sich leicht voraussehen, und die unglückliche Susanne hatte sie nur zu wohl geahnt. Ihre Lage wurde bald unerträglich. Erbittert über die Gewalt, die man ihm angethan hatte, hielt sich der Elende an Diejenige, welche das schuldlose Opfer derselben geworden war. Er behandelte sie aufs schmählichste, gefiel sich, sie zur Zeugin seiner zügellosen Liederlichkeit zu machen, sie unwürdigen Buhlerinnen zu opfern, und umstellte sie mit Spionen und Verleumdern. Ihr Ruf und ihr Leben war bedroht. In steter Gefahr, für ihre übrigen Tage irgendwo eingesperrt zu werden oder diese von Verbrecherhand abgekürzt zu sehen, suchte die Geängstigte die Wachsamkeit ihrer Feinde zu täuschen. Da sie weiter keinen Rettungsweg sah, als das Erbarmen des Königs, so schrieb sie insgeheim an Frau von Maintenon, erinnerte sie an die Liebe, die diese ihr von Kindheit an bewiesen, und beschwor sie bei dem Angedenken an jene Zeiten, ihr zur Flucht, zur Rettung von Schande und Tod behilflich zu sein. „Ich bin",

schrieb sie, „das Opfer des Gehorsams gegen die Meinigen. Betrübt ist meine Lage, und kühn mein Vorhaben. Dennoch hoffe ich, daß die Vorsehung, die mich meinem Widerwillen und meinen Ahnungen entgegen so weit gebracht hat, mir zu meiner Befreiung hilfreiche Hand leisten wird. Man wird mich, hoffe ich, beklagen und nicht verdammen." Schließlich bittet sie um strengste Verschwiegenheit, selbst vor ihrer Mutter.

Es gelang der Unglücklichen wirklich, die Wachsamkeit ihrer Beaufsichtiger zu hintergehen. Sie entkam und flüchtete in ein lothringisches Kloster, nach Pont-à-Mousson, wo sie jedoch nicht lange blieb. Ihr Brustleiden, das der Gram genährt und verschlimmert hatte, nöthigte Susannen, einen andern Zufluchtsort zu suchen. Sie fand Aufnahme im Schlosse zu Vincennes. Sie hier eine Milchcur gebrauchen und die Landluft genießen zu lassen, diente als Vorwand der Aufnahme. Also in einer Atmospäre, wo die Cabale zu Hause war, worin St.-Simon, der Berichterstatter aller dieser Vorgänge, beinahe selbst erstickte, sollte die Leidende die Luft der Felder, den Schatten der Wälder, den Duft der Blumen, den Frieden, die Ruhe, das fröhliche Licht des Tages, die Stille des Abends, in solcher Behausung sollte sie genießen, was ein wundes Herz zu beschwichtigen, eine entzündete Brust zu erfrischen, eine junge sterbende Frau wiederzubeleben vermag! Unter dem Vorwand einer Milchcur, eines Luftbades also ward Susanne nach Vincennes geführt. Und was thaten ihre Mutter und Verwandten? Anstatt liebevoller Sorgfalt, die sie der Armen hätten widmen sollen, waren diese nur darauf bedacht, ihre so theuer erkaufte Größe zum Vortheil ihres eignen Hochmuths auszubeuten; sie zwangen Susannen, die Rolle einer Souverainin zu spielen, und

nahmen alle Prärogativen einer solchen, wirkliche und chimärische, für sie in Anspruch. Man hörte nur von den Prätensionen der Herzogin von Mantua sprechen. Bald verweigerte sie der und der Prinzessin ihre Hand; bald mußte ihr der Wagen der und der Herzogin Platz machen. In kurzem war sie mit allen den Personen zerfallen, welche die Achtung vor ihrem Unglück und der Reiz ihres Benehmens in Menge zu ihr hingezogen hatte. In tiefer Unterthänigkeit gegen Mutter und Familie besaß sie nicht die Kraft, sich ihrem Beginnen zu widersetzen, empfand aber lebhaft die Gefahr, der man sie aussetzte. Sie bat Frau von Maintenon um Rath und Unterstützung. „Ich bin jung", schreibt sie, „folglich unerfahren, ich bedarf der Leitung und Ihrer Freundschaft." Aber Niemand bemitleidete sie; sie wurde verkannt und verleumdet. Ihr legte man das Unrecht der Ihrigen zur Last. Man machte sie lächerlich; ihre unbegrenzte Sanftmuth ward als Albernheit oder Falschheit ausgelegt; alle Welt gab sie auf. Bei ihren Verwandten überstieg die Habsucht noch den Hochmuth; denn es lebte dieses einstmals so begüterte Haus fast nur noch von den Wohlthaten des Hofs. Als die gute Gesellschaft von dannen gegangen war, griffen sie zur schlechten, zogen Abenteurer und Spieler heran, und das Schloß Vincennes verwandelte sich in eine Spielhölle. Die junge, tugendhafte, vorwurfsfreie Susanne gerieth jetzt sogar in Verachtung.

Endlich befreite sie der Tod von so vieler, unverdienter Schmach. Ihr Brustübel war unheilbar geworden. Stete Unruhe und Nachtwachen rieben ihre Kräfte vollends auf. Vergebens rief man Quacksalber zu Hilfe; sie unterlag einer langen und quälenden Krankheit, welche sie mit einer Frömmigkeit, Geduld und Ergebung ertrug,

die sogar der Trockenheit und Stumpfsinnigkeit der Frau von Maintenon ein Wörtchen späten Mitgefühls entlockte, wenn Das Mitgefühl zu heißen verdient, was sie an die Prinzessin des Ursins schreibt: „Die arme Herzogin von Mantua stirbt; ich beklage sie weniger als ihre Mutter. Unser ganzer Hof ist in bester Gesundheit." — So endete diese junge Frau, bevor sie noch ihr 24. Jahr vollendet hatte, ihr kurzes und scheinbar glänzendes Dasein. Was irgend das Leben an verborgner Bitterniß und Herzeleid bieten kann, das war ihr in vollem Maß zu Theil geworden.

Eduard Köhler [1]).

1) Von demselben Verfasser ist der mit K. unterzeichnete Aufsatz: J. F. Sillig (Bd. II, S. 460 ff.).

XVI. Graf Erich Brahe.

Bekanntlich hatte sich in Schweden die Verfassung seit Karl's XII. Unglück und Tode zu einer Adelsherrschaft umgebildet, die zwar mit monarchischen und demokratischen Elementen versetzt war, das Hauptgewicht aber in die Hände eines in Parteien gespaltenen, ehrgeizigen, zahlreichen und — weil im Ganzen arm — auch habsüchtigen Adels legte. Dem Volkscharakter war ohnedies ein Zug des Mistrauens eigen und zu oft suchte man in starren Satzungen zu fesseln und durch Controlen und Repressivmaßregeln zu erzwingen, wo die Engländer ohne das alles zu machen wissen, daß das Gewünschte wird. Die Rechte des Königs wurden von dem Adel in einer Weise beschränkt, wo mit dem Misbrauch auch der gute Gebrauch verhindert ward. Seit dem Jahre 1738 vornehmlich ward auch der auswärtige Einfluß vorherrschend, und bald löste sich der Kampf der politischen Parteien in einen Kampf der auswärtigen Politik auf, welche abwechselnd Schweden zu lähmen, oder zu unweisen und unzeitigen Maßregeln in fremdem Interesse zu bestimmen wußte und sich dazu der schwärzesten Intriguen und der schnödesten Bestechung bediente. Dahin ist es jedoch nur allmälig gekommen und, wenn

man gerecht sein will, muß man den letzten Grund der illegalen und naturwidrigen Stellung, welche der Adel gegen den Hof einnahm, in den Gütereinziehungen suchen, welche Karl XI. in die Grenzen des Rechts und der Billigkeit weit überschreitender Weise vorgenommen hatte [1]). Dazu kam noch der öftere Dynastieenwechsel, die unglückliche Einmischung des Wahlwesens in das Erbrecht, welche nach Karl's XII. Tode erst einen hessischen, dann einen holsteinischen Prinzen auf den Thron setzte.

Unter dem Letztern, unter Adolph Friedrich [2]), erreichte die Anmaßung des Adels ihren höchsten Gipfel, sodaß es selbst diesem äußerst ruhigen und phlegmatischen, übrigens verständigen und rechtschaffenen Manne wiederholt zu arg wurde und er wiederholt mit Niederlegung der Krone drohte, was auch zuletzt zu einiger Milderung des Uebels führte. Niemand konnte aber behaupten, daß die große Beschränkung der königlichen Gewalt und die Verpflanzung ihrer politischen Macht in die Hände des Adels zu einer bessern Verwendung derselben für die wahren Interessen des Volks geführt habe. Im Gegentheil war die Verwaltung im Innern schlecht und die auswärtige Politik geradezu unverantwortlich. Die Unzufriedenheit der untern Volksclassen zeigte sich von Zeit zu Zeit unverkennbar, ward aber immer mit höchster Strenge niedergedrückt. In dieser Sachlage fehlte es nicht an Männern, welche, bald aus

1) Das erkannte auch Gustav III. an. S. seine nachgelassenen Papiere, herausgeg. von Geijer (Hamburg, 1843, 3 Thle.), I., 1 ff. Vergl. auch: Wernich, J. R. v. Patkul, Berlin, 1849.

2) Geb. 14. Mai 1710, durch seine Großmutter Enkel Karl's XI., zum Thronfolger gewählt 3. Juli 1743, succed. 5. April 1751, † 12. Febr. 1771.

wahrem Patriotismus, bald vielleicht aus Ehrgeiz und Streben nach Macht und Hofgunst, eine Veränderung der Verfassung ins Auge faßten, die auch später (1772) durch die Energie Gustav's III. glücklich durchgeführt ward.

Mehr noch als der König, dessen ruhigen und nichts weniger als unternehmenden Charakter man kannte, war die Königin Luise Ulrike [1]), eine Schwester Friedrich's II. von Preußen, ein Gegenstand des Argwohns, und mußte es in einer Zeit um so mehr werden, wo bereits, von französischer und russischer Seite her, Schweden zur Theilnahme an den gegen Preußen vorbereiteten Unternehmungen gedrängt ward, in denen es, zur gerechten Strafe grund- und planloser Einmischung, nur Spott geerntet hat. Schon im Sommer 1755 verbreitete man das Gerücht, der König beabsichtige, seine Gewalt zu vermehren und habe, auf einer Reise in die Provinzen, Versuche gemacht, Geistlichkeit, Bürger und Bauern zu gewinnen. Gleich mit Beginn des Reichstags, der im Herbste 1755 zusammentrat, traten Zwistigkeiten zwischen dem Könige und dem Reichsrathe hervor und führten zu einem Schriftenwechsel, welcher nachmals von dem Reichsrathe in sehr indiscreter Weise veröffentlicht wurde. Ein Schreiben, worin der König im Nov. 1755 den Ständen das oft kleinliche und rücksichtslose Verfahren des Reichsrathes gegen ihn darlegte, schloß mit den Worten:

„Die Reichsstände wollen nun im Namen des Höchsten diese wichtige Sache frei und ungehindert überlegen. Der Gott der Ewigkeit regiere und segne ihre Erwä-

---

1) Geb. 24. Juli 1720, verm. 29. Aug. 1744, † 16. Juli 1782.

gungen. Ich habe aus Ergebung in Gottes wunderbare Schickung mein väterliches Erbtheil aufgegeben und aufgeopfert, um diesem Reiche vorzustehen und es zu regieren. Ich habe in gutem Glauben meinen Eid geleistet und meine zeitliche Wohlfahrt mit diesem Reiche verknüpft. Ich will auch für desselben Bestes Alles, was ich in der Welt habe, gerne daran wagen. Dafern ich aber (was Gott verhüte) durch oben angeführte schwere Umstände meinem Anliegen und Vorhaben des Herzens für das schwedische Reich ein Genüge zu thun außer Stand gesetzt sein sollte, so möchte ich lieber schon längst mein Scepter, das mir Gott und der Reichsstände Wahl vertraut, zurückgegeben haben, statt dasselbe mit Sorge und ohne königliche Würde zu führen."

Schon am 29. Nov. 1755 fiel bei dem Bauernstande ein gegen dessen Vorstand, Olof Håkanson, gerichteter tumultuarischer Auftritt vor, der so arg war, daß zwei Hauptexcedenten verhaftet wurden, während der Dritte, Lars Larson, die Flucht ergriff[1]. Ueberhaupt ließen die Stände, welche eine Art Sicherheitsausschuß, unter dem Namen: „geheime Deputation der Stände zur Beschirmung des öffentlichen Ruhestandes, zur Verhinderung und Bestrafung aller Störung desselben" eingesetzt hatten, eine Menge Verhaftungen vornehmen, die schon Solche betrafen, welche sich bloß darüber ausgesprochen hatten, daß man den König in unwürdiger Weise behandele. So wurden im Januar 1756 ein finnischer Bataillonsprediger Forbus und zwei Hauptleute, Hustsko und Schichtas, verhaftet. Ebenso ein königlicher Trabant, Isaak Silfverhielm, der zwar entsprang, worauf

1) Dabei sollte ihm der Kammerdiener des Kammerherrn Baron Rålamb geholfen haben. Ferner der Baron Erich Wrangel.

1000 Thlr. auf seine Einbringung gesetzt und die Unteroffiziere, die ihn zu nachlässig bewacht haben sollten, zum Theil zum Tode verurtheilt wurden, der aber von den die Thore bewachenden Adeligen, unter denen sich selbst der Oberjägermeister Gyllensword befand, wieder ergriffen ward. In dieselbe Sache, über die es jedoch zu keiner vollen Klarheit gebracht worden, war der Lagmann Baron Erich Wrangel verwickelt, welcher sowol bei der Flucht jenes Bauern Lars Larson, als bei der des Trabanten betheiligt gewesen sein sollte, aber glücklich entkommen war.

Sehr verletzend für den Hof war es und hat auch bei dem damaligen Kronprinzen, nachherigen König Gustav III., nachwirkende Eindrücke hinterlassen, daß man, ungeachtet das, am 6. Febr. 1756, in Gegenwart einer ständischen Deputation vorgenommene siebenstündige Examen des Prinzen die befriedigendsten Ergebnisse geliefert hatte, den Umstand, daß sein Gouverneur, Graf Tessin [1]),

[1]) Karl Gustav Tessin, geb. 1695, Gesandter in Paris, Wien (1742), Kopenhagen (1743), Berlin (1744), Reichsrath (1741), Kanzler von Abo (1745), Präsident der Gesetzcommission (1745), Präsident des Kanzleicollegiums (1747), Gouverneur des Kronprinzen und Obermarschall der Mutter desselben (1747), Führer der Hüte, legte seine sämmtlichen Aemter 1761, wegen des schlechten Ganges des siebenjährigen Krieges, nieder und † in gänzlicher Zurückgezogenheit auf Aberö in Südermannland den 7. Jan. 1770. Er war ein feiner, vielseitig gebildeter, aber ehrgeiziger und ränkevoller Mann. Sein Vater, der große Baumeister des königlichen Schlosses zu Stockholm, Baron Nikodemus Tessin (1712 Hofmarschall, 1714 Graf und Kanzler von Lund, 1717 Obermarschall), wurde 1727 durch den Führer der Mützen, den Grafen Arwid Bernhard Horn (1705 Kanzleirath, 1706 Graf, 1707 Kanzler von Pernau, 1710 Präsident des Kanzleicollegiums, 1718 Kanzler von Upsala, 1723 Kanzler von Abo, † zu Ebebyholm im Upland 18. August 1742) gestürzt und † 1728. Sein Sohn rächte ihn, indem er 1738 seinen Gegner gleichfalls stürzte und die Reichsräthe Horn, Bielke, Bark, Creutz, Härd und Taube ausschließen ließ. Dadurch wurde der Parteikampf so erbittert.

sich von diesem Posten zurückzuziehen wünschte, benutzte, um das Personal seiner Hofmeister und Lehrer gänzlich und in dem Hofe misbeliebiger Weise zu ändern. Tessin war längst bei dem Hofe in Ungnade und seine Ersetzung durch Baron Scheffer [1]) mochte daher gleichgiltig sein. Auch erhielt dieser später das Vertrauen Gustav's. Sehr ungern verlor man aber den Untergouverneur Grafen Niels Adam Bielke, von dem der Prinz mit thränenden Augen Abschied nahm. Ebenso griff ihn die Trennung von seinem Hofmeister, dem Grafen Claus Stromberg († 25. Juni 1782) und seinem geliebten Lehrer Dalin [2]) so an, daß er krank wurde. Die Stände, oder die sie beherrschenden Oligarchen, waren aber gerade gegen Dalin so erbittert, daß ihm der Hof verboten wurde. An seine Stelle kam der Professor der Geometrie zu Upsala, Samuel Klingenstierna († 20. Oct. 1765). Weiter wurden dem Prinzen Baron Friedrich Sparre [3]), Baron Gustav Wrangel [4]), Baron Silfverhielm [5]), und Graf Gustav Friedrich Gyllenborg, (der Dichter, † 30. März 1808) beigegeben. Wrangel und Silfverhielm waren aber dem Könige so widerwärtig

1) Karl Friedrich Scheffer, Gesandter in Paris, 1751 Reichsrath, legt seine Stelle als Gouverneur des Kronprinzen 1762 nieder, 1766 Graf, 1786 Mitglied der stockholmer Akademie, † 27. Aug. 1786.

2) Derselbe wurde 1751 Informator des Kronprinzen, 1752 geadelt, † 12. Aug. 1763 als Hofkanzler.

3) Kanzleirath 1770, Hofkanzler 1773, Gouverneur des Kronprinzen Gustav Adolf 1781—87, Obermarschall der Königin Sophie Magdalene und Reichskanzler 1792, Graf 1797, † 30. Juni 1803.

4) Sohn des Feldmarschalls. 1757 und 1759 Generaladjutant bei der Armee in Pommern, 1760—61 Gesandter beim niedersächs. Kreise, 1775 Landshauptmann in Westerbodden, 1781 in Halland, 1789 Gesandter in Italien, † in Livorno 7. Dec. 1795.

5) Sohn des Feldmarschalls Göran S., † als Obrister 1783.

und für ihre Functionen so unpassend, daß man sie bald darauf doch entfernte und durch Baron Axel Gabriel Lejonhufwud († als Präsident des Aboer Hofgerichts 19. Juni 1789) und Graf Ulrich Bark († 2 Dec. 1772) ersetzte.

Es wurden nun alle Monate Personen, die man als unzufrieden kannte und verfassungswidriger Umtriebe beschuldigte, verhaftet und theilweise hingerichtet. Vielfältig bezeichnete man schon damals den Grafen Erich Brahe als eine Hauptstütze dieser Umtriebe.

Das uralte Geschlecht der Brahe, welches seinen Ursprung von dem Bruder des Königs Swerker I., Andreas, herleitete, seinen Namen mit starken Zügen in die Annalen der schwedischen Geschichte gegraben hat, die heilige Brigitta unter seine Ahnen zählt, in der schwedischen Adelsmatrikel die erste Stelle einnimmt, und dessen Stammschloß Brahehus auf einem Berge bei Grenna am östlichen Ufer des Wettersees zu sehen ist, war schon zu Zeiten Erich's XIV. (1560—1578) im Mannsstamme ausgestorben, nachdem kurz vorher Peter Brahe (1561) in den Grafenstand erhoben worden war. Die Erbtochter verheirathete sich jedoch an einen Moshammer, welchem Namen, Würden und Wappen der Brahes verliehen wurden und von dem die neuern Brahes stammen. Graf Erich Brahe war der Sohn des (13. Mai 1722) sehr jung gestorbenen Grafen Nikolaus, und der Gräfin Friederike Wilhelmine, Tochter des Grafen Erich von Steenbock, der Enkel des Generalmajors Grafen Abraham Brahe, und als Posthumus am 28. Juni 1722 zu Stockholm geboren. Ehe er ein Jahr alt war, verlor er auch die Mutter (1723), und wurde darauf erst bis ins sechste Jahr bei dem mütterlichen Großvater, dann bis ins zehnte bei seiner

Tante, der Gräfin Ulrika Brahe [1]) erzogen, später von der Marschallin Eva Horn bemuttert. 1730 bekam er einen deutschen Informator, Martin Klefeker aus Hamburg, mit welchem er 1732 nach Upsala ging, um hier acht Jahre lang den Studien obzuliegen. 1734 ward der nachherige Major Stieremark sein Hofmeister, mit dem er 1740 die wichtigsten schwedischen Provinzen bereiste [2]). 1741 trat er in das Leibregiment, wo er bald als verwegener Reiter bekannt ward. 1743 sprang ein Pferd mit ihm ins Meer, er stürzte herab und kam drei Mal auf den Grund, ward aber doch noch gerettet. Bald darauf wurde er Rittmeister bei dem Norder-Schoni'schen Regimente, und begleitete 1744 den Grafen Tessin auf der Brautwerbung nach Berlin. 1745 vermählte er sich mit Eva Freiin von Sacken. Am Sonntag vor der Trauung ging das Pferd, dicht am Wasser, mit dem Schlitten durch; er sprang heraus und kam nur eine halbe Elle weit vom Ufer zu liegen. 1746 wäre er mit seiner Gemahlin in den Scheeren auf dem Rödboholm, von Orkan und Ungewitter überrascht, beinahe zu Grunde gegangen, ward aber auch diesmal noch — einem schlimmeren Geschicke vorbehalten. In demselben Jahre wohnte er dem Reichstage bei, wo er, als erster Graf des Reichs, dem neuerwählten Landesmarschall, Grafen von Tessin, den Marschallsstab zu überreichen hatte. Im Nov. 1751 mußte er selbst, bei einer Erkrankung des Landesmarschalls Grafen Henning Adolph von Gyllenborg, dessen Stelle bis in das nächste Jahr versehen. Im Juli 1752 wurde er zum Obristen der

1) Sie heirathete später den Reichsrath Grafen Nikolaus Gyllenstierna.

1) Das Tagebuch über diese Reise kam in die Bibliothek zu Skog-Kloster.

königlichen Leibgarde ernannt. In demselben Jahre starb seine erste Gemahlin, worauf er sich (28. April 1754) mit Christina Gräfin von Piper, einer Tochter des Präsidenten des Reichs-Kammercollegiums, Grafen Karl Friedrich Piper, anderweit vermählte. Er gehörte zu den vertrautesten und ergebensten Anhängern des Hofes, war übrigens ein reicher Mann, dessen Einkünfte man auf 20,000 Thlr. schweres Geld schätzte.

In der Nacht vom 23. zum 24. Juni eröffnete ein Corporal der Garde, Namens Schedwin, seinem Lieutenant, dem Grafen von Creutz [1]), der zugleich Mitglied der erwähnten Reichstagscommission war, er habe von seinem Sergeanten Christiernin den Befehl erhalten, die Nacht bewaffnet und angezogen zu bleiben, und sich auf den ersten Trommelschlag an der Brücke von Ladugardslandel einzufinden. Der Lieutenant machte natürlich Anzeige; es wurden die erfoderlichen Vorsichtsmaßregeln ergriffen, und der Sergeant, sowie ein ehemaliger Laufer des Königs, Namens Ernst, der jetzt ein Wirthshaus hielt, verhaftet. Die Aussagen des Letztern compromittirten vor Allem den Capitain bei der Fortification Stalswärd, den Artillerieunteroffizier und ehemaligen holländischen Capitain Puke, den Hofmarschall Baron Horn, welche alle, nebst dem Unteroffizier der Leibgarde Escolin und dem Sergeanten bei dem kronprinzlichen Regimente Gabriel Mozelius, in Haft genommen wurden [2]). Puke wurde gefoltert und seine Geständnisse

---

1) Gustav Philipp Graf von Creutz, geb. 1729 in Finnland, später Gesandter in Madrid und Versailles, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Kanzler von Upsala, als Dichter bekannt, † 1785.

2) Man suchte auch einen Gardefourier de la Chapelle, konnte ihn aber nicht finden.

bewirkten, daß auch Graf Erich Brahe am folgenden Tage, seinem Geburtstage (25. Juni), Hausarrest erhielt.

Der Hof befand sich in seiner Sommerresidenz, dem Schlosse Karlberg, reiste aber, auf die Nachricht von dem Vorgefallenen, eilends nach Stockholm ab, wo die Herrschaften Abends 9 Uhr so unerwartet eintrafen, daß sie kein Abendessen vorfanden [1]).

Man verstärkte die Wache am Artilleriehofe um 100 Mann und versah sie mit 6 Kanonen. Ebenso wurde der Ritterholm, außer der gewöhnlichen Wache, von 60 Artilleristen bewacht und die Gardewache auf dem Suder-Malm bis auf 50 Mann gebracht. Alle Nächte durchzogen Reiterpatrouillen die Stadt. Graf Brahe, Baron Horn, Stalswärd und Puke wurden in das Rosenhanische Haus auf dem Ritterholm gebracht, wo die Commission ihren Sitz hatte.

Ueber die Verschwörung selbst hieß es in dem spätern Urtel: es sei von dem Obristen der königlichen Trabantengarde, Grafen Hard, der übrigens, als Student verkleidet, glücklich aus dem Reiche entkommen war, ein Plan entworfen worden, wonach zuerst ein Volksauflauf stattfinden und von der Garde und Artillerie unterstützt werden sollte, in dessen Verlauf man die einflußreichsten Reichsräthe und Stände, 100 an der Zahl, verhaften [2]), den Reichstag unter Trompetenschall für geschlossen erklären und einen neuen Reichstag nach Westeräs oder Norköping berufen wollte, auf dem eine königliche Com-

---

1) Denkwürdigkeiten des Freiherrn A. F. v. d. Asseburg, S. 85.

2) Die Angaben des Freiherrn v. d. Asseburg (S. 86), daß man einen Theil der Reichsräthe habe umbringen und, um die Verwirrung zu vermehren, die Vorstadt Ladugardslandel anzünden wollen, mögen wol aus, wie gewöhnlich, übertreibenden Tagesgerüchten geflossen sein, da das Urtel keine Spur davon enthält.

mission die Inhaftirten richten sollte. Der Laufer Ernst habe den Pöbelaufruhr organisiren sollen und sei dazu mit Geld versehen worden. Graf Brahe, Baron Horn, die Hauptleute Stalswärd und Puke, der Sergeant Mozelius, die degradirten [1]) Unteroffiziere Christiernin und Escolin seien in Alles eingeweiht und dafür thätig gewesen. Brahe habe auf seinem Gute Rykboholm mit Puken Kugeln gegossen, 800 Patronen gefüllt und dieselben heimlich in die Stadt bringen lassen [2]). In der Hauptsache waren die Angeklagten alle geständig. Nur beharrte Graf Brahe darauf, daß er die Patronen, auf Befehl des Königs, zu dessen Vertheidigung gegen einen gefürchteten Angriff gefertigt habe. Hierüber hieß es in dem Urtel, abgesehen von widersprechenden Aussagen Anderer:

„Es ist aber des Grafen Vorgeben und Entschuldigung um so viel weniger für giltig anzusehen, da dieselbe eine beleidigende Beschuldigung gegen des Königs Majestät enthält, als wenn Se. Majestät ein so schlechtes Vertrauen in die so heilig bekräftigte und erhärtete unterthänigste Treue und den Gehorsam Dero Unterthanen setzen sollten; da es an sich selbst eine widerrechtliche Vertheidigung, welche den Grafen um so viel mehr schuldig macht, weil er einen so niedrigen und strafbaren Gedanken gegen seine Mitbürger geheget, und dieselben auf diese Art bei ihrem Könige verhaßt machen wollen (!), indem die Unwahrheit dieser Entschuldigung

1) Sie waren wegen ihrer Theilnahme an Silfverhielm's Flucht degradirt worden.

2) Er hatte sie durch den Bereiter Niels Halleens, bei seinem Hause auf dem Ritterholm, in den Hafen versenken lassen. Der Bereiter entfloh, ward aber ergriffen und auf seine Angabe wurden sie auch gefunden.

dadurch offenbar geworden, daß Se. Königl. Maj. in Dero, unterm 9. Juli ausgefertigten Notification, auf Dero hohes und Königl. Wort und Ehre sich erklärt haben, daß nie eine Spur gefunden worden, die einen wider Se. Majestät geschmiedeten Plan habe anzeigen können."

Schon am 15. Juli wurde das Urtel gefällt, welches gegen Alle die Todesstrafe aussprach. Dagegen wurde der Corporal Schedwin, dem man die Entdeckung des Complots verdankte, in den Adelstand erhoben, zum Lieutenant befördert, und erhielt von den Ständen ein Capital von 100,000 Thlr. Kupfermünze (8000 Mark), um dafür ein Fideicommißgut zum ewigen Eigenthum für sich und seine Descendenten zu erkaufen. Auch ein Gardesoldat Lustig, der sich bei diesen Vorgängen verdient gemacht, erhielt 12,000 Thlr. Kupfermünze und wurde zum Unteroffizier befördert, ihm auch zugesichert, daß, wenn er aus den Kriegsdiensten entlassen sein wolle, er die Freiheit erlangen solle, eine ihm zusagende Nahrungsart zu treiben. Am 27. Juni wurde in allen Kirchen des Reiches ein feierliches Dankfest gehalten. Zugleich wurde bestimmt, daß dasselbe hinführo jährlich am Johannisfeste begangen werden solle. Am 11. Juli mußte der König ein Manifest erlassen, worin er sich hauptsächlich gegen die „ausgesprengten Gerüchte" erklärte, als sei ein Anschlag gegen seine Person im Werke gewesen, zu dessen Abwehr die Pläne der Verschwörer gefaßt worden wären. Er bedürfe keines anderen Schutzes, als den die Liebe und Ergebenheit seiner Unterthanen ihm leiste.

In der That waren der König und noch mehr die Königin durch die letzten Aussagen der Verurtheilten nicht wenig compromittirt worden. Baron Horn, der

allerdings viel Todesfurcht zeigte, und dessen Aussage etwas nach dem Einflusse des Beichtvaters klingt, hatte, wenige Augenblicke vor seinem Tode, seinen Beichtvater beauftragt, der Königin zu sagen: er verliere das Leben, weil er ihr gehorcht habe; er bitte Gott, das Blut, das er zu vergießen im Begriff sei, nicht zu rächen; aber er beschwöre die Königin, in sich zu gehen, ihre gefährlichen Anschläge gegen das Reich (?) aufzugeben und sich von Gott Vergebung für ihren Antheil an diesem verhängnißvollen Ereignisse zu erwirken. Aber auch Graf Brahe sagte, in einem Schreiben und in einer Audienz, die er sich zwei Tage vor seinem Tode bei der Commission erbat: er wolle seinem Vaterlande (?) einen letzten Dienst (?) leisten; die Königin habe den König, als dieser im vorigen Winter zu Ulrichsdal gewesen, oft gedrängt, sich an die Spitze seiner Garden zu stellen, auf Stockholm zu rücken, sich der Kanonen zu bemächtigen und die Stände zu zwingen, ihm die Gewalt zuzugestehen, die er wolle. Bei Gelegenheit eines Feuers, das im verflossenen Juni im Schlosse ausgebrochen und viele Leute um den Palast versammelt habe, hätte diese Fürstin alles aufgeboten, den König zu einem solchen Schritte zu bringen; er selbst aber, der Graf Brahe, habe sich dem auf das eifrigste widersetzt und, trotz aller übeln Begegnung und Schmähung von Seiten der Königin, den König bestimmt, von einem Vorhaben abzulassen, dessen Folgen ihm so unheilvoll geschienen. (Der letzte Theil dieser Aussage macht sie etwas verdächtig und das Ganze gereicht dem Grafen nicht zum Vortheil. Im Uebrigen läßt sich nicht bezweifeln, daß der König und namentlich die Königin ihre Fesseln, die sie nicht zum Besten des Reiches trugen, sondern durch die nur die Misherrschaft oligarchischer Selbstsüchtler verlängert ward,

mit Unmuth trugen und sich nach einer Gelegenheit umsahen, sie abzuwerfen). Auch Baron Horn soll jene Aussagen bestätigt haben [1]).

Der siegreichen Partei kamen sie jedenfalls sehr gelegen. Sie konnten zu neuer Demüthigung und Beschränkung des Königs benutzt werden. Man berathschlagte in einer aus den vier Ständen zusammengesetzten Deputation, welche Maßregeln gegen König und Königin in Betreff des Antheils, den beide, höchster Wahrscheinlichkeit nach, an der Revolution genommen, zu ergreifen seien. Es wurde u. A. die Frage erhoben, ob dem König nicht die Hälfte seiner Handgelder (Civilliste) zu entziehen sei. Der Bürgerstand, dem schon die ökonomische Seite der Sache gefallen mochte, sprach sich dafür aus; doch scheiterte der Vorschlag in den andern Ständen. Dagegen begaben sich der ganze Reichsrath und vier Sprecher der vier Stände am 28. August zum Könige und trugen ihm mündlich vor: „daß er öffentlich und insgeheim gegen die Grundgesetze des Reiches, gegen sein eigenes Versprechen und gegen die Rechte seiner freien (?) Nation gehandelt habe. Hiernach hielten sich die Stände berechtigt, den Thron für erledigt zu erklären; allein aus alter Anhänglichkeit (!) zögen sie vor, nicht so weit zu gehen, insofern der König seinerseits in Zukunft keine andere Richtschnur seines Verfahrens nehmen wolle, als die rechtmäßige Form der Regierung gestatte und die Freiheit der Nation, sowie die feierlichen Versicherungen, die er früher für Erhaltung des Einen und des Andern gegeben habe, mit sich bringe." Der König nahm diese Eröffnung gelassen auf, versprach, in Zukunft die ausgesprochene Erwartung zu rechtfertigen,

---

1) v. d. Asseburg a. a. O., S. 89 ff.

und ertheilte hierüber eine schriftliche Versicherung. Uebrigens entzogen die Stände dem Könige damals das Recht, den Gouverneur von Stockholm, die Obersten der Garde und der Artillerie und den Capitainlieutenant der Leibtrabanten aus einer Vorschlagsliste zu ernennen; vielmehr sollten diese Posten nach dem Stimmenmehr im Rathe besetzt werden.

Schon vorher hatte die Königin ihre Vermahnung erhalten. Am 9. August verfügten sich, auf Beschluß der Stände, der Erzbischof von Upsala und der Bischof Troilius nach Ulrichsdal und lasen der Königin den einschlagenden Beschluß ihres Standes vor, „um ihr zu beweisen, daß es nicht mehr bloßer Verdacht, sondern Wahrheit sei, was den schwedischen Klerus nöthige, sie zu aufrichtigem Bereuen des Unheils zu ermahnen, das sie über den Staat habe bringen wollen, und sie durch ein wahres und aufrichtiges Verlangen, die Gnade des Allmächtigen und das Vertrauen der Schweden zu verdienen, die sie beide durch die bis dahin betriebenen Anschläge verwirkt habe, zu Gott und dem Vaterlande zurückzuführen." Sie überreichten der Königin eine Schrift ihres Standes, worin die Geständnisse des Grafen Brahe und des Freiherrn von Horn aufgezeichnet waren, und jeder der beiden Abgeordneten fügte noch einen Sermon hinzu, wodurch sie der Königin, der natürlich diese in Berlin nicht mögliche Scene so peinlich sein mußte, wie seiner Zeit Karl II. die Ermahnungen der schottischen Prediger, einige Thränen und „eine Art" Geständniß entlockten, daß sie gegen Gott gefehlt habe, aber zu ihm zurückkehren wolle, indem sie ihm ein von den Pflichten einer Christin besser durchdrungenes Herz widmen wolle. Sie konnte das, wie jeder Mensch, bekennen, ohne damit das ihr speciell zur Last Gelegte

einzuräumen, und in der That bemühte sie sich nachher, in einer langen Unterredung, allen Verdacht von sich zu entfernen, als hätte sie an der Verschwörung Theil.

Nicht alle Theilnehmer der unzufriedenen Partei waren in die Gewalt der Machthaber gefallen. Graf Hard, ferner schon früher der Lagmann Baron Erich Wrangel und ein Hauptmann Gyllenschatz, denen man sämmtlich die Absicht von Ruhestörungen zuschrieb, waren entkommen. Es scheint, daß sie sich theilweise bemühten, von außen her Volksbewegungen zu schüren. Im Dahlland wurde ein, theils gedrucktes, theils geschriebenes Manifest über den dermaligen Zustand des Reiches ausgestreut, worin dem ersten Kirchspiele, welches die Waffen ergreife und gegen Stockholm marschire, 150,000 Thlr. Silbermünze angeboten wurden. Man ließ einen gewissen Flodelius, eines Schützen Sohn, verhaften und nach dem Hauptverbreiter dieser Schriften, Namens Hallberg, einem bankerottirten Krämer, forschen, welcher auch von einem Bauerknecht gefangen wurde, dem man dafür 300 Thlr. Silbermünze und Befreiung von den jährlichen Abgaben bewilligte. Er sagte aus, daß der Lagmann Baron Wrangel, den er in Christiania getroffen, die Schriften verfaßt und ihn beauftragt habe, sie zum Druck zu befördern. Wegen der Kosten habe er ihn durch Wechsel an den Grafen Brahe gewiesen. Der Capitain Gyllenschatz, der sich gleichfalls in Norwegen aufhalte, habe 60 Exemplare empfangen, um sie in Wärmeland auszutheilen. Auch zwei Bauern aus Wennerborgslehen hätten 190 Exemplare zur Vertheilung in ihren Kirchspielen bekommen. Auch ein Lieutenant Sahlfeld wurde verhaftet, der sich heimlich im Dahlland aufhielt.

Diese Vorgänge konnten nicht zur Milderung des

Verfahrens gegen diejenigen Verschwornen, die man in seiner Gewalt hatte, dienen. Noch am 16. Juli, wo das Urtel gesprochen wurde, nahm die Gemahlin des Grafen Brahe, die ein Pfand seiner Liebe unter ihrem Herzen trug, den zärtlichsten Abschied von ihm, wobei er hohe Fassung und Gelassenheit bewies. Sein neunjähriger Sohn aus erster Ehe, Peter, war bei der rührenden Scene zugegen. Er umarmte ihn liebevoll, gab ihm ernste Ermahnungen und führte ihn zuletzt zu seiner Stiefmutter, indem er sagte: daß von ihm an jenem Tage Rechenschaft gefodert werden würde, wenn er ihr nicht in seinem ganzen Leben kindliche Liebe und Ehrerbietung beweise. Zugleich versprach er, ihm noch eine schriftliche Unterweisung zu senden.

Auf Begnadigung durch den König war keine Hoffnung, denn diesem war das Recht dazu im Laufe des Processes von den Ständen entzogen worden. Wol aber bedurfte das Urtel der Bestätigung durch die vier Stände, die auch schon am 17. ertheilt ward. Die Gräfin Brahe machte zwar einen Versuch, dieselbe abzuwenden, und begab sich deshalb zu den Versammlungen des Adels und der Geistlichkeit, ward aber nirgend zugelassen. Im Saale der Ritterschaft stimmten nur 10—12 für die Bestätigung des Todesurtels gegen einen so hochstehenden Standesgenossen; die Uebrigen bejahten nur durch Schweigen. Graf Piper legte seine Stelle nieder und verließ am 20. mit seiner unglücklichen Tochter Stockholm, um aufs Land zu gehen, entschlossen, nie wieder nach Stockholm zurückzukehren, oder bei Hofe zu erscheinen. Die Witwe hat übrigens später einen der Richter ihres Gemahls, den Baron Scheffer, geheirathet.

Am 23. Juli, früh zwischen 9 und 10 Uhr, erfolgte zu Stockholm, auf dem Ritterholm, die Hinrichtung des

Baron Horn, des Grafen Brahe und der Hauptleute Stalswärd und Puke mit dem Beile. Die Brücken zu der Insel waren aufgezogen. Vor dem Gerichtsplatze befand sich ein starkes Detachement Garde und Artillerie. Die ganze Bürgerschaft stand, zu Roß und zu Fuß, auf allen großen Plätzen der Stadt und der Vorstädte in Waffen und sendete Patrouillen durch alle Straßen. Baron Horn war das erste Opfer. Als er bereits das Haupt auf den Block gelegt, erhob er sich wieder nnd verlangte eine halbe Stunde Aufschub, indem er seine Seele in der Unruhe, worin er sich befinde, nicht wagen könne. Da aber der commandirende Gardeoffizier und die Prediger ihm vorstellten, wie er sich einen Augenblick vorher schon sehr wohl zum Tode bereitet hätte und die Execution nicht aufgeschoben werden könne, legte er sich wieder nieder und empfing zwei Hiebe mit dem Beile. Graf Brahe ward mit dem ersten Schlage getödtet. Erst nachdem diese beiden Herren hingerichtet waren, wurden auch die beiden Hauptleute herbeigebracht und auf gleiche Weise enthauptet. Die Leichname Horn's und Brahe's wurden zur Beerdigung auf ihre Güter abgeführt. Auch für die anständige Bestattung Puke's sorgte seine in Stockholm lebende Mutter. Stalswärd war aber in solcher Armuth und Verlassenheit gestorben, daß er auf Kosten der Stadt begraben werden mußte. — Am 26. Juli gegen 10 Uhr wurden, unter ähnlichen Anstalten, auf demselben Platze, Mozelius, Christiernin, Escolin und Ernst gleichfalls mit dem Beile hingerichtet. Der Trabant Silfverhielm wurde zu Anfang des August verurtheilt, cassirt, acht Tage auf Wasser und Brot gesetzt, dann auf sechs Jahre nach Mastrand gebracht und für immer von der Stadt, wo die Stände ihre Versammlung hielten, verbannt

Am 22. Sept. wurde das Urtel gegen die Theilnehmer der Entwürfe im Dahlland gesprochen, von denen jedoch nur Sahlfeld und Hallberg zum Tode und zwar dergestalt verurtheilt wurden, daß sie Kopf und rechte Hand verlieren, dann geviertheilt und aufs Rad geflochten werden sollten. Flodelius kam mit 40 Paar Ruthenstreichen davon. Diese Executionen sollten jedoch im Dahlland vorgenommen werden, weshalb sie dorthin abgeführt wurden. Graf Hard, Baron Wrangel und Gyllenschatz wurden in contumaciam verurtheilt, daß sie Leib, Ehre und Gut verlieren und enthauptet, bis zu ihrer Habhaftwerdung aber ihre Namen an den Pranger geschlagen werden sollten.

Graf Brahe hatte das seinem Sohne gegebene Versprechen gehalten und für denselben noch vor seinem Ende folgende weise, christliche und rührende Zusprache aufgesetzt:

„Mein herzlich geliebter Sohn Pehr Brahe!

Das so eben gegen mich gesprochene Urtheil macht es mir unmöglich, Dir einen andern Beweis meiner väterlichen Liebe zu geben, als durch Aufzeichnung einiger Bemerkungen. Ich hoffe zu dem gütigen Gott, daß er Dir die Gnade verleihen wolle, sie nicht zu misachten, sondern sie als Pfänder meines zärtlichen Herzens zu betrachten, welches seine letzte Pflicht nicht vergessen kann, Dir Lehren zu geben, die um so sicherer sind, je mehr mein eignes Unglück und meine Erfahrung sie bestätigen.

1) Ich lasse Dich in den Händen einer guten Mutter, deren Fußtapfen ein undankbarer Sohn entehren würde. Ich zweifle nicht, daß sie Dich liebt; aber Du würdest es mir einmal vor Gott verantworten müssen, wenn Du es jemals an Liebe, Aufmerksamkeit, Zärtlichkeit und Gehorsam gegen sie fehlen ließest. Wenn der

gütige Gott Dich zu reifern Jahren kommen läßt, so erinnere Dich, daß Du Deine und meine Stelle zugleich bei ihr zu vertreten hast. Mögen niemals ihre Seufzer Dein Gewissen belasten; denn umsonst sucht man sich darüber durch chimärische Tröstungen zu beruhigen; man muß am Tage des Gerichts Rechenschaft geben.

2) Da sie ihrerseits nichts versäumen wird, nach ihren Kräften zur Bildung Deines Herzens und Geistes beizutragen, und Dich in den Grundsätzen der Frömmigkeit und Ehrliebe und in den Pflichten eines den Gesetzen unterworfenen Bürgers zu erziehen, so bestrebe Dich zuvörderst, Gott zu erkennen und die Weisheit, mit der er alles regiert. Glaube und sei im Namen des Erlösers überzeugt, daß man Dich eine Straße führt, die Dich von Gott entfernt, wenn man Dich glauben machen will, daß die oder jene Sünde keine große sei und daß man sich nach dem Gebrauch der Welt schicken müsse, wenn man in ihr leben wolle. So oft Dir jemand solche Gedanken einflößen will, so rufe die Gnade Gottes an, daß er Dich abhalte, wende Dich zu irgend einer andern Beschäftigung und folge den Bösen nicht auf ihren Wegen. Bei dem Niederlegen und bei dem Aufstehen richte immer einige Gebete zu Gott, denn die Seufzer sind gut zur Wahrheit, aber die Welt zerstreut Dich und läßt Dir für die Seufzer so wenig Zeit, daß dieses oder jenes Geschäft sie Dir gänzlich entzieht.

3) Wenn Du in die große Welt trittst, so sei auf Deiner Hut gegen das, was man es wie die Andern machen nennt. Bevor Du etwas thust, untersuche wohl, ob das, was man Dir vorschlägt, mit dem göttlichen und menschlichen Gesetze übereinstimmt. Findest Du es nicht so, so ziehe Dich davon zurück.

4) Habe nicht viele Freunde; es ist unmöglich, daß sie alle aufrichtig seien, besonders wenn Du Vermögen hast. Dulde nicht, daß Dir Jemand zwei Mal eine Sache vorschlage, die Du den Pflichten eines Christen und eines guten Bürgers zuwider findest. Hast Du ihr auch nur Dein Ohr geliehen, so sei gewiß, daß man Deinen Namen leihen wird, selbst wenn Du Dich nicht mit ihnen eingelassen hast. Wo das Gesetz es verlangt, zeige das an, was zu verhehlen Dir nicht erlaubt ist, und glaube niemals, daß die Pflichten der Freundschaft über dem Gesetze stehen.

5) Kommst Du zu irgend einer vorragenden Stellung, so verlasse Dich nicht auf Dich und Deine eignen Gaben. Findest Du etwas unrecht, so bitte Gott, daß er Dich herauszieht, denn die Welt ist so beschaffen, daß man sich nicht immer zurückhalten kann. Möge das Unglück Deines Vaters Dir zum Beispiel dienen!

6) Tritt nicht in Dienst, wenn Du sonst zu leben hast; sonst nimmst Du den Bedürftigen das Brot. Möge der Bestand der Freiheit und die Aufrechthaltung der Gesetze Dir immer am Herzen liegen. Ehre den König, aber suche das Vertrauen Deines Souverains nicht. Erinnere Dich, daß in unserer ganzen Familie Dein Vater der Einzige ist, der, bei höchster Verachtung alles dessen, was Günstlingsthum heißt, gleichwol zu seinem Unglücke auf den schlüpfrigen Stufen des Schlosses gefallen ist, lediglich weil er die Hand des Allmächtigen vergessen und geglaubt hat, es hänge von ihm ab, das Uebel anzuhalten, ehe es einträte, indem er nicht daran dachte, daß Andere thun könnten, was er nicht gethan haben wollte. Bemerkest Du, daß irgend eine Uneinigkeit in dem königlichen Hause entstehen will, was Gott verhüten wolle, so halte Dich jederzeit fern davon; lasse Dich

nicht in das Rathgeben ein; thue, was das Gesetz vorschreibt, und lebe anständig und gut mit Allen.

7) Schließe Dich niemals an irgend eine Partei im Lande, sondern schöpfe aus Deinem eignen Boden; sprich Deine Meinung mit Mäßigung aus und folge dem Geiste der Gesetze. Bilde Dir niemals ein, in Deinen eigenen Einsichten den wahren Weg finden zu können, sondern bitte Gott, Dich zu erleuchten, und halte Dich überzeugt, daß, wenn Du das verabsäumst, Du Deinem Verderben zuschreitest, wenn Dich Gott nicht rettet.

8) Achte und ehre Deine Verwandten und alle Menschen. Man kann darin besser zu viel, als zu wenig thun, und wisse, daß Artigkeit keine Niedrigkeit ist; sondern darin besteht die Niedrigkeit, daß man Böses denkt und sich durch falsche Gründe entschuldigen will.

9) Vertraue Dich niemals Mehreren an, am wenigsten eiteln und eigennützigen Leuten. Aber, wenn es Dir möglich ist, so erwähle Dir einen Freund, dessen Denkungsart Du kennst und der kein Interesse daran hat, Dich zu täuschen; denn es ist nöthig, Jemanden zu haben, dem man sein ganzes Herz entdecken kann. Du wirst eines Tages finden, daß das einer der größten Vortheile der Ehe ist.

10) Laß Dich niemals Schönheit und artigen Weltton zu einer Heirath verleiten. Bedenke vorher, von welchen Misständen sie begleitet sind, und wie schnell die Schönheit vergeht! Wähle Dir eine Gefährtin, die in der Furcht Gottes und in der Tugend erzogen ist, und deren Weisheit und gute Aufführung Dir ein dauerndes Glück verbürgen kann. Betrachte mit Bewunderung die Wege des Allmächtigen, der Deinem Vater zwei seiner Liebe so würdige Gemahlinnen gegeben hat.

11) Führe niemals größeren Staat, als Dir zukommt.

Borge niemals, an wen es auch sei, größere Summen, als deren Verlust Dich im Falle der Nichtbezahlung nicht in Verlegenheit bringen kann. Denn, was man Dir auch für schöne Worte machen mag, Du leihest einem Freunde und forderst Dein Geld von einem Feinde wieder. Bürge aber werde niemals für wen es auch sei.

12) Wenn Du eines Tages in fremde Lande reisen wolltest, so darfst Du Dich nicht auf den Weg machen, bevor Du nicht Deine theologischen Grundlehren innehast, damit Du nicht über die Wahrheit und die Grundlagen der Religion in Irrthum verlockt werden kannst. Suche zuvörderst Dein Vaterland und seinen Haushalt kennen zu lernen, und dann reise, um zu untersuchen, was daran gebessert werden könne. Hüte Dich aber, fremde Sitten einzuführen. Die schwedische Nation liebt die Standhaftigkeit und das Ernste.

13) Ueberhebe Dich nicht, wenn das Glück Dir lächelt. Erinnere Dich, daß der Herr Dich prüfen will, ob Du das Glück vertragen kannst. Danke Gott und siehe das Glück als einen Probirstein an. Wenn Dir dagegen ein Unfall begegnet, so ehre die Hand des Herrn, trage Deine Widerwärtigkeit mit Geduld, und sei überzeugt, daß das eine und das andere Mahnungen sind, um Dich zu Ihm zu wenden, Dich Deiner Sünden zu erinnern und Dich durch die Mittel zu bekehren, die die göttliche Gnade Dir verliehen hat.

14) Verschiebe es nicht von einem Tage zum andern, zur Beichte zu gehen. Denn es ist ein Fallstrick des bösen Geistes, Deinen Geist an weltliche Dinge geheftet zu halten.

15) Wenn Dein Souverain von Dir Rathschläge in seinen Unternehmungen verlangt, so verweise ihn bescheiden an Die, denen es zukommt, ihn zu berathen. Du

kannst glauben, daß es die Pflicht eines Unterthanen ist, seinem Souverain zu rathen; aber wenn man Dir einen dem Gesetz zuwiderlaufenden Vorschlag macht, so mußt Du Dich erinnern, daß das Gesetz Dir verbietet, darauf einzugehen. Wenn man Dir denselben Vorschlag wiederholt, so mußt Du die Sache anzeigen. Wenn man Dir dagegen Vorschläge macht, die dem Gesetze nicht widersprechen, so gibt es Leute, denen es zukommt, darüber zu urtheilen. Verführt Dich die Eitelkeit, in Dienst zu treten, und würdest Du zum Reichsrath erhoben, so rathe niemals etwas im Cabinet, oder im Rathe, was nicht in die Protokolle gesetzt werden kann.

16) Wenn das noch Ungeborne, das Deine Mutter in ihrem Schooße trägt, ans Tageslicht kommt, so empfange es mit Zärtlichkeit und aufrichtiger Gesinnung, als Dein eigen Blut und das letzte Pfand der Liebe Deiner Aeltern. Gott bewahre Deinen Eingang und Deinen Ausgang, und leite Dich immer in seiner Furcht, und nehme Dich endlich in sein ewiges Reich auf, um der Liebe Jesu Christi willen. Dann werden wir uns wiedersehen, um ewig zu singen Halleluja, Amen, im Namen unsers Erlösers, Amen!

Stockholm, den 16. Juli 1756.

Erich Brahe."

Der junge Peter Brahe starb schon am 12. Juni 1771 unvermählt. Dagegen wurde seine Stiefmutter im October 1756 von einem Posthumus entbunden, welcher die Namen Magnus Friedrich erhielt und das Geschlecht fortpflanzte. Sein Sohn, Graf Magnus Brahe (geb. 1790), wurde, nicht eben im Einklang mit den Mahnungen seines Großvaters, aber ohne nachtheilige Folgen, nicht bloß der Günstling, der Vertraute, nein der innige Freund des Königs Karl XIV. Johann, und

nahm, anfangs nur mit dem Kriegswesen beschäftigt, seit 1826 einen sehr einflußreichen geheimen Antheil an den Staatsgeschäften, der anfangs viel beneidet und angefeindet, später als wohlthätig und uneigennützig anerkannt wurde. Er war Generallieutenant und Generaladjutant, Chef des Generalstabes, Reichsmarschall, Kanzler und Oberhofstallmeister, und starb am 16. Sept. 1844, sechs Monate nach seinem königlichen Freunde, den er in seiner letzten Krankheit mit aufopfernder Treue gepflegt hatte.

XVII. Bilfinger und Herzog Karl Eugen von Württemberg.

Der im dritten Bande dieser Geschichten (S. 133) erwähnte Bilfinger oder Bielfinger, von welchem dort bemerkt ward, sein Name bedeute eigentlich Vielfinger, weil in seiner Familie der Besitz von zwölf Fingern und eben so viel Zehen erblich gewesen sei[1]), führte die Vornamen Georg Bernhard und war am 23. Jan. 1693 zu Canstadt geboren, der Sohn des dortigen Superintendenten. Er entfaltete schon in früher Kindheit ungewöhnliche Anlagen, die sich jedoch mehr auf die technischen Fächer und deren Grundlehren, als auf die Sprachen richteten. Sein Lieblingswunsch war, Drechsler zu werden, und oft hat er in spätern Jahren, zu hohen Würden und anscheinend großem Glücke gelangt, die Aeußerung gethan: „Und doch wäre ich vielleicht glücklicher, wenn ich ein Drechsler geworden wäre."

Wiewol er aber den Schulstudien wenig Fleiß und Liebe zuwendete, so hatte er doch, bei seinen vorzüglichen

---

1) Auch unser Bilfinger hatte an jeder Hand sechs Finger, von denen ihm jedoch die überzähligen in früher Kindheit abgenommen wurden. Außerdem hatte er ein Feuermaal auf der Stirn.

Anlagen, solche Fortschritte gemacht, daß sein Vater gar nicht anders für möglich hielt, als daß ein so vielversprechender Knabe studiren müsse und zwar Theologie. Dieselbe frühe Auszeichnung bewirkte, daß das Consistorium ihn in das Stift aufnahm, ungeachtet schon sein älterer Bruder darin studirte und seine Aufnahme ebendeshalb eigentlich regelwidrig war. Er kam daher im 13. Lebensjahre nach Blaubeuren, zwei Jahre später nach Bebenhausen, und wieder zwei Jahre später in das theologische Stipendium nach Tübingen, und dies ungeachtet andauernden, geflissentlichen, in bewußtem Widerwillen gegen diese Studien begründeten Unfleißes. In Tübingen, wo er größere Freiheit hatte, versäumte er alle Collegien, warf die ihm angepriesenen Bücher mit Verachtung von sich, ging dem Umgange mit Gelehrten sorgfältigst aus dem Wege und kam in so übeln Ruf, daß ihm einer seiner genauesten Freunde ins Gesicht sagte: er kenne keinen faulern Menschen als ihn, und gewiß werde er bald der Unwissendste und Verdorbenste unter allen Bewohnern des Stifts werden.

Und doch lag seinem Widerwillen nichts anderes zu Grunde, als das, was auch den großen Baco die Universität[1]) mit tiefer Verachtung gegen den damals dort verfolgten Studiengang verlassen ließ; nur daß Baco so klug gewesen war, den Beweis zu liefern, daß er sich auch auf dieser von ihm für falsch erklärten Bahn mit Geschick zu bewegen wisse. In Tübingen herrschte damals noch die scholastische Philosophie mit allen ihren Spitzfindigkeiten, und gegen diese war sein Widerwille

1) Cambridge. Vergl. Macaulay's Recension der Montagu'schen Ausgabe von Baco's Werken, in seinen kleinen geschichtlichen und biographischen Schriften, II., 1 ff.

gerichtet. Sobald er mit mathematischen Schriften bekannt wurde, war auf einmal der Bann gelöst, fiel es wie Schuppen von seinen Augen, hatte er gefunden, was die eigenthümliche Organisation seines Geistes verlangte. Nun wurde er fleißig, ruhig und ausdauernd, und während er sich in der Mathematik, besonders in deren angewandten Theilen, zu einer hohen Stufe aufschwang, sodaß er zu den besten Physikern und Mathematikern seiner Zeit gezählt wurde, sah er nun auch die Wissenschaften überhaupt mit andern Augen an und hatte Gesichtspunkte gewonnen, aus denen sie alle ihm Interesse gewährten. Zudem wurde er durch seinen mathematischen Hauptlehrer Wolf auch zu dessen philosophischen Schriften geführt, und diese Philosophie nahm ihn dergestalt ein, daß er ihr fast die Mathematik gänzlich zum Opfer gebracht hätte. Die philosophischen Probleme beschäftigten ihn unausgesetzt. Er ging früher zu Bett und stand später auf, nicht aus Trägheit und Schlaflust, sondern um ungestörter sich seinen Meditationen überlassen zu können. Oft stand er stundenlang, in Gedanken versunken, schweigend auf Einer Stelle. Einstmals fiel er, nachdem er lange in einer solchen Stimmung stumm und regungslos an dem Ofen gestanden, um. Als man erschrocken herzueilte, ihn aufgehoben hatte und besorgt nach seinem Befinden fragte, verrieth er, womit sich seine Gedanken beschäftigt, in den Worten: „Es ist doch ein unerforschliches Geheimniß, die Verbindung der Seele mit dem Leibe.“

Schon damals begann er an seinen nachher zu großem Rufe gediehenen Schriften: de Deo, anima et mundo und de origine mali zu arbeiten, und zugleich wendete er jetzt auch der Theologie die so lange versagte Aufmerksamkeit zu, indem er sie durch die Philosophie

zu erklären versuchte, was freilich nur mittelst einer Philosophie gelingen kann, die auf theologischem Grunde ruht. Er selbst blieb übrigens fortwährend ein gläubiger Anhänger der symbolischen Bücher. Bald galt er für einen der fleißigsten und gediegensten Studirenden auf der ganzen Universität, und ward denn auch rasch hintereinander Vicar bei dem Kloster und der Kirche zu Bebenhausen, dann Schloßprediger zu Tübingen, dann Repetent in dem theologischen Stift.

Seine Verehrung für Wolf war aber so groß, daß er das sehnlichste Verlangen empfand, dessen Umgang und Unterricht zu genießen, und nicht abließ, bis er sich von der Regierung und seinen Freunden die Mittel verschafft hatte, vorläufig ein Jahr in Halle zuzubringen. Ja, er opferte diesem Verlangen sogar eine Braut. Er war mit der Tochter eines angesehenen tübinger Lehrers bekannt worden, und der Vater wollte ihm ihre Hand geben, wenn er seinem Reiseplane entsage. Bilfinger aber gab die Braut auf und reiste ab. Mit der persönlichen Bekanntschaft mit Wolf wuchs seine Verehrung für ihn, und er wußte es möglich zu machen, daß er, mit Hilfe erneuter Unterstützungen, im Ganzen drei Jahre in Halle bleiben konnte. Auch Wolf war ungemein für ihn eingenommen und gestand noch lange nachher, daß er besonders in theologischen Gegenständen, sofern sie mit der Philosophie zusammenhingen, vieles von Bilfinger gelernt, „und daß er ohne dessen Unterstützung seine Philosphie nicht gegen die Theologen hätte retten können.“

Ein wie bedeutender Wolfianer nun aber auch Bilfinger geworden und wie sehr er auch bemüht war, ein leidliches Compromiß zwischen dieser Philosophie und der Theologie zu stiften, in seinem orthodoxen und jeder

Neuerung abgeneigten Vaterlande kam der Jünger der neuen Lehre doch noch zu früh. Nur mit großer Mühe erhielt er (1724) eine außerordentliche Professur zu Tübingen, ohne allen Gehalt, und was noch schlimmer war, er erhielt auch keine Zuhörer, da alles vor dem gefährlichen Jugendverführer warnte. Da erhielt er durch Wolf einen Ruf als Professor und Mitglied der eben errichteten Akademie der Wissenschaften nach St. Petersburg, den er mit Freuden annahm. Aber kurz vor seiner Abreise wäre er fast wieder in seinem Entschlusse wankend geworden, als er erfuhr, daß Peter der Große gestorben[1]) und Katharina I. ihm auf dem Throne gefolgt sei, deren Gunst zu gewinnen er sich wenig Rechnung machte. Dennoch entschloß er sich und reiste mit Kraft[2]) ab. Aber auch auf der Reise verfolgte ihn Unglück und er verlor in der Gegend von Friedberg durch irgend ein Misgeschick Geld, Bücher, all seine Habseligkeiten.

Indeß bewies die nächste Folgezeit, daß das alles keine bösen Vorzeichen gewesen seien. Er nahm in Petersburg eine sehr ehrenvolle und geachtete Stellung ein, und sein literarischer Ruf wurde mächtig gefördert, als er den von der pariser Akademie ausgesetzten Preis für eine Abhandlung über das Gesetz der Schwere erwarb.

Einige Zeit darauf las Herzog Eberhard Ludwig[3])

---

1) 8. Febr. 1725.

2) Georg Wolfgang Kraft, geb. zu Tuttlingen 1701, 1725 Professor der Mathematik und Physiologie zu St. Petersburg, 1744 Professor zu Tübingen, † 1755. Zwei Jahre später (1727) ging noch ein dritter Württemberger nach Petersburg, Joh. Georg Gmelin (geb. zu Tübingen 1709), welcher 1731 Professor der Chemie und Naturgeschichte daselbst war, 1733—43 auf kaiserliche Kosten in Sibirien reiste, 1747 nach Würtemberg zurückging, 1749 Professor der Botanik und Chemie zu Tübingen wurde und 1755 †.

3) Th. III., S. 121 ff.

von Württemberg, als er eben im Bade zu Deinach[1]) war, eine Zeitung, worin Bilfinger's Schrift und Wirksamkeit sehr gerühmt war. Er fragte den ihn begleitenden Oberhofprediger Tafinger, ob das ein Württemberger sei, und als Tafinger dies bejahte und zugleich seinem Freunde Bilfinger das günstigste Zeugniß gab, befahl der Herzog sowol ihm als seinem Minister Grafen Grävenitz[2]), ihn bei der nächsten Erledigung einer Professur in Tübingen an Bilfinger zu erinnern. Eine solche trat schon nach zwei Monaten ein und Bilfinger ward berufen, ungeachtet die Cabale ihn des Atheismus beschuldigte. Er soll weniger aus eigenem Antriebe, als in Folge der Bitten und Ueberredungen seiner Verwandten, in das Vaterland zurückgekehrt sein. Auch in Petersburg wollte man ihn nicht fortlassen und verzögerte seine Entlassung ein ganzes Jahr hindurch. Dann aber bewilligte man ihm eine jährliche Pension von 400 Fl., die ihm auch über 20 Jahre lang richtig aus Rußland überschickt worden ist, sowie er auch, wenige Jahre vor seinem Tode, für eine Erfindung in der Fortification, von dem russischen Hofe 2000 Fl. erhielt. Er war nur sechs Jahre in Rußland gewesen, indem er schon 1732 als Professor der Theologie und Superintendent des Stifts wieder in Tübingen auftrat.

1733 starb der Herzog Eberhard Ludwig. Sein Nachfolger, Karl Alexander[3]), hatte schon von Belgrad aus eine beständige Correspondenz mit Bilfinger unterhalten, auch einmal mehre Wochen im Wildbad blos in seinem Umgange zugebracht. Er entbot ihn gleich nach seinem Regierungsantritte zu sich, besuchte ihn in Tü-

1) Ein Dorf mit einem Gesundbrunnen in der Gegend von Calw.
2) Th. III. a. a. O.
3) Th. III., S. 127 ff.

bingen, nahm ihn mit nach Hohentwiel, in Befestigungsangelegenheiten, und ernannte ihn hier sofort zum Geheimen Rath[1]) (Dec. 1734). Bilfinger machte Einwendungen, die aber nicht anschlugen, worauf er sagte: „Nun so ergebe ich mich auf Galgen und Rad." Er ahnte damals schwerlich, in was für eine gefährliche Stellung er sich in der That begeben hatte. Im Uebrigen sollte ihm der Geheimrathstitel zunächst Rang und Besoldung sichern, während sein eigentlicher Wirkungskreis der eines Geheimen Cabinetsraths war. Es war schon ein Anfang der Ungnade, als er, fünf Monate später, auf seine Functionen im Geheimen Rathe verwiesen ward.

---

1) Das Geheime Raths-Collegium, welches unter der Grävenitz'schen Verwaltung durch das Cabinetsconseil, das factisch nur aus dem Grafen Grävenitz, einem fast immer abwesenden andern Rath und einem Assessor mit bloß consultativer Stimme bestand, ganz in den Hintergrund gedrängt worden, auch sehr zusammengeschmolzen war, wurde von Karl Alexander ergänzt und neu gekräftigt. Er bestätigte von den zeitherigen Mitgliedern die Geheimen Räthe von Negendanck, Andreas Heinrich von Schüz und den aus Preußen berufenen Joh. Friedrich Göze, ernannte aber den Hofrichter Christoph Peter von Forstner zum Präsidenten, den Oberstallmeister Heinrich Reinhard von Röder, ferner den erst in durlachischen, dann in kasselschen Diensten gestandenen Joh. Eberh. Fr. von Wallbrunn, den Oberhofmarschall Friedrich August von Hardenberg und seinen alten Geschäftsträger, den Hofrath Philipp Jakob Neuffer, zu Mitgliedern des Collegiums. Göze's Nachfolger ward 1734 Konradin Abel, nach dessen Tode (14. April 1735) Weinland folgte. Bilfinger ward zugleich Referendar. Aber schon nach zwei Monaten wurden Negendanck und Hardenberg entlassen (Febr. 1735), Forstner bald darauf dispensirt, Neuffer, der dem Herzog die Religions-Reversalien vorgelegt, pensionirt, und Weinland starb (20. März 1736). Nun war wieder das Cabinet, oder, wie es jetzt hieß (16. Juni 1735), das Conferenzministerium allmächtig, in welchem von Schüz, Scheffer, Pfau, Georgii und Knab fungirten, und das das Werkzeug des Juden war. Der Geheime Rath bestand noch aus von Röder, der sich nicht darum kümmerte, von Schüz, der allen Einfluß verloren, Bielfinger und dem alten Hellwer, den nur die Anciennetät dorthin gebracht hatte.

Der neue Geheime Rath suchte sich zuvörderst die ihm fehlenden publicistischen Kenntnisse zu verschaffen, weshalb er, zwei Jahre lang, täglich einige Stunden zu einem in weit geringerer Stellung lebenden Verwandten ging, um sich von diesem namentlich über Geschichte und positive Grundlagen des württembergischen Staatsrechts belehren zu lassen. Er hatte deß auch durchaus kein Hehl, sondern verließ, sobald die Lehrstunde schlug, jede Gesellschaft, indem er offen erklärte, daß er nun in die Schule gehen müsse.

Eine Zeit lang genoß Bilfinger die Gunst seines Fürsten ungetheilt und konnte manches Nützliche wirken. Dann aber kamen Jahre, wo er höchstens sich bemühen konnte, das Aergste zu verhüten, und auch daran zuletzt verzweifeln mußte. Wie die Macht und der Einfluß des Juden Süß [1]) zu steigen begann, verminderten sich Bilfinger's Macht und Einfluß, bis sie fast gänzlich verschwanden. Soweit ihn dies persönlich betraf, war es ihm keineswegs peinlich. Als ihn in dieser Zeit ein Fremder bei mathematischen Arbeiten traf, sagte er ihm: Wünschen Sie mir Glück zu meiner Ungnade, denn dieser danke ich es, daß ich wieder unter meinen Cirkeln sitzen kann. Auch ließen ihn seine Gegner im Anfange unangefochten, speculirten sogar darauf, ihn auf ihre Seite zu ziehen. Denn der Hauptgehilfe des Juden, der Expeditionsrath Hallwachs, war klug genug, vorauszusehen, daß ihr Regiment höchstens solange dauern könne, als der Herzog lebe, und daß sie nach dessen Tode vor schwerer Verantwortung nicht sicher seien. Er schlug daher vor, einen Mann auf ihre Seite zu ziehen, welcher Ansehen genug besitze, um sie auch nach dem Tode

1) Th. III, S. 132 ff.

des Herzogs schützen zu können, und bezeichnete Bilfinger als einen Solchen. Im Anfang verwarf Süß den Vorschlag, indem er, hierin mit richtigerem Urtheil als Hallwachs, bemerkte: „Pfui, Bilfinger hat ja Verstand, mehr als wir Alle." Nachher aber war er selbst so ängstlich geworden, daß er auch dieses Rettungsmittel wenigstens des Versuches werth hielt. In Betreff der zu ergreifenden Mittel sagte Hallwachs in zugleich für Bilfinger sehr bezeichnender Weise: „Er ist über die Eitelkeit der Titel und Ehrenbezeigungen des Hofes erhaben; er nimmt keine Geschenke; er hat durchaus keine schwache Seite, als die Vorliebe zu seinen Verwandten; hier also, oder nirgends, müssen wir ihn angreifen." (Vielleicht daß auch noch der Hinterhaltsgedanke im Spiele war, daß man ihn, wenn das Mittel nicht einschlug, des Nepotismus verdächtigen konnte.) Sogleich wurden zwei Stellen, ohne daß er es begehrt hätte, mit seinen Verwandten besetzt. Bilfinger dankte sehr höflich, ließ sich aber weiter nicht mit ihnen ein. Er ging in demselben Jahre ins Bad. Einige Mitglieder der Coterie folgten ihm dahin, überschütteten ihn mit Artigkeiten, und wieder ward ein Verwandter von ihm angestellt. Aber auch jetzt blieb Bilfinger kalt und zurückhaltend. Sie sahen, er war nicht zu gewinnen, und beschlossen daher, sich seiner zu entledigen. Doch auch dies war nicht so leicht, wie bei Anderen. Der Herzog schenkte ihm zwar seine Gunst nicht mehr, weil ihm Bilfinger nicht nach dem Sinne rieth und redete. Aber er kannte den Werth des Mannes sehr wohl und unterhielt sich überdem immer noch gern mit ihm über Fortification, Türkenkriege und den Feldmarschall Münnich. Die Cabale schlug eine allgemeine Verminderung der Besoldungen vor, machte, um ihre Aufrichtigkeit zu beweisen, mit den eigenen den

Anfang, was die Herren um so leichter konnten, als die fixen Besoldungen der geringste Theil ihrer Einnahmen waren, und legte der Eingabe ein Billet bei, worin sie die Entlassung Bilfinger's rieth. Der Herzog aber sagte darauf: „Wenn wir den Mann entließen, so würde er von Königen und Fürsten gesucht werden, und wir wären prostituirt." Bilfinger selbst, wiewol seine Wirksamkeit, wie die Bedeutung seines Collegiums sehr geschwächt war, wollte doch lange nicht vom Platze weichen. Als man ihn einstmals fragte, wie er es in dieser Wirthschaft aushalten könne, erwiderte er: „Wirds denn besser, wenn ich gehe?" Wol etwas später sagte er dem Kammergerichtsassessor von Harpprecht auf die gleiche Frage: „Ich mache mich jede Session gefaßt, aus dem Geheimen Rathe auf die Festung geführt zu werden." Endlich aber wurde es ihm doch zu arg und er bat um seine Entlassung, hatte sie aber noch nicht erhalten [1]), als der plötzliche Tod des Herzogs (12. März 1737) mit Einem Schlage das ganze Verhältniß wendete.

Der neue Herzog, Karl Eugen [2]), war minderjährig. Wie immer der Streit verglichen werden mochte, der sich über die Vormundschaft zwischen der Herzogin-Witwe und dem nächsten Agnaten entspann, an der Mitvormundschaft des Geheimen Raths-Collegiums war nicht zu zweifeln. Beide streitende Theile mußten sich um seinen Beistand bewerben. Der Herzog-Administrator, Karl Rudolf [3]), versprach feierlichst: in Landes-Administrationssachen ohne Vorwissen und Einwilligung des Geheimen Raths durchaus nichts zu resolviren und sich jedenfalls am Ende nach der Stimmenmehrheit desselben

---

1) Hiernach ist die Angabe Th. III, S. 133 zu berichtigen.
2) Th. III, S. 138 ff.
3) Th. III, S. 143 ff.

zu richten. Schon vorher hatte Bilfinger, der beiweitem bedeutendste Mann in dem alten Collegium, dafür gesorgt, daß die Majorität seines Sinnes sei. Er hatte dem Herzog-Administrator vorgestellt, daß das Collegium zu schwach besetzt sei, worauf dieser, fünf Tage nach Karl Alexander's Tode, die Geheimen Räthe Forstner[1]) und Neuffer[2]) wieder in Activität setzte, und den bedeutenden Publicisten Phil. Eb. Zech[3]) zum wirklichen Geheimen Rath ernannte. Der Oberstallmeister von Röder[4]) blieb bald aus den Sitzungen weg und wurde überdem 1737 von dem engern Ausschuß der Stände förmlich belangt, weshalb er um Dispensation von den Sitzungen bat. Dasselbe that gleichzeitig Hellwer, Alters halber. An Neuffer's Stelle kam (22. Oct. 1738) der Kammerdirector Johann Eberhard Georgii, der zu Ende des Jahres 1741, auf Bilfinger's Betrieb, mit den Prinzen nach Berlin ging und mit ihnen bis zu Anfang des Jahres 1744 daselbst blieb. Der Geheime Rath Andreas Heinrich von Schüz erhielt schon im August 1738, auf sein Ansuchen, die Stelle als Hofrichter und Oberhofmeister bei dem Collegium illustre zu Tübingen, trat sie aber erst 1741 an, worauf der treffliche Fr. August von Hardenberg zu seinem Nachfolger im Geheimen Rathe ernannt wurde. Auch Forstner resignirte im August 1738 und an seine Stelle kam (28. April 1739) der Ober-Hofmarschall Fr. R. von Wallbrunn, während der Comitialgesandte zu Regensburg, Joh. Eb. Fr. von Wallbrunn das älteste Mitglied des Collegiums war.

1) Der Neffe des viel bedeutenderen Christoph Forstner, der Enkel des muthvollen Kanzlers Löffler.

2) Dieser war lange Jahre der Geschäftsträger Karl Alexander's gewesen, † aber den 4. Sept. 1738 plötzlich.

3) † 1. Sept. 1755.

4) Th. III, S. 138.

Die beiden Wallbrunns, Hardenberg, der zugleich Kammerpräsident war, Bilfinger, Zech und Georgii, der, wie bemerkt, von 1741—44 nicht im Lande war, bildeten nun von 1737—49, unter zwei hochbejahrten Herzog-Administratoren, die kein Verlangen nach Selbstregierung trugen, die eigentliche Regierung des Landes, und Bilfinger hatte einen sehr wesentlichen Antheil daran. Die Kammer kam in dieser Zeit in die blühendsten Umstände. Man bestimmte die Stände, die jetzt Zutrauen zur Regierung hatten, zur Uebernehmung von zwei Millionen Schulden, und tilgte das Uebrige fast gänzlich. Man verglich kostspielige und langwierige Processe, eröffnete neue Einnahmequellen und füllte durch Sparsamkeit die Kassen. Die landesfürstlichen Rechte den Ständen gegenüber wurden von dieser wahrhaft treuen Verwaltung nicht blos aufrechterhalten, sondern noch erweitert, und in dieser Zeit erst verstanden sich die Stände zu einer fortlaufenden Bewilligung für ein stehendes Militair. Auch gegen außen erhielt sich Württemberg in Unabhängigkeit und Ansehen. Bilfinger war aber auch für die Zukunft besorgt. Er hielt Stuttgart nicht für den rechten Ort, wo die Bildung der Prinzen, namentlich des Thronfolgers, gedeihen könne. Er scheute den Einfluß der Hofleute und noch mehr den der Herzogin-Witwe. [1]) Berlin schien ihm schon damals, wo doch die öffentliche Meinung über Friedrich II. noch lange nicht die war, die sie 30 Jahre später ward, als ein besserer Punkt, wo sie in die Jahre der Selbstbestimmung reifen könnten, und er vorzüglich schickte sie in diese Regentenschule und hielt sie dort, ungeachtet aller Gegenintriguen der Herzogin-Witwe, über zwei Jahre lang. (Man muß

---

1) Th. III., S. 129.

freilich sagen, daß die Früchte der berliner Schule in Betreff des jungen Herzogs selbst nicht eben anders waren, als man sie in Stuttgart auch erwarten konnte.)

Der Herzogin-Witwe und ihren Verwandten, den Taxis, gelang es inzwischen, unterstützt von Friedrich II., die Volljährigkeitserklärung des jungen, 16jährigen Herzogs bei dem kaiserlichen Hofe zu erwirken, was auch anfangs im Lande, wo man auf die Familienaristokratie neidisch war, welche Bilfinger begünstigte, und darüber ihre guten Leistungen und Erfolge vergaß, mit Jubel aufgenommen wurde. In den ersten Jahren äußerte diese Veränderung jedoch wenig Einfluß. Karl Eugen hatte Mädchen, Vergnügen, Reisen im Sinne und ließ die alten Geheimen Räthe schalten, die denn ihre Sache auch ferner gut machten. Zwar ward von Röder sofort wieder in den Geheimen Rath eingesetzt und zwar an dessen Spitze; aber auch Röder hielt mit Hardenberg und Bilfinger zusammen.

Da starb Bilfinger am 18. Febr. 1750. Er ward sehr beklagt und vermißt. Die hohe Achtung, die sein uneigennütziges, jederzeit sich gleich bleibendes, zuverlässiges Wesen ihm erworben hatte, schien ihn zum sichersten Bürgen einer stetigen, festen Verwaltung zu machen. Um die Schulen, die theologischen Studienanstalten, die Universität hatte er hohe Verdienste. Alles freilich, was ihm im Sinne lag, konnte er nicht durchsetzen. Als er einst in einer wichtigen Sache durch die Wallbrunns überstimmt ward (1742), schrieb er an Georgii nach Berlin: „Es wäre eben gut, wenn man die Vota nach den Köpfen zählte, und nicht nach andern Gliedern des Leibes.“ Ungemeine Thätigkeit und Arbeitsamkeit zeichneten ihn, wie in den Staatsgeschäften, so in den Wissenschaften aus. Nur die Abendstunde von 7—8 war der

Erholung in seinem Garten oder dem vertrauten Gespräch mit Freunden gewidmet, und für diese Zeit vergaß er Geschäft und Studium und lebte nur der Erholung. Seine Anhänglichkeit an sein Vaterland bewies er durch mehrmalige Ablehnung vortheilhafter Berufungen ins Ausland. Immer nur die Sache, die Pflicht im Auge, ließ er sich nicht von Nebenrücksichten bestimmen. Er war der erste Consistorial-Präsident; aber um zu zeigen, daß er die Errichtung dieser Stelle nur um der Sache, nicht um seinetwillen vorgeschlagen, nahm er die damit verknüpfte Besoldung (600 Fl.) nicht an. Geschenke nahm er niemals, und als ihm einst ein Landprediger einige Fische geschickt hatte, die in seiner Abwesenheit abgegeben worden waren und sich nun nicht wieder zurückschicken ließen, bezahlte er die Fische und den Boten, der sie gebracht hatte. Als der Prälat, der sein entschiedenster und ausdauerndster Gegner gewesen war, starb, bat ein anderer Prälat, welcher gleichfalls zu Bilfinger's Gegnern gehörte, daß der sehr armen Witwe des Erstern eine Pension ausgesetzt werden möchte. Sowol der Herzog-Administrator, als der ganze Geheime Rath, außer Bilfinger, waren dagegen, weil sie sämmtlich ebenso dem verstorbenen Prälaten, wie dem jetzt bittenden feind waren. Bilfinger sprach dagegen desto lebhafter für die Witwe und schlug zuletzt vor, ihr 300 Fl. von der Besoldung des Consistorial-Präsidenten, die er eigentlich selbst beziehen konnte, anzuweisen. Der Herzog fragte ihn, warum gerade Er sich der Witwe so annehme? worauf Bilfinger erwiderte: „Weil ich auf der ganzen Erde keinen größern Feind hatte, als diesen Prälaten." Als später einmal ein Beamter den Minister Hardenberg verleumdet hatte und deshalb, ohne Vorwissen und Zuthun Hardenberg's, entlassen worden war,

bat dieser, als eine andere geeignete Stelle erledigt ward, sie diesem Beamten zu geben, und als man sich über diese Großmuth verwunderte, sagte er: „Diese Handlungsweise habe ich von Bilfinger gelernt.“

Seinen Freunden, deren vertrautester der Prälat Tafinger blieb, war Bilfinger überaus treu, ungemein zärtlich gegen seine Verwandten und dankbar gegen die Wohlthäter seiner frühern Jahre. Nie versäumte er es, seine Mutter an ihrem Geburtstage zu besuchen und diesen ganzen Tag nur ihr und der Feier ihres Festes zu widmen. Ebenso bewies er dem Verwandten, der ihm in seiner Jugend 1000 Fl. zu seinen Studien in Halle vorgeschossen hatte, einem Beamten auf dem Lande, stets die größte Dankbarkeit, besuchte ihn oft und pries ihn als die erste Quelle seines Glückes. Der Religion blieb er treu, sprach stets mit Ehrfurcht von allem, was sie betraf, und tadelte Männer, die er sonst zu den Größten seines Zeitalters zählte, weil sie es nicht thaten. „Alles“, sagte er, „ist an ihnen groß; nur das ist klein, daß sie so wenig glauben.“ Er las jeden Morgen einen Psalm und jeden Abend ein Capitel aus dem griechischen Neuen Testamente. Vor seinem Ende legte er sein letztes Glaubensbekenntniß feierlich ab, und bezeugte seinem Freunde Tafinger und den Umstehenden: daß er seinen Grundsätzen von christlicher Religion und besonders der Ueberzeugung, nur allein durch Christus selig zu werden, noch in diesem letzten entscheidenden Augenblicke getreu bleibe, daß er in dieser Ueberzeugung auf sein verflossenes Leben ruhig und freudig zurückschaue und ebenso ruhig und freudig einem andern entgegeneile. Als er zuletzt die Sprache verloren und Tafinger ihm zurief, ob er im Glauben an das Verdienst Jesu Christi freudig sterbe? hob er die drei Eidesfinger in

die Höhe, legte sie dann auf seine Brust und blickte lächelnd zum Himmel.

Als 1765 der in militärischen und mathematischen Wissenschaften ausgezeichnete Neffe Bilfinger's, der würtembergische Obristlieutenant Bilfinger, Friedrich II., welcher früher so gegen Bilfinger eingenommen gewesen war, daß er Karl Eugen bei dessen Abreise von Berlin vor demselben gewarnt hatte[1]), vorgestellt wurde, fragte ihn dieser sogleich, ob er ein Verwandter des berühmten Bilfinger sei, und setzte hinzu: „Das war ein großer Mann, dessen Andenken ich stets verehre.“[2])

Nach seinem Tode trat es deutlicher hervor, was die berliner Schule bei dem Herzog gefruchtet hatte. Es scheint, man faßte den talentvollen, aber überaus feurigen, kraftbewußten und eigenwilligen Fürstenjüngling bei seiner Empfindlichkeit über jede scheinbare Abhängigkeit und Bevormundung an, und führte ihn zu dem Gedanken, er müsse zeigen, daß er der Herr sei. Der erste Streich traf einen Mann, der allerdings — eine triviale Redensart zu gebrauchen — Werg am Rocken hatte, ward aber doch auf eine Weise geführt, die nicht löblich war. Der Erboberstallmeister Geheimer Rath von Röder war seit den ersten Tagen dieser Regierung erster Minister und Günstling gewesen, und der Herzog nannte ihn noch bei den zärtlichen Namen des Vaters und Freun-

1) Götting. historisches Magazin, I., 4., 1686.

2) Vergl. Moser, Patriotisches Archiv für Deutschland, IX., 369 ff. — An Schriften sind von Bilfinger folgende erschienen: De triplici rerum cognitione, histor., philosoph., mathem., Tüb. 1722. 4. — De harmonia animi et corporis hum., Francof. ad M., 1723. — De origine et permissione mali, ibid., 1724. — Dilucidationes de Deo, anima humana, mundo et generalibus rerum affectionibus, Tüb. 1724, 4. — Praecepta logices, Jenae 1729. — Supplément aux maximes ordinaires touch. la fortification, Tüb., 1733, 4. — Nouveau système de fortification, Stuttg., 1734.

des, als er schon den Befehl zu seiner Verhaftung unterzeichnet hatte (1751). Er war mit dem Herzog und einem großen Theile des Hofes zu Waltenbuch gewesen, und der Herzog hatte sich so freundlich wie immer zu ihm verhalten. Am nächsten Tage wurde er verhaftet, und daß die gleichzeitig verhängte strenge Untersuchung, besonders des Stallrechnungswesens, mit seiner völligen Entlassung endigen würde, war vorauszusehen. Der Grund seiner Ungnade aber lag nicht in seinen Rechnungen, sondern darin, daß er sich von dem ältesten Bruder des Herzogs, dem Prinzen Ludwig [1]), sein Erboberstallmeisteramt hatte bestätigen lassen, welches Factum der Prinz seinem Bruder, dem Herzog, zu verrathen indiscret genug gewesen war.

Der zweite Streich traf einen Mann, dessen Verdienste ungleich strahlender, als Röder's, dessen Leben und Wirken makellos war, den jetzt vorsitzenden Geheimen Rath und Kammerpräsidenten von Hardenberg. Der letzte Grund, warum man sich dieses zu entledigen suchte, mochte darin liegen, daß er auf Ordnung und Sparsamkeit im Haushalte hielt. Am 4. April 1755 erschien der Herzog im Geheimen Rathe und überhäufte Hardenberg

1) Ludwig Eugen Johann, geb. 6. Jan. 1731, königl. franz. Generallieutenant, bis 1749 in preußischen Kriegsdiensten. Er vermählte sich 1762 mit Sophie Albertine, einer Tochter August Gottfried Dietrich's, Grafen von Beichlingen, kursächs. wirkl. Geheimen Raths (geb. 23. März 1703, † 18. Sept. 1769), und †, nachdem er erst am 24. Oct. 1793 die Regierung ererbt hatte, am 40. Mai 1795. Er hatte keine Söhne, hatte überdies ohne Vorwissen des Herzogs geheirathet und auf eine Succession seiner Descendenten verzichtet. Sein Nachfolger wurde sein jüngerer Bruder, Friedrich Eugen (geb. 21. Jan. 1732, verm. 29. Nov. 1753 mit Friederike Dorothea Sophie, Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm zu Brandenburg-Schwedt, welche am 18. Dec. 1736 geboren war und am 9. März 1798 †). Herzog Friedrich † 23. Dec. 1797 und war der Großvater des jetzigen Königs.

plötzlich mit den stärksten persönlichen Vorwürfen, daß seine Befehle öfters nicht befolgt und die wichtigsten Dinge nach bloßer Privatwillkür behandelt würden. Hardenberg faßte noch an demselben Tage eine ruhige, würdevolle Vertheidigung ab, die er durch den Oberhofmarschall von Wallbrunn (6. April) dem Herzog übergeben ließ. Noch an demselben Tage antwortete der Herzog in noch rascheren Ausdrücken, als er das erste Mal gebraucht hatte. Einige Worte, die Hardenberg gegen Wallbrunn geäußert, wurden als ein Abschiedsgesuch gedeutet, keine Erläuterung zugelassen und der Abschied (24. Juni) in ungnädigster Weise, ohne die zugesicherte Pension, ertheilt. Damals war J. J. Moser der Rathgeber des Herzogs, kam aber 1759 nach Hohentwiel, wo er bis 1764 zubrachte und auch da erst durch den Reichshofrath befreit wurde. Im September 1756 verließ die Herzogin[1]) ihren Gemahl, der das ganze Land wie seinen Harem betrachtete und sich immer zügelloser seiner Sinnlichkeit, Prunksucht und Eigenwilligkeit überließ.

Seine Werkzeuge und Vertrauten waren damals der zeitherige Hauptmann und Regimentsquartiermeister Rieger, welcher im December 1757 als Geheimer Kriegsrath und Obristlieutenant beim Generalstabe angestellt wurde, man glaubt auf Empfehlung eines der Brüder des Herzogs, deren Gunst ihm anfangs bei diesem geschadet haben soll, und Graf Samuel Fr. von Montmartin, welcher im Februar 1758 aus sachsen-gothaischen Diensten in württembergische kam. Rieger war ein genialer Mann, von rastloser Thätigkeit und den vielseitig-

1) Elisabeth Friederike Sophie, Tochter Markgraf Friedrich's von Brandenburg-Baireuth, Nichte Friedrich's II., geb. 20. August 1732, verm. 26. Sept. 1748, residirte nach ihrer Trennung zu Baireuth.

sten Gaben, aber grundsatzlos, unstet, voller Einfälle, Muthwillen und Uebermuth, gänzlich ohne Rechtssinn, Wohlwollen und Humanität. Er übte einige Jahre den größten Einfluß, leistete seinem Gebieter die erfolgreichsten — schlechten Dienste, war ein Meister in der Kunst, die Menschen durch geschickte Behandlung ihrer Leidenschaften, Gelüste und Schwächen zu beherrschen, stürzte aber zuletzt noch schneller, als er gestiegen war. Am 28. Nov. 1762 wurde ihm, ohne irgend eine vorherige Anklage oder Untersuchung, auf der Parade der Orden abgerissen, der Degen genommen und vor die Füße geworfen und er selbst nach Hohentwiel geschafft, wo er Jahre lang unverhört in dem elendesten Kerker schmachten mußte. Dann wurde er nicht bloß wieder freigelassen, sondern Obrist und Commandant des Hohenaspergs. Man hätte keine unpassendere Wahl treffen können; denn wenn sich auch Rieger im Kerker zur Orthodoxie bekehrt hatte, ein besserer Mensch war er nicht geworden, und hatte nur neue Mittel[1]) gewonnen, die Unglücklichen, deren Wächter er war, zu peinigen. Er starb am 15. Mai 1782. Von seinem Sturze glaubt man, daß ihn Montmartin durch einen erdichteten Brief bewirkt habe, worin sich Rieger im preußischen Sinne und mit persönlichen Ausfällen gegen den Herzog ausgesprochen haben sollte, und den man dem Prinzen Friedrich in die Hände gespielt habe. Montmartin hatte nur seine Bereicherung und zu dem Ende die Behauptung einer dazu Gelegenheit gebenden Stellung im Sinne, besaß weder besondere Einsichten, noch Kenntnisse, wol aber die Kunst, sich lange Jahre seinem Gebieter als ein brauchbares Werkzeug für Befriedigung seiner Launen

1) Vergl. Strauß, Schubert's Leben, Berlin, 1849, 2 Bde.

und als ein Mann zu empfehlen, den man, wenn auch nicht zum Guten, doch zu allem Schlechten gebrauchen konnte, weil er keine Scham und kein Gewissen kannte und für jede Perfidie oder Gewaltthat eine Ausflucht oder eine Phrase bereit hatte.

Bei seinem Eintritt ward sogleich ein besonderes Staats- und Cabinetsministerium gebildet (11. Febr. 1758), dessen Mitglieder der Oberhofmarschall von Wallbrunn (für alle in das „gemeine, innerliche Landes-, Religions- und Hofwesen einschlagenden Geschäfte"), der Graf von Montmartin (für „alle innerlichen und auswärtigen Staatsgeschäfte, Reichs-, Comitial- und schwäbische Kreisangelegenheiten"), und der Regierungspräsident von Pflugk (für alle „innerlichen Regierungs-, Justiz-, Lehen- und dahin gehörigen Sachen") wurden. Montmartin's Hauptgehilfe war Lorenz Wittleder, ursprünglich ein thüringischer Gerbergesell, der sich schon damals bis zum Kirchenraths-Expeditionsrath emporgearbeitet hatte, und bald der Meister der zahlreichen Finanzprojectmacher wurde, die das Geldbedürfniß des Herzogs herbeizog. Der Geheime Rath hatte nun nur zu expediren, was Graf Montmartin vorschrieb. Er lichtete und wandelte sich mehr und mehr. Auch der nominelle Vorsitzende, der Oberhofmarschall von Wallbrunn, mancher lange geduldeter persönlicher Mishandlungen endlich müde, nahm seinen Abschied (19. Mai 1761) und Graf Montmartin hieß nun Geheimer Rathspräsident (6. August). Man setzte zwei geschmeidige Creaturen, Ernst Ludwig von Volgstädt und Tobias Konrad Renz [1]), letzterer ein arbeitsamer und talentvoller, aber des Wahr-

1) Ein anderer Renz, Günther Albrecht, wurde (12. Mai 1751) Bilfinger's Nachfolger.

heitssinnes ermangelnder Mann, in den Geheimen Rath, der nun ganz blindes Werkzeug war.

Von den Ständen verlangte man jetzt mehr als das Fünffache ihres zeitherigen Beitrags zum Militair. Für 22,000 Fl. jährlicher Rente erkaufte der Herzog die Jungfrauschaft einer schönen Elsasserin, Josephine von Wimpfen, der Schwester seines Generaladjutanten, die etwa drei Vierteljahr seine Favoritin war und von ihrem Bruder an den Herzog verkauft ward (Dec. 1763). Zugleich fing er den kostbaren Bau der Solitude an.

Mit den Ständen kam man in ernstesten Streit, worüber die letzten redlicheren Mitglieder des Geheimen Raths austraten. Georgii nämlich bat, vom Votiren in der Angelegenheit wegen Aufbringung der Militairbedürfnisse dispensirt zu werden, und Günther Albrecht Renz legte ein höchst ernsthaftes schriftliches Votum ein und bat, weil einmal kein Recht mehr heilig sei, um seine Entlassung. Zwei Tage darauf kam ein Rescript, wodurch Renz cassirt und Georgii quiescirt wurde (12. April 1764). Der Geheime Rath bestand jetzt aus den beiden Ministern Montmartin und Pflugk und den drei Geheimen Rathsaccessisten[1]) von Volgstädt, Tobias Konrad Renz und Commerell, Letzterer seit dem 17. April 1765 dahin aufgerückt.

Dennoch dauerte Montmartin's Regiment nicht mehr lange. Der Streit mit den Landständen war nicht bloß mit diesen zu führen, sondern sie hatten ganz andere Mächte im Rückhalt: Kurbrandenburg, Kurbraunschweig (Hannover) und den König von Dänemark als Herzog

---

1) Sie waren nicht wirkliche Geheime Räthe, weil sie in ihren anderweiten Collegien und Stellungen verblieben und nur daneben an den Sitzungen des Geheimen Rathes theilnahmen.

von Holstein, welche 1734 die Reversalien Karl Alexander's und seine Bestätigung der Landes-Compactaten garantirt hatten und von 1764 an als Vermittler in den Streit eintraten[1]), welcher gleichzeitig vor dem Reichshofrath geführt wurde, an den sich die Stände klagend gewendet hatten. Sah man auch in Wien, wo man ohnehin dem Herzog wegen seiner antipreußischen Richtung nicht ungünstig war, diese Einmischung ungern, so stellten sich doch so viele Rechtsverletzungen und Uebelstände heraus, daß auch der österreichische Hof sich mehr und mehr von dem Herzog abneigte. Ende 1765 schickte nun der Herzog den Grafen Montmartin nach Wien, um einen letzten Versuch zu machen; aber diese Mission scheiterte gänzlich und dies mag die Ursache gewesen sein, daß der Herzog etwas einzulenken beschloß und daß namentlich Montmartin am 10. Mai 1766 entlassen wurde. Ungnädig war diese Entlassung nicht; er erhielt 4000 Fl. Pension und wurde noch in demselben Jahre wieder verwendet. Auch von Pflugk trat im December 1766, mit gleicher Pension, in den Ruhestand. Man ernannte nun von Volgstädt und Renz zu wirklichen Geheimen Räthen und erhob zu der gleichen Würde die Regierungsräthe von Uexküll, von Kniestädt und Weikersreuter. So war das Collegium der Form nach wieder besetzt; aber mit lauter mittelmäßigen Köpfen, fügsamen Männern, welche alle dieselbe Laufbahn gegangen waren, während der Geheime Rath die höhere Geschäftserfahrung unabhängiger Staatsmänner aus allen Dienstzweigen umfassen sollte. Schon im December 1766 erhielt Montmartin die Di-

1) Manches darüber in den Denkwürdigkeiten des Freiherrn von der Asseburg, welcher selbst in der Sache als dänischer Gesandter thätig war.

rection wieder, jedoch nur in Form einer außerordentlichen Commission, ohne Diensteid und Verpflichtung, folglich mit noch geringerer Verantwortlichkeit. Am 5. Dec. 1767 wurde von Kniestädt entlassen, weil er sich nicht nach Regensburg entfernen lassen wollte, wohin nun Montmartin's Schwiegersohn, der Graf B. C. F. von Dürkheim, ging (2. Jan. 1769), der zugleich Geheimer Rath wurde. Im März 1769 zog sich selbst von Volgstädt zurück, dessen Tochter der Herzog von einem Balle weg zu seinem Gebrauche genommen hatte.

Inzwischen war der Erbvergleich zu Stande gekommen (1770) und bei diesen Verhandlungen hatte man auch die alte gesetzliche Verfassung des Geheimen Raths, auf Grund der in den Religions-Reversalien zum Landesgesetz erhobenen Eberhardinischen Kanzleiordnung, zur Sprache gebracht, und alle Bemühungen des Herzogs, in Wien eine völlige Herstellung der Autorität des Collegiums zu verhindern, waren fruchtlos. Indeß war die Sache nicht so schlimm, wie sie aussah. Man hatte den Geheimen Rath aus geduldigen, fügsamen Männern zusammengesetzt, und der Herzog regierte factisch allein.

Die Gewaltstreiche, welche zu Rieger's und Montmartin's Zeiten an der Tagesordnung gewesen, kamen jedoch allmälig außer Uebung, oder fielen vielmehr seit 1773, wo Montmartin gänzlich abtrat, weg. Der Herzog war älter und ruhiger geworden, und seine jetzigen Rathgeber waren feinere Leute und wußten durch mildere Mittel dasselbe zu erreichen. Im April 1773 wurde der Geheime Legationsrath Bühler Geheimer Referendar und Geheimer Rath, und war bald die Seele des Collegiums. Der im December 1775 wieder eintretende von Kniestädt war ihm nicht gewachsen, da er zwar natürlichen Verstand und guten Willen besaß, auch nicht

ohne politischen Muth war, aber nicht Kenntnisse, Fleiß und Ansehen genug hatte, um eine neue Ordnung der Dinge begründen zu können. „Albrecht Jakob Bühler war ein Mann von sicherm praktischen Verstande, gesunden Einsichten und unermüdeter Arbeitsamkeit, klug bis zur Schlauheit, und wie in allen seinen politischen Maßregeln, so auch in seinem ganzen Aeußern, scheinbar nachgiebig, fein und mild."[1]) Sein erstes rasches Avancement verdankte er jedoch nicht diesen Eigenschaften, sondern seiner Verheirathung mit der Tochter des Stadtvoigts Groß in Stuttgart, die der Herzog sehr genau kannte; seine weitere Beförderung der Protection der Gräfin von Hohenheim. Für sich selbst sorgte er hauptsächlich durch ein System des ausgedehntesten Nepotismus. Als Werkzeug zur Beherrschung des Herzogs diente ihm auch seine Frau, eine unermüdete Zwischenträgerin, und der Herzog ward freier, als diese (24. Febr. 1788) starb, war aber schon zu schwach und zu tief in den Netzen, um sich diesen ganz entwinden zu können.[2])

Bühler und die Gräfin von Hohenheim beherrschten ihn von 1773—88 gänzlich. Die Letztere hieß ursprünglich Franciska Theresia Freiin von Bernadin, und war am 10. Juni 1748 zu Adelmannsfelden bei Ellwangen geboren, wo ihr Vater begütert war. Nach dem Wunsche der Aeltern heirathete sie den baireuther Kammerherrn Freiherrn von Leutrum, dem sie abzugewinnen dem Herzog nicht schwer fiel. Der Herzog entführte sie, sie ward von ihrem Gemahl geschieden, und sie wußte den Her-

1) Von Spittler's sämmtliche Werke, XIII., 449.

2) Von Spittler, Geschichte des würtembergischen Geheimen Rathes, a. a. O.

zog, durch kluge Behandlung und Nachgiebigkeit gegen seine Launen, so zu fesseln, daß er sich im October 1784 insgeheim morganatisch mit ihr vermählte und dies im Februar 1786 öffentlich bekannt machen ließ. Auch sie war leisen Ganges und übte einen mildernden Einfluß auf den Herzog aus. Nach seinem Tode zog sie sich auf ihren Witwensitz zu Kirchheim unter Teck zurück, wo sie 1811 starb.

XVIII. Castlereagh und Wellington.

Wir beabsichtigen bei der Zusammenstellung und Besprechung dieser beiden berühmten Männer weder eine eingehende Charakteristik ihres Wesens und Wirkens, noch ein Eindringen in ihre Geheimgeschichte. Die letztere dürfte ohnedies nur bei dem Erstgenannten einen eigentlich geschichtlichen Stoff bieten, während das Sein und Leben Wellington's sich in großen, klaren und offenen Zügen in die Geschichte geprägt hat. Beide haben nur das gemeinsam, daß sie, durch ihre nächste Abstammung und den Besitz ihrer Väter dem irischen Boden angehörig, ihr Leben hindurch im Dienste Großbritanniens wirkten. Sonst war nichts Verwandtes zwischen dem ehrgeizigen, vielgewandten, dichtverschleierten Diplomaten und Staatsleiter, der zuletzt aus dem verworrenen Netze, das er selbst gesponnen und immer fester zusammengezogen, keinen Ausweg wußte, als noch im Vollbesitz der Macht und des äußeren Glückes — einen Schnitt durch das eigene Leben, und dem Feldherrn, der sein Leben hindurch nur seine Pflicht und den geraden Weg zur Lösung der von dieser bezeichneten Aufgabe vor Augen gehabt, der als Staatsmann derselben Richtschnur folgte, wie als Feldherr, der von derselben politischen Basis ausging, wie sein Genosse, aber den Conflicten des Letz-

tern entging, weil er das Mittel, das Parteiprincip, dem großen Endzwecke unterzuordnen wußte, der die Volksgunst jederzeit verachtet hat, nicht aber das Volk, wie man dem Andern wenigstens schuldgab, und dem dafür die Achtung desselben Volkes, das zuweilen heftiger gegen ihn aufgebraust war, als gegen den Ersteren, bis ans Grab und über dasselbe begleitete, ja dem das seltene Glück zu Theil ward: das höchste Greisenalter in Kraft und Rüstigkeit zu erleben, und dann noch von einem ganzen Volke betrauert und vermißt zu werden. Doch, wie gesagt, wir wollten keine Charakteristik dieser Männer und keine Geschichte ihres Lebens und Wirkens geben; wir wollen nur, veranlaßt zunächst durch den in diesen Tagen erfolgten Tod des Herzogs von Wellington, einige — genealogische Blumen auf ihr Grab streuen, einen romantischen Zug aus dem sonst so unromantischen Leben des Ersteren, und einen, dem größeren Publikum des Festlandes wol weniger bekannten Umstand aus der Familiengeschichte des Letzteren hervorheben.

Der Familienname des in dem Titel Lord Castlereagh am bekanntesten Staatsmannes war Stewart, und in der That führte sein Stammbaum in die Verwandtschaft jenes unglücklichen Geschlechtes hinauf, das auf dem schottischen Throne durch die Ungunst der Verhältnisse, auf dem Englischen mehr noch durch eigne Schuld so viel tragische Katastrophen erlebte. Sir Walter Stewart, ein Sohn des Sir James Stewart auf Bonkyll, ein Enkel Alexander's, des Großstewart von Schottland, dessen Urenkel von seinem zweiten Sohne James 1371 als König Robert II. den schottischen Thron bestieg, lebte zu Anfang des 14. Jahrhunderts, und erhielt die Baronie Garlies in Schottland von John Randolf, Earl of Moray, der ihn in der betreffenden Urkunde Oheim nennt,

verliehen. Von ihm stammte Sir William Stewart zu Garlies und Dalswinden, welcher 1429 Minto, nach langem Streite mit dessen früheren Besitzern, den Turnbulls, an sich brachte. Von des Letztern zweitem Sohne, Alexander, stammen die heutigen Earls of Galloway. 1) Von dem dritten Sohne, Thomas auf Minto, stammte John Stewart zu Ballylawn Castle, der sich zuerst aus diesem Geschlechte in Irland niederließ und unter König Jakob I., durch Vermittelung des Herzogs von Lennox, eine Landverleihung in der Grafschaft Donegal erhielt. Ein Nachkomme des Letzteren war Robert Stewart auf Ballylawn Castle und Mount Stewart (in der Grafschaft Down), der sich durch große Familienverbindungen, entschiedene Anhänglichkeit an die Sache der Regierung und später wol auch durch die Leistungen seines Sohnes mächtig auf der Stufenleiter britischer Ehren und Würden emporhob. Derselbe wurde am 18. Nov. 1790 irischer Baron Stewart, am 6. Oct. 1795 irischer Viscount Castlereagh, am 10. Aug. 1796 irischer Earl of Londonderry, am 22. Jan. 1816 Marquis von Londonderry. Er starb, in hohem Alter, am 8. April 1821, nur ein Jahr vor seinem so glänzenden und so unglücklichen Sohne. Er war zwei Mal vermählt, zuerst 1716 mit Sara Frances, der zweiten Tochter Frances', Marquis of Hertford; 2) mit Frances, ältester Tochter Karl's Earls of Camden. Aus der ersten Ehe stammt Robert, der vielgeschmähte, mächtige und berühmte Staatsmann, welcher

1) Am 19. Juli 1607 wurde Sir Alexander Stewart schottischer Baron von Garlies, und am 9. Sept. 1623 Earl von Galloway. Er war Mitglied des schottischen Geheimen Raths. John, der siebente Earl, wurde 6. Juni 1796 großbritannischer Peer, als Baron Stewart of Garlies, und † 13. Nov. 1806. Sein Enkel ist der jetzige Earl of Galloway, Rudolf Stewart (geb. 16. Sept. 1800).

aus seiner, 1794 geschlossenen Ehe mit Emilie Anna, der jüngsten Tochter John Herbert's, zweiten Earls of Buckinghamshire, keine Kinder erzeugte. Aus der zweiten Ehe stammt der jetzige Marquis, der bekannte starre, excentrische, aber gutmüthige und ritterliche Ultratory: Karl Wilhelm Vane-Stewart, irischer Marquis of Londonderry, Viscount Castlereagh, Baron Stewart, großbritannischer Earl of Vane, Viscount Seaham und Baron Stewart. [1])

Doch nicht mit ihm, dessen Laufbahn zudem noch nicht geschlossen ist, haben wir es zu thun, sondern mit seinem älteren Halbbruder, dessen Erbe in denjenigen Glücksgütern, die sich vererben lassen, er ward. Robert Stewart war am 18. Juni 1769 auf dem Familiengut Mount Stewart geboren, und in der den großen englischen Häusern gewöhnlichen Weise erzogen. Er studirte in Cambridge und machte dann seine üblichen Reisen. Bevor er aber in das öffentliche Leben eintrat, welches er nicht in romantischer Weise auffaßte und betrieb, scheint er sich noch ein Mal mit der Romantik abgefunden zu haben, indem er sich eine Zeitlang auf dem Lande, an den Ufern der malerischen Foylebucht, im

1) Er ist am 18. Mai 1778 geboren, wurde am 1. Juli 1814 britischer Baron Stewart, am 28. Mai 1823 britischer Viscount Seaham und Earl of Vane, vermählte sich 1) 8. Aug. 1804 mit Katharina, der jüngsten Tochter Johann's, des dritten und letzten Earl of Darnley, welche 1812 †; 2) 3. April 1819 mit Frances Anna, der einzigen Tochter und Erbin des Sir Harry Vane-Tongester und Anna Katharina's, der letzten Gräfin von Antrim. Von daher fügte er den Namen Vane seinem Familiennamen bei. Aus erster Ehe ist ihm ein Sohn, der jetzige Viscount Castlereagh (geb. 7. Juli 1805), der zwar verheirathet, aber kinderlos ist, aus der zweiten sind ihm drei Söhne, darunter der Viscount Seaham (geb. 21. April 1821) und drei Töchter am Leben.

einfachen Gewand der Fischer dieser Gegend, ganz deren Leben anschloß, nur in seinem Nachen wohnte, und dem Fischfang, der Jagd, den stärksten körperlichen Uebungen lebte, des Abends im Kreise der Fischer sich die alten Sagen des Landes erzählen ließ und ihnen dafür, neben materielleren Geschenken, eine Jagd- und Fischereiordnung octroyirte, die Meerenge zwischen Irland und England auf schwacher Barke durchkreuzte, an der Insel Man Schiffbruch litt, einer Fischertochter, der reizenden Nelly, die Cour machte und mit einem Nebenbuhler einen Zweikampf auf Aexte rühmlichst bestand.

Aus diesem Leben heraus trat er in die politische Laufbahn, in der er sich von da an mit aller Feinheit, kalten Berechnung, aalglatten Gewandtheit, allem Raffinement eines in Hof-, Cabinets- und Parteiintriguen gereiften Staatsmannes bewegte. Durch den Einfluß seines Vaters wurde er, ein Jüngling von 24 Jahren, nach einer sehr bestrittenen Wahl,[1]) für die Grafschaft Down in das irische Parlament gewählt. Er setzte sich auf die Bänke der Opposition, unter deren Rednern er glänzte; aber auch in seinen Oppositionsreden zeigte er Maß genug, um sich nicht unmöglich zu machen, und jenen Sinn für die Bedürfnisse der Herrschaft, welchen Solche verleugnen, die keinerlei Anspruch auf eine Theilnahme an derselben machen, oder haben. In der That, als im Innern der Opposition sich Spaltungen erhoben, die sich aus dem Conflicte zwischen dem Sonderstandpunkte Irlands und dem des Gesammtreichs, zunächst der englischen Herrschaft ergaben, als vollends, von dem revolutionirten Frankreich aufgestachelt, tumultuarische Volksbewegungen, deren Unterdrückung er sich, nach

---

1) Sie soll 30,000 Pfd. gekostet haben.

dem Beispiele der gesammten englischen Aristokratie, auch der alten Whigs, zum Grundsatz gemacht hatte, fand er bald die Brücke zur Regierungsseite. Als der Vater seiner Stiefmutter, Lord Camden, zum Vicekönig in Irland ernannt ward, erhielt Lord Castlereagh — wie er seit kurzem hieß — das Amt eines ersten Secretairs der irischen Verwaltung (1797), ward der hauptsächlichste Leiter in der Entdeckung und Unterdrückung der irisch-französischen Umtriebe, in dem durch manches zweideutige Mittel erkauften Zustandekommen der vielbesprochenen irischen Union, mit deren Auflösung sich lange nachher O'Conell vergeblich mühete, in der festen Organisation der Orangistenpartei. Als Lord Camden durch Lord Cornwallis [1]) ersetzt und, nach völliger Unterdrückung des Aufstandes, die Zeit der Gnade und Versöhnung gekommen war, schied Lord Castlereagh aus der irischen Verwaltung, aber nur um von der britischen Regierung in ihre eigene Mitte gerufen zu werden. Er wurde in das vereinigte Parlament gewählt und an die Spitze des ostindischen Hofes gestellt.

Um diese Zeit besuchte Lord Castlereagh einmal

---

1) Charles, Lord Broome, Marquis von Cornwallis, geb. 31. Dec. 1738, im siebenjährigen Kriege Adjutant des Marquis Granby, 1762 Nachfolger seines Vaters als Earl of Cornwallis und General, 1776 nach Amerika, wo er Philadelphia eroberte und Gates schlug, 1781 aber, nicht durch eigene Schuld, capituliren mußte, 1786 —1793 Generalgouverneur von Bengalen, 1793 Marquis und Lord der Admiralität, dann Lord-Statthalter von Irland, 1801 Friedensgesandter in Amiens, 1805 wieder nach Indien, wo er am 5. Oct. desselben Jahres starb. Sein Bruder William, geb. 1743 oder 1744, ward Admiral der rothen Flagge und † 1819. Der Sohn des Marquis Charles † 1823 und hinterließ nur Töchter. Das Marquisat erlosch; die übrigen Würden vererbten aber auf seinen Oheim, den Bischof von Lichfield († 28. Jan. 1824), den Vater des jetzigen Earl, der sich von seiner Mutter Mann-Cornwallis nennt.

einen Gentleman im nördlichen Irland. Man wies ihm ein alterthümliches Gemach an, mit dunklem, einen Reichthum an Schnitzwerk enthaltendem Getäfel, einem ungeheuer weiten und hohen Kamine, Bildern grimmblickender Männer und strenger Frauen längs der Wände, schweren, düstern Behängen um die von ihnen verhüllten Fenster und um ein unheimlich aussehendes Lager. Lord Castlereagh untersuchte das Zimmer, machte sich mit den Gestalten und Zügen der alten Besitzer des Schlosses bekannt, entließ dann seinen Diener und begab sich zur Ruhe. Er hatte nicht lange seine Kerzen ausgelöscht, als er einen Lichtstrahl auf die Draperien des hohen Betthimmels über seinem Haupte fallen sah. Da er wußte, daß kein Feuer mehr im Kamin, daß die Vorhänge zugezogen, daß er selbst die Kerzen gelöscht hatte und daß das Zimmer noch wenige Minuten vorher dunkel gewesen war, so vermuthete er, daß ein Fremder durch irgend einen Zufall in das Zimmer gerathen sei, und wendete sich rasch nach der Seite, von welcher der Lichtstrahl herkam. Zu seinem grenzenlosen Erstaunen erblickte er die Gestalt eines schönen Knaben, der in die Strahlen eines milden Lichtes gekleidet schien, dem matten Schimmer des abnehmenden Mondes vergleichbar, das die nächsten Gegenstände schwach und unbestimmt sichtbar macht. Die Erscheinung stand in kurzer Entfernung von der Seite des Bettes. Lord Castlereagh war sich bewußt, daß hier keine Täuschung seiner Sinne obwalte, vermuthete aber, irgend einer der zahlreichen Gäste, welche gleichzeitig im Hause waren, mache sich einen Scherz mit ihm. Er ging daher auf die Gestalt zu; sie wich vor ihm zurück; wie er langsam vorschritt, ging sie mit gleichen Schritten langsam rückwärts, trat dann in den düstern Bogen des weiten Kamines und versank in die

Erde. Lord Castlereagh ging wieder in sein Bett, fand aber keinen Schlaf mehr.

Er beschloß, am nächsten Morgen des Vorganges nicht zu gedenken, bevor er nicht das Benehmen und die Haltung der Familie genau beobachtet hätte. Er war überzeugt, daß, wenn ein Betrug gespielt worden, die Urheber desselben sich ihres Erfolges zu sehr freuen würden, als daß sie ihren Triumph verbergen könnten. Als aber die Gäste an der Frühstückstafel versammelt waren, suchten Lord Castlereagh's Blicke umsonst nach jenem verborgenen Lächeln, jenen Blicken des Mitwissens, jenem stillen Verkehre, durch welchen die Urheber und Beistände solcher häuslichen Verschwörungen in der Regel verrathen werden. Alles ging in seiner gewöhnlichen Ordnung. Das Gespräch bewegte sich rasch und ohne Stocken über die Materien, die der Tag an die Hand gab; Niemand schien sich irgend einen Zwang anzuthun, irgend ein Geheimniß auf der Zunge zu haben, oder — was auch zu jenen Merkmalen gehört — auf eine Eröffnung seinerseits zu warten und verstohlne, forschende Blicke auf ihn zu werfen.

Endlich sah er sich genöthigt, den Vorfall, nach längerer Einleitung, während deren er sorgfältig die Anwesenden beobachtete, selbst zu erzählen. Diejenigen in der Gesellschaft, welche gleichfalls Fremde und Gäste des Hauses waren, waren sämmtlich der Meinung, daß irgend ein Betrug gespielt worden sein müsse. Die Familie des Hauses aber erschien völlig gefaßt und ruhig. Endlich sagte der Gentleman, bei welchem Lord Castlereagh zum Besuch war, indem er den Austausch der mancherlei Ansichten, die über die Sache vorgebracht wurden, unterbrach: „Der Vorgang, den Sie eben erzählt haben, muß natürlich Denen, die nicht schon lange meine

Hausgenossen gewesen, oder nicht mit den Sagen meines Geschlechts bekannt sind, sehr seltsam erscheinen. Die Andern aber werden darin nur die Bestätigung einer alten Ueberlieferung über das Zimmer, in dem Sie geschlafen haben, finden. Sie haben den strahlenden Knaben gesehen. Lassen Sie sich das nicht leid sein. Es ist ein Vorzeichen günstigen Geschickes. Ich wünschte aber, daß die Sache nicht weiter besprochen würde." [1])

Ob der Gentleman vielleicht nur die lichte Seite des Omens hervorgehoben und eine Kehrseite verschwiegen hat, muß ebenso dahingestellt bleiben, wie wir alle Conjecturen für eine natürliche Erklärung unterlassen. Das weitere Leben des Lord Castlereagh scheint dafür zu sprechen, daß die Erscheinung äußeres Glück, aber nicht inneren Frieden und keinen freundlichen Ausgang bedeutete.

Lord Castlereagh blieb auch nach dem Rücktritte Pitt's, den die Absicht, mit Frankreich Frieden zu schließen, nothwendig machte, im Ministerium, wurde bei Pitt's Wiedereintritt (1805) Kriegs- und Colonialsecretair, trat 1806 aus und zur Opposition über, übernahm 1807 von Neuem das Kriegsministerium, zu dem er nicht berufen war und dem namentlich die unglückliche Expedition nach Walcheren keinen Ruhm brachte. Mit seinem Collegen Canning, der damals Minister des Auswärtigen war, kam er darüber in solchen Streit, daß sich beide (21. Sept. 1809) auf Pistolen duellirten und dann ihre Aemter niederlegten. [2]) Aber noch in demselben Jahre

---

1) Burke, Romantic records of distinguished families, I, 105 ff.

2) Man hat Canning beschuldigt, daß er, aus Eifersucht auf Castlereagh, Fouché von den Absichten des Letztern in Kenntniß gesetzt habe. Jedenfalls arbeitete er an der Entfernung Castlereagh's aus

trat Castlereagh, als Minister des Aeußern, wieder in das Ministerium, dessen wahre Seele er, namentlich nach der Ermordung Perceval's (1812), war. Er hat einen wesentlichen Theil an der Bildung und eifrigen Unterstützung der letzten großen Coalition, die den endlichen Sturz Napoleon's bereitete, machte sich aber damit natürlich auch zum Zielpunkt der Feindschaft aller Anhänger des Kaisers. Er war bei dem Congreß von Chatillon, bei dem ersten pariser Frieden, bei dem Congreß von Wien, bei dem zweiten pariser Frieden, und wie gewiß auch bei all diesen Vorgängen das specielle Interesse Englands besser gewahrt worden ist, als vielleicht das irgend eines anderen Großstaates, so blieb doch in diesem Gedränge von Fragen und Angelegenheiten unvermeidbar Manches, was mit Recht oder Unrecht dem Tadel Stoff bot. Es kam ihm nachher und in der Periode, die man als die der heiligen Allianz bezeichnet, nicht bei, sich zum Beschützer aller Verschwörer und Revolutionairs in Europa und Amerika zu machen, wiewohl er diejenigen Bewegungen, deren Begünstigung in Englands Interesse war, ebenso zu fördern verstand, wie seine liberalen Nachfolger sie im Gegenfalle zu unterdrücken wußten, und wiewohl er den eigenthümlichen Standpunkt Englands wenigstens durch Passivität wahrte; aber er wurde eben dadurch den Schmähungen der ganzen kosmopolitisch-liberalen Partei, die in ihren damaligen politischen Kinderjahren noch mit dem Feuer zu spielen liebte und mit allem sympathisirte, was Revolution — in der Ferne hieß, bloßgestellt. Er trat auch inneren Bewegungen der unteren Classen, wenn sie gesetzwidrig wurden, mit Kraft und Strenge entgegen und

---

dem Ministerium. Im Duell wurde Canning nicht unbedeutend verwundet.

wurde, nach überstandener Gefahr, von denselben Classen angefeindet, die er geschützt hatte. Am meisten Tadel verdient jedenfalls sein Ministerium wegen des servilen und zugleich taktlosen Verhaltens in dem berüchtigten Proceß der Königin Karoline. Aber er stand noch in voller Macht und dem Glanze der Ehren, mit denen ihn alle Monarchen Europas überhäuft hatten; er konnte, selbst wenn er der Lasten seines Berufes müde gewesen wäre, in seiner eben erfolgten Erhebung zur Peerschaft einen Vorwand zum Abgang finden. Es scheint aber, er konnte sich weder von der Gewalt, noch von seinen Principien trennen, noch sich über die zunehmende Abneigung des Volks gegen seine Verwaltung, über das allmälige weitere Umsichgreifen des festländischen Liberalismus auch in England, bis dahin dem Lande der wahren geschichtlichen Freiheit und politischen Erbvernunft, über die zunehmenden Verwickelungen und Wandelungen der Continentalpolitik, über den steigenden Einfluß seines alten Gegners Canning, über die Ahnung, daß seine Partei die Macht verlieren, oder sie nur unter vielfachster Modification ihres Systems werde behaupten können, hinwegsetzen. Er sprach von einer Reise auf den Continent, zum Congreß von Verona, wäre es auch nur, um die dort versammelten Souveraine und Staatsmänner zu sehen. Canning hoffte schon, er werde, wenn er einmal fort sei, um seine Entlassung einkommen. Es kam noch schneller. Man bemerkte eine starke nervöse Aufregung an ihm; Trübsinn sprach sich in seinen Aeußerungen aus, was selbst dem Könige auffiel; er klagte über eine Schwere im Kopf; sprach wenig, abgebrochen, nicht ohne Zeichen von Ungeduld und Laune; gedachte der Leiden des Lebens, der Eitelkeit irdischer Dinge. Man überwachte ihn. Als aber am Morgen des 12. August sein Arzt,

Mr. Bankhead, zu ihm in sein Toilettezimmer trat, sagte der Marquis zu ihm: „Doctor, lassen Sie mich in Ihren Arm fallen; es ist Alles vorbei!“ und sofort fiel er mit dem Gewicht eines Leichnams, während das Blut aus einer tiefen Wunde strömte, die er sich, mittels eines kleinen, in einer Brieftasche verborgenen Federmessers, in der Halsader gemacht hatte.

Wenden wir uns nun zu seinem berühmteren und glücklicheren Landsmanne Wellington und dessen Familie. Soviel auch in diesen Tagen in den öffentlichen Blättern über denselben zu lesen gewesen, es dürfte doch auf dem Festlande Manchen unbekannt sein, daß der Familienname seiner Vorfahren nicht, wie man gemeiniglich glaubt, Wellesley war, und den Meisten vielleicht, durch welchen seltsamen Glücksfall der Namenwechsel veranlaßt ward. Wellington's väterliche Vorfahren hießen Cowley oder Colley, und stammten von Walter Cowley, welcher 1537 Solicitor-General war und 1548 Surveyor-General in Irland wurde. Seine Nachkommen beschäftigten sich, wie er, als Männer der Robe, in Gerichts- und Verwaltungsämtern. Der älteste Sohn Henry Colley's zu Castle-Crokery, Namens Dudley Colley, hatte acht Söhne und 10 Töchter. Von den Töchtern heirathete Elisabeth den Garrett Wesley [1]) Esquire, auf Dangqn-Castle, und gebar ihm einen Sohn gleiches Namens, welcher kinderlos war, keine nahen Blutsfreunde hatte und über seine großen Besitzthümer frei verfügen konnte.

---

1) Die Wesleys, die sich auch Weßley, Wellesley schrieben, sollen von einem Bannerträger König Heinrich's II. stammen, dem dieser 1172 große Lehen in Irland verliehen.

Um jene Zeit lebte zu Epworth in Lincolnshire, auf einer kleinen Pfründe, ein Geistlicher, Namens Samuel Wesley, oder Weßley, ein frommer und gelehrter Mann, mit einer Tochter des Dr. Annesley, Susanne, verheirathet. Drei Söhne zog er groß: Samuel, John und Charles, und brachte einen nach dem andern nach Oxford. Als der Jüngste, Charles, noch in der Schule zu Westminster, der Aelteste aber schon Unterlehrer daselbst war, schrieb jener Garrett Wesley aus Irland an den Vater: ob er einen Sohn Namens Charles habe; dann wolle er diesen zu seinem Erben machen. In der That, der fremde Namensvetter bezahlte mehrere Jahre seine Schulrechnungen. Inzwischen erhielt Charles eine Stelle im Christchurchcollegium zu Oxford. In dieser Zeit kam ein unbekannter Herr, von dem man aber annimmt, daß es Mr. Garrett Wesley gewesen, zu ihm, unterredete sich lange mit ihm und fragte ihn endlich, ob er ihn nach Irland begleiten wolle. Der junge Mann erklärte, daß er erst an seinen Vater schreiben müsse; der Vater überließ es seiner eigenen Entscheidung, und er bestimmte sich, mit Rücksicht auf seine Stellung im Christchurchcollegium dahin, in England zu bleiben. An diesem Entschlusse eines jungen oxforder Studenten hing nach beiden Seiten hin Großes. Er selbst blieb in Oxford und vereinigte sich dort mit einigen Untergraduirten zu gemeinsamer Andacht, Bibelstudium, regelmäßiger Lebensweise, wöchentlichem Empfange des heiligen Abendmahls, sodaß man sie spottweise Sacramentarier, Bibelfrömmler, Bibelmotten, Heilige des frommen Clubs, endlich auch, wegen ihrer methodischen Lebensweise, Methodisten nannte. Als sein zweiter Bruder, John, der inzwischen zu Lincoln gewesen war, nach Oxford zurückkehrte, stellten sie sich unter dessen Leitung, nahmen eine

noch geregeltere Verfassung an und wuchsen an Zahl. — Daraus entstand die in zwei Welttheilen verbreitete Secte der Methodisten.[1])

Der unbekannte Herr war nach Irland zurückgereist, und bald darauf setzte Mr. Garrett Wesley seinen Vetter Richard Cowley, einen Enkel des oben erwähnten Dudley, testamentarisch zum Erben seines gesammten Vermögens, unter der Bedingung, ein, daß er den Namen seiner Familie, die sich Wesley, oder Wellesley schrieb, annehme. Dieser Richard Wellesley wurde am 9. Juli 1746 irischer Baron Mornington und † 31. Jan. 1758. Sein Sohn Garrett, mit Rücksicht auf den Wohlthäter der Familie so geheißen, geb. 19. Juli 1735, wurde am 20. Oct. 1760 Viscount Wellesley und Earl von Mornington und vermählte sich (6. Febr. 1759) mit Anna, der ältesten Tochter Arthur Hill's, ersten Viscounts von Dungannon. Er † schon am 22. Mai 1781; seine Gemahlin überlebte ihn ein halbes Jahrhundert, erreichte das höchste Alter und sah den Ruhm und die Größe ihrer Söhne. Sie † erst am 10. Sept. 1831.

Ihr ältester Sohn war jener Richard Viscount Wellesley[2]) (geb. 20. Juni 1760), welcher 1797—1805 Generalgouverneur von Bengalen war, Tippo Saib stürzte, Seringapatnam eroberte, die Mahratten besiegte, das Land zwischen Ganges und Dschumna eroberte, aus Ostindien Truppen gegen die Franzosen nach Aegypten schickte,

1) John Wesley ward am 17. Juni 1703 geboren, ging 1735 mit seinem Bruder Charles nach Amerika, von wo dieser, der 1708 geboren war, schon 1731, John 1738 nach England zurückkehrte. Charles † 1788, John am 2. März 1791.

2) Er wurde am 28. Oct. 1747 großbritannischer Baron Wellesley of Wellesley in der Grafschaft Sommerset, am 2. Dec. 1757 irischer Marquis Wellesley.

dann (1809) als britischer Commissar bei der spanischen Centraljunta wirkte, von 1809—1812 das britische Ministerium des Aeußern verwaltete, 1821—1828 und wieder 1833—1835 mit großem Ruhme [1]) Lord-Statthalter von Irland war, und sich dann auf seine Güter zurückzog, wo er am 26. Sept. 1842 †, ohne aus zwei Ehen Kinder zu hinterlassen.

Der zweite Bruder, William Wellesley (geb. 20. Mai 1763), wurde am 27. Juli 1821 britischer Lord Maryborough und nach dem Tode seines Bruders Earl von Mornington. Er † 1845, und von ihm stammt William Pole-Tillney-Long Wellesley, Earl of Mornington, Viscount Wellesley, britischer Lord Maryborough in der Queens County, geb. 22. Juni 1788, vermählt am 14. März 1812 mit Katharina, ältesten Tochter und Erbin des Sir James Tillney-Long, [2]) Baronet, die am 12. Sept. 1825 †; 2) mit Helene Patterson, verwitweten Bligh. Nur aus erster Ehe hat er Kinder: zwei Söhne, William Richard Arthur Viscount Wellesley (geb. 2. Oct. 1803) und James Fitzroy Henry William Wellesley (geb. 12. Aug. 1815), und eine Tochter.

Der dritte Bruder war Arthur Wellesley, geb. Ende April 1769, zu Eaton und Angers gebildet, 1794 als Obrist in Holland, 1797—1805 in Ostindien kämpfend, Besieger der Mahratten bei Assye, 1807 Staatssecretair in Irland, dann bei der Expedition gegen Kopenhagen, 1808 als Generallieutenant in Portugal, von da an bis 1815 Sieger in zahlreichen Schlachten und Belagerun-

---

1) Obwol Tory, wurde er das zweite Mal von einem Whigministerium nach Irland gesendet.

2) Daher die Erweiterung des Namens.

gen und noch mehr in der ganzen strategischen Leitung über die Franzosen, Viscount Wellesley von Talavera, Marquis von Torres Vedras, spanischer Herzog von Ciudad Rodrigo und Grand erster Classe, 1812 Marquis of Wellesley, 1813 britischer Feldmarschall, spanischer Herzog von Vittoria, 3. Mai 1814 Herzog von Wellington und Marquis von Douro, 1815 auf dem Congreß zu Wien, dann mit Blücher Sieger bei Waterloo, niederländischer Herzog von Waterloo, österreichischer, russischer, preußischer Feldmarschall, Inhaber der Hauptorden aller europäischen Staaten, 1822 auf dem Congreß zu Verona, 1828—1830 erster Lord des Schatzes, 1834—1835 Minister des Aeußern, Oberbefehlshaber der Armee, Gouverneur des Tower, Hüter der fünf Häfen, Kanzler der Universität zu Oxford, Rathgeber des Souverains und der Ministerien jeder Farbe, vom Volke „der eiserne Herzog" genannt, † 14. September 1852. Aus seiner 1806 geschlossenen Ehe mit Miß Packenham, einer Tochter Lord Longford's, sind ihm zwei Söhne geboren: 1) Arthur, geb. 2. Febr. 1807, verm. 18. April 1839 mit Lady Elisabeth Hay, Tochter des Marquis of Tweeddale; 2) Charles, geb. 16. Jan. 1808, vermählt 9. Juli 1844 mit Auguste Sophie Anna, einzigen Tochter des Sir Henry Mawers Pierrepoint, die ihm zwei Söhne (Heinrich, geb. 5. April 1846, Arthur Karl, geb. 18. März 1849) und zwei Töchter gebar.

Der vierte Bruder, Gerald Valerian, geb. 7. Dec. 1770, ist Geistlicher geworden, hat eine Tochter des ersten Earl von Cadagan geheirathet und zeichnet sich durch eine sehr zahlreiche Familie aus.

Der fünfte Bruder, Henry, geb. 20. Jan. 1773, ist der einzige, der den alten Familiennamen bewahrt hat, indem er, früh in die diplomatische Laufbahn eingetreten,

Secretair seines Bruders in Ostindien, Vicestatthalter von Oude, 1807 Secretair des Schatzamtes, 1809 diplomatischer Commissair in Spanien, wo er bis 1822 als Gesandter blieb, dann bis 1831 Gesandter in Wien, 1838 Peer als Lord Cowley, 1841—1846 Gesandter in Paris ward, wo er am 27. April 1847 †. In erster Ehe war er mit Charlotte, der zweiten Tochter des Earl von Cadagan, mit deren Schwester sein Bruder, der Geistliche, so glücklich lebte, vermählt, ließ sich aber 1810, nachdem sie Jahres vorher mit Lord Paget durchgegangen war, von ihr scheiden und heirathete in zweiter Ehe eine Tochter des Marquis Salisbury. Aus der ersten Ehe stammt der gegenwärtige Lord Cowley, geb. 12. Juni 1804.

Die Schwester, Anna, ist zwei Mal: 1) mit Henry Fitzroy, 2) mit Charles Billing-Smith verheirathet gewesen und am 16. Dec. 1844 gestorben.

XIX. Pfarrergeschichten.

Gottfried Kötteritz war der Sohn des Schulmeisters und Organisten Paul Kötteritz in Teuditz bei Lützen, der Enkel und Urenkel von Schulmeistern in dortigen Gegenden, und am 28. Febr. 1671 geboren. Im 12. Jahre kam er auf das Domgymnasium zu Merseburg, wohin ihm sein Vater neun Pfennige mitgab, die sich in 10 Jahren bis auf 16 Thaler vermehrten, mit denen er nach Leipzig auf die Universität ging und glücklich seine drei Jahre daselbst studirte. Nachher ging er als Hauslehrer zu einem Landprediger und wurde drei Vierteljahre darauf erster Lehrer an dem von der verwitweten Herzogin von Sachsen-Merseburg [1]) 1698 daselbst gestifteten Waisenhause. Sie hatte ihm versprochen, ihn, wenn er drei Jahre in dieser Stellung bliebe, auf eine Pfarre zu versorgen, starb aber, bevor sie ihr Versprechen erfüllen konnte. Ehe aber noch ihre Beisetzung geschah, ritt, als er eben zum Fenster seiner Wohnung hinaussah, ein Reiter vorbei, und sagte im Vorüberreiten: „über acht Tage sieht er nicht mehr heraus.“ Am nächsten Morgen wurde er von dem Major von Winkel,

---

1) Christine, Tochter Herzogs Philipp zu Holstein-Glücksburg, vermählt 19. Nov. 1650 mit Christian I., Herzog von Sachsen-Merseburg, Witwe seit dem 18. Oct. 1691, † zu Delitsch 26. Mai 1701.

von den Kürassieren, befragt, ob er binnen hier und acht Tagen Feldprediger werden wolle. Er ließ sich in Leipzig examiniren und ordiniren, und trat als Feldprediger bei den Kürassieren ein.

Damit begann für ihn ein Leben voll Drangsale und Fährlichkeiten, dessen erster Act die Vorbereitung von 12 Delinquenten war, welche in Belgern hingerichtet wurden. Dann ging er mit dem Regiment nach Polen. Bei Pitschkow gerieth er mit vielen Menschen und Pferden in einen Sumpf, aus dem er mit Mühe herauskam und Knecht, Rock und einen Stiefel darin verlor, auch in Folge der Angst und Erkältung selbst gefährlich krank wurde. Er gelobte in dieser Krankheit, für den Fall seiner Wiedergenesung jährlich einen Thaler an das merseburger Waisenhaus zu zahlen, was er auch redlich erfüllte. Aus Polen zurückgekehrt, machte er zwei Feldzüge „im Reich" mit, wobei er wieder einmal seinen Knecht und alle seine Habe verlor. Er wohnte der blutigen Action am Schellenberg bei und zog dann wieder nach Polen. Hier wurde er zwei Mal von den Schweden gefangen, und das eine Mal nur durch die collegialische Intercession eines schwedischen Feldpredigers vom Tode gerettet.

Seine späteren Jahre waren fröhlicher. Er wurde 1707, für die bestandenen Strapazen, durch das Diakonat in Frankenberg belohnt, rückte daselbst zum Archidiakonus auf und hinterließ, als er, nach 42jähriger Ehe, am 26. März 1748 starb, neun Kinder und 14 Enkel.

Christian Köthe von Colditz, Sohn des dasigen Kirchners Johann Köthe und der Margarethe Funke,

besuchte die Stadtschule zu Colditz und die Thomasschule zu Leipzig, wo er auch ein Jahr lang studirte, dann aber, Armuths halber, eine Hauslehrerstelle bei Andreas Dietrich von Schleinitz auf Böhlen annahm. Als nun anderthalb Jahre später sein Vater starb, der noch 50 Fl. Besoldung vom colditzer Rathe zu fodern haben sollte, ging unser Köthe, in Rechnung auf diese Erbschaft, wieder auf die Universität; diesmal auf das wohlfeilere Wittenberg. Der Rath zahlte aber nicht, und so mußte er wieder Informator werden; erst in Noskowitz bei Hans von Saalen, dann nochmals bei dem von Schleinitz. Hier blieb er bis 1658. Dann ging er nach Jena, ließ sich inscribiren, blieb einige Wochen, wanderte aber bald nach Hamburg, von wo er Holstein, Dänemark und Schweden bereiste. Auf der Rückreise gerieth er unter schwedische Werber, die ihn zum Soldaten preßten. Er ward jedoch gleich Corporal, und im dritten Jahre Cornet. Dafür hatte er aber viele Drangsale zu bestehen, wurde in Arm und Schenkel verwundet — die Kugel im Schenkel nahm er mit ins Grab — von Dänen und Polen gefangen, litt sogar Schiffbruch, wobei er sich auf einem Stück Holz erhielt, bis die Bergeleute ihn retteten — und das alles in einem Jahre. Indeß der kriegerische Cornet hatte doch den gewöhnlichen Vortheil des Militairs: er gefiel den Damen, und so gelang es ihm, 1659 im Stift Bremen die Hand der Margarethe Raabe, einer hamburger Patrizierstochter, deren Mutter zu Görnsdorf auf ihrem Gute lebte, davonzutragen. Er nahm nun seinen Abschied und wurde, durch Graf Hans Christoph von Königsmark,[1]) 1661 Rector in Neuhauß. Indeß schon 1663

---

1) Th. III, S. 196.

(30. Jan.) verlor er seine Frau, nachdem schon vorher die drei Kinder, die sie ihm geboren, gestorben waren. In Neuhaus gefiel es ihm nun nicht mehr. Königsmark war auch todt. Seine Mutter lebte aber noch und hatte einen Handelsmann in Rochlitz, Samuel Meißner, geheirathet. Von hier aus ward er freundlichst eingeladen und kam 1664 wieder nach Sachsen. Als er nun seinen einzigen Bruder, den Bürgermeister Johann Köthe in Neustadt an der Orla, aufsuchte und mit diesem einen Besuch in Mosbach machte, gefiel er dem dasigen Pastor M. Konrad Wendler (und der Tochter desselben) so, daß er ihn zu seinem Substituten vorschlug, was er auch 1665 wurde und sich dann am 11. Juli desselben Jahres mit der Tochter seines Seniors, Maria, trauen ließ, von der er sechs Söhne, zwei Töchter und 12 Enkel erlebte. Er folgte 1673 seinem Schwiegervater im Amte, und † 12. März 1709.

Johann Nikolaus Jacobi, geb. 23. Dec. 1639 zu Lausa, wo sein Vater Prediger war, der frühzeitig starb und den Sohn seiner Witwe, Maria geb. Klette, hinterließ. Diese machte es möglich, ihn zu Pforta, Leipzig und Wittenberg für den Beruf seines Vaters bilden zu lassen. Zuletzt aber raubte ihm seine gänzliche Mittellosigkeit Muth und Hoffnung so sehr, daß er ziemlich daran verzweifelte, das Unternommene durchführen zu können, und zu dem Entschluß kam, eine andere Laufbahn einzuschlagen. Auch seine Freunde riethen ihm, Schreiber zu werden. Als er aber seiner Mutter davon sagte, bat sie ihn mit Thränen, es nicht zu thun, zog ihren Trauring vom Finger und sagte: „Da hast Du, lieber Sohn, meinen Ring; so gewiß ich Dir diesen Ring

gebe, so gewiß wird Gott Dich nicht verlassen, sondern Dir seine Hilfe reichlich erzeigen, Mittel und Rath bescheeren, Deine Studien weiter glücklich fortzusetzen, daß Du Gott in seiner Kirche darauf herrlich wirst dienen können. Ich habe Dich nun mit Gott verlobet. Dem wirst Du nicht wieder untreu werden.“ Sie gingen darauf zu Bette, und dem Sohne war es im Traume, als wenn Jemand zu ihm sagte: „Es sollen wol Berge weichen, und Hügel hinfallen, aber meine Gnade wird nicht von Dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, Dein Erbarmer“ (Jes. 54, 10), welche Worte er später auch zum Text seiner Leichenpredigt bestimmte.

Von da an wendete sich sein Glück. Kaum nach Wittenberg zurückgekehrt, erhielt er ein kurfürstl. Stipendium. Dann ward der Prof. Ostermann auf den fleißigen Kirchgänger aufmerksam, fragte nach ihm, ließ ihn kommen, gab ihm auf, einen lateinischen Brief aufzusetzen, statt dessen er 200 griechische Verse über das Lied: „Warum betrübst Du Dich, mein Herz“ schrieb, und nahm ihn dann zum Informator seiner Kinder. Hier blieb er sechs Jahr. Dann ließ ihn sein wohlwollender Principal zum Magister promoviren, und er wurde Prinzenhofmeister zu Zerbst. 1668 wurde er Superintendent zu Gommern und Licentiat der Theologie, 1678 Superintendent in Leißnig, 1681 Doctor der Theologie, 1690 Superintendent in Meißen, wo er am 27. März 1700 am Stein starb. Ob die fromme Mutter es noch erlebt hat, ihn wenigstens noch in den Anfängen seiner gesegneten geistlichen Wirksamkeit zu sehen, ist uns unbekannt.

Gottlieb Fuchs, geb. 10. April 1722 zu Löpersdorf in der Ephorie Freiberg, war der Sohn ganz armer

Bauern, und mußte anfangs die Kühe hüten, dann, wie er kräftiger wurde, bei dem Kohlenbau und den Schmelzhütten mitarbeiten. Er hatte aber von früh an eine außerordentliche Liebe zum Lesen, und durch nichts konnte ihm eine größere Freude bereitet werden, als wenn ihm ein Buch in die Hände fiel. Da kaufte ihm denn sein Vater einmal den Donat, den er hundert Mal durchstudirte und im Kittel bei sich herumtrug. Der Schulmeister beredete endlich den Vater, den 17jährigen Jüngling noch auf die Schule zu schicken. Freilich konnte ihn der Vater nichts aussetzen, als wöchentlich ein Haferbrot, und dessen Schwärze war so auffällig, daß seine Schulkameraden den Superintendenten Dr. Wilisch davon erzählten. Dieser nahm sich darauf seiner an, unterstützte ihn und verschaffte ihm Stunden, durch welche und durch das Chorsingen er sich die Schuljahre über erhielt. Als er darauf 1745 nach Leipzig auf die Universität zog, wofür in den guten Zeiten des Fußwanderns noch eine besondere „Studentenstraße" bestand, ergoß er seine Gefühle unterweges in einem Gedichte, das sich anfing:

„Mir zittern Herz und Knie, und ängstlich suche ich
Der Linden Heiligthum. O Vorsicht, leite mich."

Er hatte sieben Thaler mit nach Leipzig gebracht, von denen und von dem Ertrage durch ihn gefertigter Gelegenheitsgedichte er sich ein Jahr lang nährte. Im zweiten Jahre aber ging ihm das Geld ziemlich aus und er gerieth in die äußerste Noth. Da bekam er, in seiner höchsten Bedrängniß, auf einmal von unbekannter Hand 300 Thlr. — ihm ein Krösusschatz — zugeschickt, und bald darauf, durch den Abt Jerusalem, 100 Thlr. als den Ertrag einer bei dem in Braunschweig studirenden Adel gemachten Sammlung, auch noch einzelne Beiträge aus

Berlin, der Schweiz, selbst aus England. Jetzt löste sich auch das Räthsel. Jenes oben erwähnte Gedicht war dem Dichter Hagedorn in die Hände gefallen, hatte seine Aufmerksamkeit und Theilnahme für den Verfasser erweckt, und nun hatte theils er selbst einen ansehnlichen Beitrag gespendet, theils hatte er in dem weiten Kreise seiner literarischen Freunde eine gleiche werkthätige Theilnahme zu erwecken gewußt. Der arme Poet war nun geborgen und über alle Klippen hinweg. Er blieb gemächlich noch bis 1750 in Leipzig. Dann wurde er Informator bei dem Bürgermeister Hübner in Dresden, dessen Tochter Johanna Friderike er heirathete, nachdem er 1752 Diakonus in Zehren geworden war, von wo er ohne Zweifel, wenn ihm ein längeres Leben bestimmt ward, noch zu weiteren geistlichen Pfründen befördert worden ist.

Johann Friedrich Hübner, geb. 25. Dec. 1680 zu Niederzwönitz im sächsischen Erzgebirge, der Sohn des dasigen Schulmeisters Abel Hübner und der Justine Hahn, der Enkel des Schulmeisters Mathias Hübner, der zuletzt in Breitenbrunn stand, der Urenkel des Pastor Simon Hübner in Thum, verlor seinen Vater schon 1683, und ward von der frommen Mutter in ihrer Armuth auferzogen. Sein ältester Bruder, Abel, schlug sich inzwischen durch die Schulnöthen durch und war zum Chorpräfecten zu Annaberg aufgestiegen, als er 1692 seinen Bruder zu sich nahm. Hier erhielt er sich, wie das der armen Schüler Art war, durch Singen und Stundengeben, bis er 1699 muthig mit 10 Groschen nach Leipzig zog. Da aber fand er weit härtere Entbehrungen und weniger Hilfsmittel, als er auf der Schule

gekannt hatte, und war fast ganz auf kleine, gelegentliche Einnahmen und Glücksfälle verwiesen. Dennoch, als er einmal 12 Groschen beisammen hatte, gleichzeitig aber von der großen Noth und Theuerung im Gebirge hörte, schickte er die 12 Groschen sofort seiner armen Mutter, die ihm dafür ihren letzten, lange Jahre hindurch bewahrten Ducaten sendete. Kaum hatte er ihn erhalten, als er ihn verlor. Dafür fand er aber den nächsten Tag einen andern und eine silberne Schaumünze dazu. 1701 war er in solcher Noth, daß er bloß von unreifem Obste und Wasser lebte. Die unentgeltliche ärztliche Behandlung des Dr. Bohne und die Unterstützung, die ihm während seiner Krankheit durch die wohlthätige Familie Olearius zu Theil ward, rettete ihn. 1702 wollte er sich durch einen Anschlag am schwarzen Brete zum Informator anbieten. Als er hinkam, ging eben ein Herr fort, welcher einen Lehrer für seine Kinder suchte. Beide fanden sich, wurden einig und unser Hübner kam nach dem Städtchen Taucha bei Leipzig, von wo er 1704 in größere Nähe von Leipzig kam. 1707 hatte er, bei einem Besuche im Gebirge, in Purschenstein gepredigt, und dies verschaffte ihm (1708) eine vortheilhafte Hauslehrerstelle bei den reichen Besitzern dieser Herrschaft, den von Schönbergs. Hier blieb er bis 1715, nachdem er auf Kosten seiner Principalität 1711 Magister geworden war, und würde noch länger geblieben sein, wenn nicht damals seine letzte Schülerin, ein Fräulein, gestorben wäre. 1716 wurde er in Dresden Informator zweier jungen Herren von Eberstädt und von Rex und eines Fräulein von Rex. 1718 verschaffte ihm der General und Gouverneur zu Dresden, Leberecht Gottfried Freiherr Janus zu Eberstädt,[1])

---

1) Der Bruder desselben, Adolf Wilhelm, war k. k. General=

kurz vor seinem Tode, die Stelle als dasiger Garnisonprediger. 1730 fungirte er als Generalstabsprediger in dem großen Lustlager bei Mühlberg, wo 27 Feldprediger unter ihm standen. 1733—1734 wohnte er in gleicher Eigenschaft dem Feldzuge in Polen bei, scheint aber nicht so schlimmen Fährlichkeiten ausgesetzt gewesen zu sein, wie sein Confrater Kötteritz. Aber auch für das, was er gethan und bestanden, wurde er 1737 durch seine Berufung zum Hofprediger in Dresden belohnt, als welcher er am 19. April 1742 gestorben ist.

Samuel Uticke, geb. 1. Juni 1670 zu Bahnen in Vorpommern, wo sein Vater Schmied war, ging in die dasige Stadtschule, dann, da er offenen Kopf und Wißbegierde zeigte, mit 12 Jahren in das Gymnasium zu Altstettin. Als er zwei Jahre dort war, schrieb ihm sein Vater: er könne ihn nicht studiren lassen; er solle Schmied werden, welchem väterlichen Wunsche er sich denn auch, wenn auch noch so ungern, unterwarf und ein Jahr lang rüstig und unverdrossen an dem Amboß arbeitete. Da kam 1688 ein Predigerssohn, mit dem er in Stettin in Tertia gesessen, lustig des Weges vorbeigegangen, sah ihn vor der Schmiedeesse stehen, erkannte ihn wieder und drückte ihm seine Verwunderung und

---

Feldmarschall-Lieutenant und Gouverneur zu Tortona († 1731). Dessen Sohn, Franz Maximilian, geb. zu Mailand 16. Aug. 1711, wurde 1723 k. k. Cadet, 1729 Student zu Jena, 1732 k. k. Fähndrich, 1745 Major, 1750 Obrister, 1757 als General-Feldmarschall-Lieutenant ehrenvoll entlassen und Commandant zu Hamburg, sollte 1770 venetianischer Feldmarschall werden, was er ausschlug, und † 26. Jan. 1772.

sein Bedauern über diese Veränderung seiner Bestimmung aus. Dies brachte ihn zu dem Entschlusse, die Lebensbahn, die er sich früher mit so viel Liebe und Hoffnung erkoren, doch noch einzuschlagen [1]), und er nahm zunächst die Bücher wieder vor, das Vergessene und Versäumte wieder einzubringen. Der Vater wollte erst lange nicht daran, ließ sich aber endlich, als er den ernsten Willen des Sohnes erkannte, erweichen, und gab, außer seiner Erlaubniß, noch sechs Thaler, ein Bette und etwas Wäsche auf den Weg. Freitische und Chorsingen halfen ihn über drei Jahre in Stettin hinweg, worauf er zwei Jahre nach Stargard ging. Dann hatte Jemand in Leipzig von ihm so Günstiges erzählt, daß ein Leipziger ihn einlud, dorthin zu gehen und sein Fortkommen daselbst zu suchen. Er entschloß sich dazu, kam 1693 nach Leipzig, errichtete erst eine schola collecta, ward dann Hauslehrer, 1699 zu Wittenberg Magister und 1701 Pastor zu Oeltzschau bei Leipzig, wo er 1751 sein 50jähriges Jubiläum gefeiert hat, 1752 einen Substituten erhielt und am 31. Jan. 1753 gestorben ist. [2])

---

1) Einige Aehnlichkeit theils mit dem hier, theils mit dem oben von Pastor Jacobi Erzählten hat folgender Vorgang. Johann Erhard Möckel, am 29. Aug. 1664 zu Zwickau von armen Aeltern geboren, besuchte anfangs die Schule, mußte sie aber, wegen gänzlicher Mittellosigkeit, wieder verlassen und Schneider werden. Als er das ein Vierteljahr getrieben, hörte er einmal die Schüler auf der Gasse das Lied singen: „Keinen hat Gott verlassen.“ Sofort entschied er sich, ging wieder auf die Schule, gelangte glücklich an das Ziel seiner Studien und wurde Pfarrer, erst in Wilschdorf, dann in Lausa.

2) Sein Sohn wurde Pastor in Engelsdorf bei Leipzig.

Da einmal von Pastoren der leipziger Gegend die Rede, so mögen noch folgende Umstände Platz finden. Johann von Bosseck, wie ihn unsere Quelle nennt, ein fränkischer Edelmann, war kurkölnischer Geheimrath. Sein Sohn gleiches Namens sollte Dominicaner werden, ging aber mit dem Kurfürsten Gebhard Truchseß zur protestantischen Confession über und mußte nach dessen Sturze, von dem katholischen Vater obendrein enterbt, ins Exil gehen. Er kam nach Lippstadt und wurde dort protestantischer Geistlicher, sollte übrigens gewöhnlich der Mönch genannt worden sein, was unsere Quelle von seiner frühern Bestimmung zum Kloster herleitet, während wir geneigt sind, die Erklärung darin zu suchen, daß er wol eigentlich zu dem Geschlechte der Münch von Buseck gehört haben mag. Er verheirathete sich mit Einer von Rittberg, und sein Sohn Johann ward Dr. Med. und Stadtphysikus zu Lippstadt, wo er sich mit einer Patriziertochter verheirathete. Dessen Sohn, gleichfalls Johann geheißen und zu Lippstadt am 29. Sept. 1635 geboren, besuchte das Gymnasium zu Flensburg. Als er die Universität beziehen wollte, verloren seine Aeltern durch Brand die Mittel, ihm beizustehen. Indeß der flensburgische Generalsuperintendent Dr. Stephan Clotzius nahm sich seiner an, und so wurde es ihm möglich, seine Studien in Leipzig durchzuführen. Den Adelstitel hörte er, oder schon sein Vater, zu führen auf. Er wurde darauf (1659) Hauslehrer bei dem Stadtsyndicus Georg Börner in Dresden, wo er den nachherigen Oberconsistorialrath Joh. G. Börner, den Vater des Professor Christian Friedrich Börner unterrichtete. 1663 wurde er Pfarrsubstitut in Gautzsch bei Leipzig und 1667 Pastor daselbst, erlebte sein 50jähriges Amtsjubi-

läum, war zwei Mal verheirathet,[1]) und hinterließ, als er am 2. April 1719, im 84. Lebensjahre starb, aus der ersten Ehe vier Söhne,[2]) sieben Töchter, 34 Enkel, zwei Urenkel.

Die Fälle, wo protestantische Geistliche — es müßten denn Anglikaner sein — zur katholischen Kirche übertraten, sind weit seltener, als die entgegengesetzten, an welcher Erscheinung allerdings wol das Cölibat, dann aber auch die theologische Bildung ihren Theil haben mag. Wird die Frage einmal aus dem Gebiete des Glaubens und religiösen Gefühls und der großen Grundanschauungen und Principe auf das der speciellen wissenschaftlichen Erörterung und Polemik hinübergeführt, dann wird der Protestant durch die Wissenschaft in seiner Meinung befestigt, der Katholik eher irregemacht werden. Diese Bemerkungen zu ein Paar kleinen Notizen über zwei der angedeuteten Fälle.

Ephraim Richter, ein Pfarrerssohn aus Greifendorf in der Ephorie Freiberg, wurde erst Substitut seines Vaters, dann Pastor in Flöha bei Chemnitz, wo auch der Vater der Pufendorfe Pfarrer gewesen war. Ob nun häusliche Verhältnisse ihm seine Stellung verleideten, oder

---

1) 1) 12. Juli 1664 mit Barbara Margarethe, Tochter des Pastor Otto in Mölbis, welche 17. Sept. 1693 †; 2) mit Anna Elisabeth Hartung, verwitwete Gerichtsverwalter Rost.

2) Von diesen wurde der Erste, Johann, geb. 26. Sept. 1668, Doctor der Theologie und Superintendent, erst zu Herzberg, dann (1711) zu Oschatz, wo er 21. Jan. 1720 †. Ein zweiter, Benjamin Gottlieb, wurde Doctor der Rechte und Beisitzer des Schöppenstuhls zu Leipzig. Ein Dritter, Christian Heinrich, war erst Archidiakonus zu Herzberg, dann Pastor zu Prettin.

durch welche Umstände er in Beziehungen zu dem Katholicismus getreten war, wissen wir nicht; aber gewiß ist, daß er mit dem Prior eines böhmischen Klosters in Verbindung stand, der ihm die Bibliothekarstelle versprochen haben soll. Darauf hin entfloh er nach Böhmen, von wo er an seine Frau schrieb. Als er ins Kloster kam, war sein Freund der Prior inzwischen gestorben und der Empfang von Seiten der andern Mönche muß nicht sehr einladend gewesen sein. Denn er entschloß sich plötzlich, nach Flöha zurückzukehren. Aber hier hatte sich der Stand der Dinge mittlerweile sehr zu seinem Nachtheil verändert. Seine Frau hatte den Brief empfangen und in ihrer Herzensangst zum Ephorus getragen. Da aus dem Briefe der Vorsatz des Abfalls klar hervorging, so war seine Absetzung nicht zu vermeiden. Da er aber Reue und Leid zeigte, so setzte man ihn erst als Diakonus nach Pausa im Voigtlande und später (1733) als Pastor nach Lichtenhain in der Ephorie Pirna. Aber der alte Plan muß doch tiefere Wurzeln in ihm gehabt haben und die Nähe Böhmens ließ ihm keine Ruhe. Schon 1734 floh er wieder nach Böhmen, ließ Weib und sechs Kinder im Stiche und trat zur katholischen Kirche über. Er soll Secretair bei dem Bischof von Leitmeritz geworden und 1743 gestorben sein.

Umgekehrt dagegen Franz Christoph Heinrichshofen, zu Karlstadt in Siebenbürgen geboren, wurde schon im 11. Jahre Minorit, später Prediger zu Villach und Provinzial von Kärnthen, in einer Zeit, wo die protestantische Bewegung dort längst unterdrückt

war. Als er aber 10 Jahre lang in dieser angesehenen und einflußreichen Stellung gewesen war, vermochte ihn die Lectüre einiger protestantischen Streitschriften, alles aufzugeben. Er ging nach Sachsen, legte in Dippoldiswalde seine Kutte ab und hielt am 13. Oct. 1703 zu Leipzig seine Revocationspredigt. Schon 1704 wurde er als Feldprediger angestellt, 1706 Pfarrer in Rabenau und 1710 nach Oberdorla bei Tennstädt versetzt, wo er gestorben ist. Er soll bei seinen Gemeinden viele Liebe genossen haben.

Daniel Klosch, aus Iglo in der Grafschaft Zips, geb. 22. Febr. 1624, Sohn Christoph Klosch's, welcher des inneren Raths Mühlenherr und Bergrichter war, studirte zu Eperies, Preßburg und seit 1643 zu Wittenberg. Von da an ging er kurze Zeit nach Leipzig, wo es ihm aber zu theuer war, worauf er sich wieder nach Wittenberg wendete und dort Magister und Baccalaureus der Theologie wurde. In die Heimat zurückgekehrt, erhielt er das Rectorat an dem Gymnasium zu Sempronien, ward 1659 Oberpfarrer und Inspector zu Groicz, Pastor zu St. Georgen, und nachdem dieses 1664 von den Türken verheert worden, 1665 Ephorus in Szezuscen. Hier kam er 1673, auf Betrieb des Erzbischofs Szelepczeni, sieben Monate lang in Haft, worauf er mit anderen katholischen Geistlichen ins Exil wandern mußte. Er hatte mancherlei Fährlichkeiten zu bestehen, Verfolgungen durch Reformirte und Katholiken, Wassersgefahren ꝛc., bevor er 1676 Rector an der Rathsschule zu Jena wurde. Von da kam er nach Weißenfels und wurde später Hofprediger der Gräfin Charlotte von

Tecklenburg.[1]) 1683 kam er als Superintendent nach Heldrungen. Hier verfiel er auf apokalyptische Weissagungen und sonstige Schwärmereien. Der jüngste Tag sollte 1690 oder 1700 kommen. Die Verse 10—11 des 12. Capitels der Offenbarung Johannes sollten auf die Siege Wilhelm's III. und Friedrich's III. gehen. Das Lutherthum sei ein leeres Lauenthum und Afterpapstthum. Die reine lutherische Lehre sei nach Dänemark und Schweden gewichen u. s. w. Er sollte zu Weißenfels vor dem Consistorium revociren, war aber nicht dazu zu bringen und ging 1690 ab, worauf er zu Halle und zu Köthen Vertheidigungsschriften drucken ließ. Er hatte sich nach Berlin gewendet, wo er 1697 die Treppe herunterfiel und daran starb.

---

1) Charlotte, geb. 1652, Tochter des Landgrafen Friedrich zu Hessen-Eschwege, vermählt 1) 1673 mit dem Prinzen August von Sachsen-Weißenfels (geb. 3. Dec. 1650, † 11. Aug. 1674); 2) 1679 mit Johann Adolf von Bentheim-Tecklenburg († 1701), von dem sie geschieden ward, und 1708 zu Bremen gestorben.

Miscellen.

1. Eugenius.

Den Lesern von Sterne's unübertrefflichen Schriften ist jener Eugenius in treuer Erinnerung, in welchem uns der große englische Dichter, mit wenigen, einfachen Zügen und ohne daß er den Geschilderten aus seiner Stellung an der Seite und im Schatten hervortreten und in die Handlung eingreifen ließe, doch das lebenstreue Bild eines sanften, ruhigen Freundes und eines edeln Menschen in vollster Wahrheit erscheinen läßt, eines Freundes, in dessen Busen ein stürmisches Herz seine ganzen Gefühle ergießen und gewiß sein kann, ein offenes Ohr, einen weisen Rath und unter allen Umständen Trost und Theilnahme zu finden.

Nicht allen Lesern Sterne's dürfte es aber bekannt sein, daß derselbe in seinem Eugenius eine bestimmte Person, einen Zeitgenossen geschildert hat und wer das gewesen ist. Sterne's Eugenius war John Theophilus Rawdon zu Skelton-Castle in der Grafschaft York, der zweite Sohn des (irischen) Earl of Moira und (britischen) Lord Rawdon und dessen dritter Gemahlin, Elisabeth Hastings, einer Erbtochter der Earls of Huntingdon, der Bruder jenes berühmten Generalgouverneurs von Ostindien, des Earl of Moira, des späteren Marquis of Hastings, nicht zu verwechseln mit dem noch berühmteren Warren Hastings. Die Rawdons stammen von einem normannischen Krieger, Paulinus, der als Führer einer Schaar Bogenschützen mit Wilhelm dem Eroberer nach England kam, und von diesem die Herrschaft Rawdon in der Nähe von Leeds zu Lehen erhielt. Sein

Descendent in der 19. Generation, Georg Rawdon († 1684), spielte eine große Rolle in der Unterwerfung Irlands und wurde (20. Mai 1665) britischer Peer, als Lord Moira. Dessen Urenkel John († 20. Juni 1793) wurde irischer Earl of Moira und britischer Lord Rawdon. Sein ältester Sohn, Frances, geb. 7. Dec. 1754, kämpfte tapfer in Amerika, wo er vom Hauptmann zum Obristen und Generaladjutanten des Lord Cornwallis aufrückte, sich aber manche Vorwürfe zuzog, als er den Amerikaner Isaak Haynes vor ein Kriegsgericht stellen und erschießen ließ, nahm während der ersten französischen Revolution für Irland gegen England Partei, erwarb sich aber später die persönliche Freundschaft des Prinzen von Wales, den er (1805) mit seinem Vater versöhnte, wurde 1806 Generalfeldzeugmeister, war von 1814—1823 Generalgouverneur von Ostindien, wo er die Pindarees, die Mahratten von Scindiah und die Gebirgsvölker von Nepaul besiegte, wurde bei dem Tode seines Vaters Earl of Moira und Lord Rawdon, bei dem seiner Mutter (1808) Erbe der Baronieen Hastings, Hungerford und anderer Bestandtheile der großen Besitzthümer der Hastings [1]), am 7. Dec. 1816 Viscount of Loudoun, weil er sich (12. Juli 1804) mit Flora Muir (Campbell) Countess of Loudoun in her own right vermählt hatte, ferner Earl of Rawdon und Marquis of Hastings, 1824 Gouverneur von Malta, Chef-Gouverneur des Tower, und † 28. Nov. 1826 auf der Rhede von Bajä. Er war der Großvater des jetzigen Marquis.

Der zweite Sohn John Earls of Moira, John Theophilus, unser Eugenius, war mit Frances Hall vermählt und † 1808, mit Hinterlassung einer einzigen Tochter: Elisabeth Anna. Diese heirathete 22. Juni 1817 Lord Georg William Russel (geb. 8. Mai 1790, † im Juli

1) Das Earlthum Huntingdon fiel in abeyance, bis sich viele Jahre nachher der rechte Erbe dazu, ein Hastings, fand, der bis dahin ein armer Schiffsoffizier gewesen war und sein Recht erst erstreiten konnte (1818), als er einen Sachwalter fand, der die Kosten vorschoß.

1846), welcher Generalmajor und eine Zeit lang Gesandter in Berlin, übrigens der Bruder des jetzigen Herzogs von Bedford und des berühmten Whigministers John Russel war.

2. Ein Duell.

Georg Bogislaus Freiherr Staël von Holstein, erst in holsteinischen, dann in schwedischen Diensten, reiste 1720, als schwedischer Obrister, nach Hannover und gerieth hier, im Hause des Kammerpräsidenten Baron Görz [1]), in Wortwechsel mit dem dänischen Admiral Tordenskiold. Sie wurden zuletzt handgemein und der Admiral warf den Obristen zu Boden und prügelte ihn, in seemännischer Weise, tüchtig durch. Anders gestaltete sich die Sache, als sie sich, in Folge dieses Vorganges, am 12. November an der hildesheimischen Grenze trafen. Hier rannte sich der Admiral, der sich wol auf dem Lande weniger sicher zu bewegen wußte, als auf seinem Schiffe, gleich im ersten Gange den Degen seines Gegners in die rechte Brust. Er fiel, richtete sich wieder auf und sagte: Arm ab! Dann sank er um und starb. Baron Staël ging nach Hannover zurück, speiste daselbst mit anscheinender Ruhe und fuhr gegen Abend nach Kassel, von wo er nach Hamburg eilte, sich darauf auf einem Gute der Gräfin Lewenhaupt verbarg und von da nach Schweden entkam. Hier wurde er bald darauf Generalmajor und Landeshauptmann zu Calmar, 1743 Generallieutenant, 1755 Landeshauptmann zu Malmöe, 1757 Generalfeldmarschall und † 17. Dec. 1764.

Das Opfer dieses Streites, Admiral Tordenskiold, hieß ursprünglich Peter Wessel und war zu Drontheim 1691 geboren. Er wurde 1704 Cadet der königlich dänischen

1) Ist wol der Staatsminister Baron Friedrich Wilhelm von Schlitz genannt Görz gewesen, welcher, geb. 4. Juni 1647, 1726 Reichsgraf wurde und 26. Sept. 1728 †.

Marine, befehligte 1711 einen Kaper, wurde 1712 königlicher Schiffslieutenant, 1714 Capitain einer Fregatte und zeichnete sich 1715 in der Seeschlacht bei Rügen und dann bei der Belagerung von Stralsund dergestalt aus, daß er nach der Eroberung Stralsunds als von Tordenskiold geadelt und zum Flotteninspector ernannt wurde. 1718 zum Viceadmiral befördert, nahm er am 23. Juli 1719 die schwedische Flotte, die in dem Hafen von Marstrand vor Anker lag, worauf Karlstein capitulirte. Der Friede von Friedrichsborg (23. Juli 1720) gab ihm Muße und er trat die Reise an, die ihn so früh dem Tode überlieferte.

---

3. Todtschlag aus Irrthum.

Ein fränkischer Reichsritter Jakob von Gültlingen auf Teufringen, Obervogt zu Schorndorf, war vor Jahren bei Mastricht am Kopfe verwundet worden und seitdem dem Uebel ausgesetzt, daß er, wenn er des Abends etwas scharf getrunken, in der Nacht aufstand und im Schlafe um sich herumhieb, bis er durch Anreden erweckt und zur Besinnung gebracht ward. Ein Freund von ihm, Konrad von Degenfeld, war ein vollständiger Nachtwandler. Einst (9. Oct. 1600) hielt er Vogtgericht zu Geradstetten. Gleichzeitig war eine große adelige Hochzeit in Waiblingen, zu welcher Konrad von Degenfeld mit seiner Gattin, die Frau des Gültlingers, der Junker von Dirnau, welcher auch einen Theil von Geaddstetten besaß, und andere Edelleute reisten. Auf der Rückkehr von Waiblingen trafen die Genannten in Geradstetten wieder zusammen und blieben mit einander über Nacht, sich einrichtend, wie sie konnten. Am Abend zechten sie fröhlich zusammen und Gültlingen bezeigte sich namentlich gegen Degenfeld überaus herzlich und freundschaftlich. Nachdem er den Genossen noch einen Nachttrunk zugebracht, ging er zuerst zur Ruhe und hatte sich geflissentlich eine kleine Kammer ausgesucht, wo er ganz allein

zu schlafen gedachte. Auch seinen Diener, für den ein Lager in derselben Kammer bereitet war, schickte er fort zu den Pferden. Seinen Degen hatte er mit Absicht unten gelassen. Als er eingeschlafen, kommt Degenfeld in die Kammer. Ueber die Veranlassung sind die Angaben verschieden. Er soll durch seinen Knecht, aus Versehen, in dieselbe geführt worden sein; er soll sich absichtlich hinein begeben haben, um noch allerlei mit Gültlingen zu sprechen, dann aber diesen nicht haben stören wollen; er soll sich in den Wagen schlafen gelegt haben und im Schlafe aufgestanden sein. Genug, er befand sich in Gültlingen's Kammer, hatte auch seinen Degen auf eine Truhe in derselben gelegt und wandelte im Schlafe, ein Bettuch um sich geschlagen, in der Kammer auf und ab. Darüber erwacht Gültlingen, ruft ihn vergeblich an, glaubt ein Gespenst zu sehen, findet Degenfeld's Waffe und sticht ihn todt. Nun ruft er um Licht; die Bewohner des Hauses kommen herbei; er sieht mit Entsetzen, was er gethan hat, und läßt sich ohne Widerstand in Haft nehmen. Die Gemahlin des Erstochenen eilt nach Stuttgart zu ihrem Schwiegervater, dem Obristen Kammer- und Hofrath Christoph von Degenfeld, und beide bestürmen den Herzog Friedrich von Württemberg [1]). Das war ein Fürst von stürmischem, hartem und leidenschaftlichem Charakter, welchen sein Wunsch, sich von dem Joche der eigennützigen Cotterien freizumachen, die sich unter dem Deckmantel der alten Verfassung ihre bequemen Nester erbaut und seine schwachen Vorgänger gegängelt hatten, wie sie seinen phlegmatischen Nachfolger gängelten, sowie seine finanziellen Bedürfnisse zu einer Gewohnheit von Willkürhandlungen verführt hatten. In dem vorliegenden Falle schien ihm alles ganz klar. „Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden.“ Gültlingen

---

1) Geb. 19. Aug. 1557, verm. 21. Mai 1581 mit Sibylla, Tochter Fürst Joachim Ernst's zu Anhalt, regiert anfangs als Graf zu Mömpelgard, succedirt seinem Vetter, dem Herzog Ludwig 8. August 1592, † 29. Jan. 1608.

hatte Degenfeld getödtet, folglich mußte er auch getödtet werden. Zwar erforderte er ein Gutachten von seiner Regierung; als aber dieses dahin ausfiel, daß die Sache in regelmäßiger Weise zu untersuchen und zu versprechen sei, so erklärte er dieses Gutachten für „zu seicht", sprach das Todesurtheil selbst, schickte den Scharfrichter mit demselben nach Waiblingen ab, wohin Gültlingen geschafft worden war, und am 15. October wurde Gültlingen für den in der Nacht vom 9. zum 10. desselben Monats absichtslos verübten Todtschlag zu Waiblingen enthauptet. Er starb mit großer Fassung, männlicher Würde und christlicher Ergebung. Der Leichnam ward einbalsamirt und in Waiblingen beigesetzt, bis die „Freundschaft" ihn nach Teufringen abholen ließ, ihn zu seinen Voráltern zu bestatten. Nach seinem Tode erschien ein Klagelied [1]), etwas im Bänkelsängerton gehalten, den ganzen Hergang mit großer Umständlichkeit erzählend, unverkennbar aber den Ausdruck tief gefühlten Kummers und bitterer, doch gemessener Klage über erfahrenes Unrecht enthaltend. Das Lied ging von Hand zu Hand und kam auch Degenfeld's Vater vor Augen, gegen den, nicht gegen den Herzog, allerdings der Vorwurf darin lag, daß er dem Enthaupteten die rechtliche Vertheidigung abgeschnitten, daß er ihn geflissentlich ohne Proceß habe hinrichten lassen. Dieser Vorwurf wurmte ihn tief und er erhob deshalb Klage bei den Geheimen Räthen, worauf denn auch der Kanzler Enzlin [2]) eine scharfe Nachforschung nach dem Verfasser jenes Liedes anstellte. Als man aber erfuhr, daß die eigne Schwester des Enthaupteten [3]) das

1) Es steht in J. J. Moser's patriotischem Archiv, IX, S. 310—335.

2) Matthäus Enzlin, Dr., war das gefügigste Werkzeug und der servilste Rathgeber des Herzogs Friedrich, den er bei allen seinen Willkürhandlungen mit den juristischen Gründen versorgte. Als unter der folgenden Regierung die alte Partei wieder aufkam, wurde Enzlin der Proceß gemacht und ist er zuletzt, gleichfalls unter mannigfachen Ungerechtigkeiten, auch enthauptet worden.

3) Er hatte bei seinem Tode Mutter, Schwester, Frau und Kinder hinterlassen.

Lied gedichtet habe, war der Herzog zu weiteren Schritten gegen dieselbe nicht zu bestimmen. Ebenso wenig hat aber auch die Absicht der fränkischen Reichsritterschaft, sich über das Vorgegangene bei dem Reiche zu beschweren, zu irgend einem Ergebnisse geführt.

---

4. Cardinal d'Ossat.

Arnold d'Ossat wurde am 23. August 1536 in der Diöcese Auch geboren. Als seinen Vater haben Einige einen Wundarzt, andere und die gewichtigsten Stimmen einen Hufschmied genannt. Man hat auch behauptet, er sei der natürliche Sohn des Seigneur von Cassagnabere, einem Dorfe jener Diöcese, gewesen. Sein wirklicher oder angeblicher Vater starb so arm, daß er nicht einmal die Beerdigungskosten hinterließ, sodaß sich der damals erst neunjährige Arnold in der verlassensten Lage befand. Da er aber ein begabtes und gutartiges Kind war, so brachte ihn ein Edelmann derselben Diöcese, Thomas de Marca, als Unterrichtsgenossen zu seinem Neffen und Mündel, dem jungen Seigneur de Castelnau de Magnoac. Arnold machte solche Fortschritte, daß er nach 3—4 Jahren aus dem Mitschüler zum Lehrer ward. Im Mai 1559 begleitete er den jungen Herrn von Castelnau, sowie zwei Vettern desselben nach Paris, wo sie bis 1562 ihren Studien oblagen, ihr Führer aber sich ihr stetes dankbares Andenken erwarb. Arnold ging nun nach Bourges, wo er unter dem berühmten Cujas [1]) die Rechte studirte, Licentiat wurde und dann, nach Paris zurückgekehrt, unter die Parlamentsadvocaten aufgenommen ward. Seine Praxis warf ihm wenig Ge-

---

1) Jacques Cujas, geb. zu Toulouse 1522, Sohn eines Gerbers, 1554 Lehrer der Rechte zu Cahors, 1555 zu Bourges, 1567 zu Valence, 1575 wieder zu Bourges, 1576 zu Paris, 1577 zu Bourges, † daselbst 4. Oct. 1590.

winn ab, machte ihn aber einigen Standespersonen vortheilhaft bekannt. 1569 ließ er ein Schriftchen drucken, worin er die Dialektik des Peter Ramus gegen einen medicinischen Doctor Jakob Charpentier vertheidigte. Zu den einflußreichen Personen, mit denen er in Verbindung kam, gehörte auch Paul de Foix. Er begleitete ihn 1574 auf einer Reise nach Rom. 1580 wurde dieser Herr, welcher 1582 Erzbischof von Toulouse wurde, von Heinrich III. mit einer diplomatischen Sendung nach Rom betraut und wählte Ossat zu seinem Secretair. Das ward der entscheidende Punkt seines Lebens. Er war die Seele der Mission, aus welcher bald eine ordentliche Gesandtschaft wurde, und als sein Principal gegen Ende des Jahres 1582 starb, nahm der Protector der französischen Angelegenheiten, Cardinal Ludwig d'Este, O. in sein Haus, sowie auch der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, de Villeroy [1]), die Geschäfte der Gesandtschaft durch ihn fortbesorgen ließ. Cardinal d'Este starb am 16. December 1586 und vermachte O. 4000 Thlr., bestimmte auch, daß derselbe einen großen Diamanten, den man auf 10,000 Thlr. schätzte, als Pfand bis zur Auszahlung des Legates bewahren solle. Ossat schlug aber dieses Pfand aus und verließ sich auf die Rechtlichkeit der Erben, auf deren Bethätigung er 13 Jahre warten mußte, und sich dann noch sehr verpflichtet fühlte, da das Geld ihm im ersten Jahre seines Cardinalats sehr erwünscht kam. Er hatte zu jener Zeit, wo d'Este starb, noch kein sicheres Einkommen, als eine Kleinigkeit von einer Rathsstelle zu Melun.

---

1) Nikolaus de Neufville, Seigneur de Villeroy, geb. 1542, Minister Karl's IX., Heinrich's III. und IV. und Ludwig's XIII., † 12. Nov. 1617; schrieb die Mémoires d'état, servant à l'histoire de notre temps, depuis 1567 — 1606; Paris, 1622 ff. Er war Großvater und Urgroßvater von Marschällen. Heinrich IV., in dessen Politik er mit ganzer Seele einging, rühmte öffentlich seine große Kenntniß aller Angelegenheiten, die Ordnung in seinem Geschäftskreise, sein großmüthiges Herz, seine Uneigennützigkeit, seine Verschwiegenheit und gemessene Haltung. Er war überaus arbeitsam und wußte das Verdienst zu erkennen und zu belohnen.

Auch bei dem Nachfolger d'Este's, dem Cardinal de Joyeuse [1]), blieb Ossat, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, als Secretair, zumal der Cardinal noch so jung war und kein Italienisch verstand. Der Cardinal gab ihm 1588 die Priorie von St. Martin du Vieux Bellesme, die er bis an seinen Tod behielt. Einer ihm von Heinrich III. schon vorher zugedachten Pfründe, der Abtei Varennes, hatte er gleich wieder entsagt, weil sich ein Streit darüber zu erheben drohte. Heinrich III. bot ihm sogar die Stelle eines Staatssecretairs an; Ossat, der sich nicht in die schwierigen und ihm weniger vertrauten französischen Verhältnisse mischen, auch nicht an die Stelle seines Gönners Villeroy treten wollte, lehnte den Antrag aber ab, wofür ihm Villeroy stete Achtung und Gunst bewahrte.

Zu seinen wichtigsten Unterhandlungen in Rom gehörte vor allen die der Absolution Heinrich's IV., für deren glückliche Durchführung er 1596 durch das Bisthum Rennes belohnt wurde. Gern hätte er sich in dieses zurückgezogen, wenn der Staat ihn nicht gebraucht hätte. Der König schützte ihn auch gegen das bretagnische Parlament, das ihn zur Residenz zwingen wollte. Im September 1597 wurde er Staatsrath. Er leistete den Eid in die Hände des Botschafters zu Rom, des Herzogs von Luxemburg, welcher Auftrag hatte, in allen Punkten seinen Rath einzuholen und zu befolgen. 1598 schickte ihn der König nach Florenz, die Rückgabe der Inseln If und Pomegues zu erwirken, deren Toscana sich bemächtigt hatte. Er bewies hier ebenso viel Festigkeit, als Takt und Geschick. Angenehmer war der Auftrag, der Signoria von Venedig die Nachricht von dem Frieden von Vervins zu überbringen. Er wurde hier, als ein alter Freund der Republik, mit ungemeiner Munificenz aufgenommen und bewirthet. Dann brachte er dieselbe Nachricht nach Florenz und bestimmte zugleich den Großherzog, auf die stipulirten Bürgschaften für die von Frankreich an ihn zu zahlenden Summen Verzicht zu leisten. Im October verließ der Herzog von Luxemburg

1) Ueber ihn weiterhin.

Rom und Ossat hatte nun die Gesandtschaft zu versehen. Am 26. October hatte er seine erste Audienz als Vicebotschafter beim Papste. Im November assistirte er bei der Vermählung per procurationen des Königs und der Königin von Spanien, wobei der Erzherzog Albrecht die Stelle des ersteren vertrat. Um diese Zeit verhinderte er auch die von dem Herzoge von Lothringen, zum Nachtheil der Bisthümer Metz, Toul und Verdun, beabsichtigte Errichtung eines Bisthums zu Nancy. Am 1. März 1599, in welchem Jahre er die Annullirung der Ehe Heinrich's IV. und der Margaretha von Valois bei der päpstlichen Curie glücklich durchführte, wurde er Cardinal. Er bekam am 18. den Titel de St. Eusebe, zugleich aber den Rath vom Papste, seinen Familiennamen beizubehalten. Er war noch so einfach eingerichtet, daß er die Besuche des heiligen Collegiums im Palais des Cardinal de Joyeuse [1]) annahm. Bei der Abreise des Letzteren im August wurde er Viceprotector von Frankreich. Im April 1600 verlieh ihm Heinrich IV. das Bisthum Bayeux. Am 13. März 1604 starb er.

Flassan [2]) sagt von ihm: „das war ein Mann, wie man ihn Denen zum Muster vorhalten muß, welche bei Verfolgung der diplomatischen Laufbahn sowol ihren Herren mit Eifer dienen, als die gebührenden Rücksichten gegen

1) Franz, Duc de J., geb. 1562, Erzbischof von Narbonne, 1583 Cardinal und Erzbischof von Toulouse und Rouen, bedeutender Diplomat unter Heinrich III. und IV. und Ludwig XIII., † zu Avignon als Doyen des Cardinalscollegiums 1615. Er war ein Sohn von Guillaume Vincente de J., welcher erst auch Geistlicher war, dann aber Soldat und (1582) Marschall von Frankreich ward und 1592 †. Von seinen Brüdern war Annas Duc de J. ein Günstling Heinrich's III., ward mit Margaretha von Lothringen, Schwester der Königin Louise vermählt, 1582 Admiral von Frankreich, fiel 1587 bei Coutrou gegen die Hugenotten. Ein anderer Bruder Henri Duc de J. du Bouchage, geb. 1567, ward nach dem Tode seiner Gemahlin Kapuziner, nach dem Tode seines Bruders Annas wieder Soldat, 1596 Marschall, 1600 wieder Kapuziner, † zu Rivoli 1608.

2) Histoire de la diplomatie française, II, 174 ff.

die fremden Regierungen beobachten wollen; eine doppelte Aufgabe, welche so Wenige gleichmäßig zu lösen wissen. Unter den zahlreichen Vorzügen, welche den Cardinal d'Ossat auszeichneten, bewunderte man vor allen sein stetes Sichgleichbleiben, seine Bescheidenheit, Urbanität, seinen Rechtssinn, die sinnreiche Gewandtheit, mit der er schickliche Rechtfertigungsgründe und Auskunftsmittel zu finden wußte, Auskunftsmittel, nicht wie das Laster sie auch hat, sondern wie die Tugend sie billigt. Die Geschicklichkeit und der überlegene Geist des Cardinals d'Ossat prägen sich in seinen Briefen aus, deren Lectüre immer als eine Schule der Umsicht und Gewandtheit empfohlen worden ist."

---

5. General Rautencranz.

Karl Sigmund von Rautencranz ward am 18. Juni 1675 im Regimentshause zu Meißen geboren. Sein Vater Joachim Franz, war ein Lauenburger, die Mutter, Cordula Veronica, eine Geysin auf Lodsee und Haun. Bei seiner Taufe vertrat der damalige Kurprinz, nachherige Kurfürst Johann Georg III., Pathenstelle. Zwei Jahre später ward ihm eine Schwester geboren, Susanne Polyxena. Wieder zwei Jahre später ward der Vater, der als Cornet bei dem kurprinzlichen Leibregimente zu Pferde stand, so gefährlich verwundet, daß er vier Wochen darauf starb. Die Kinder waren mit der Mutter zu Rotenburg an der Tauber, als die Post von dem Tode des Vaters kam. Die Mutter, durch das eigne Unglück gewarnt, wollte den Sohn wenigstens nicht auch den Gefahren des Krieges aussetzen und bestimmte ihn zum Studiren. Als aber 1688 das Schöning'sche Infanterieregiment nach Rotenburg kam, litt es den Knaben nicht länger, und war er mit Mühe abzuhalten, nicht sofort mit dem Regimente zu ziehen. Er blieb bei diesem Sinne, und 1690 brachte es der Hauptmann von Schwerin bei der Mutter dahin, daß er ihn als Cadet zu sich

nehmen durfte. Mit Jenem ging er erst nach Leipzig, wo er noch einigen Unterricht genoß, und kam dann nach Barby zu stehen. 1691 ging es an den Rhein, wo unter Vielen auch Schwerin erkrankte und im Winter zu Nördlingen starb. Nun wurde Rautencranz weniger geschont und vermißte schmerzlich den väterlichen Freund und Berather. Doch bekam er einen Ersatz. Der Obrist von Utterodt [1]) gewann den willigen, munteren Knaben lieb, sodaß er ihn mit zu seiner Hochzeit nach Dresden nahm. Ebenso begleitete er seinen Gönner, der 1692 Generalmajor ward, nach überstandener Jahrescampagne, die dem jungen Cadet eine schwere Krankheit zugezogen hatte, im Winter nach Langensalza, Dresden und auf die Güter. So folgte er ihm auch in den nächsten Jahren, wo noch am Rhein gestritten ward. 1695 rückte er dagegen als Sergeant nach Ungarn, wo er im folgenden Jahre Fähndrich wurde. Der wohlwollende Utterodt equipirte ihn. Nachdem er die ungarische Krankheit überstanden, nahm er an dem siegreichen Kampf bei Zentha Theil. 1698 ging es nach Polen, wo er Souslieutenant und 1700 Premierlieutenant, 1701 Hauptmann, aber auch schwer verwundet wurde, bei der Retirade alles verlor und auch nach ihr in Bitterfeld in eine langwierige Krankheit verfiel. Nach seiner Wiedergenesung bezeigte er Lust, in andere Dienste zu treten, was auch Utterodt, der ihn neu equipirte, nicht misbilligte, ihn vielmehr 1702 selbst darauf aufmerksam machte, daß die Herzoge von Sachsen-Weimar und Eisenach ein Regiment für den kaiserlichen Dienst aufrichten wollten. [2]) Er nahm darauf mit Mehreren Abschied und fand seinem Grade gemäße Anstel-

1) Adam Adolf von Utterodt, geb. 1654, starb als weimarischer Generallieutenant im Nov. 1730. Er heirathete 1691 Hedwig Katharine, Tochter des kurf. Geheimraths-Directors Freiherrn Nikolaus von Gersdorf. Sein Sohn gleiches Namens war von 1731—1738 sächsischer Gesandter in Stockholm, dann — 1742 in London und † am 12. März 1744 zu Dresden, 47 Jahre alt.

2) Utterodt trat später selbst in weimarische Dienste.

lung, worauf er, unter Generalmajor von Bibra, nach Italien rückte. Allein in Folge der Schlacht von Luzzara (30. Jan. 1702) waren die österreichischen Truppen in Italien so geschwächt, daß ein kaiserlicher Commissar den Ankommenden erklärte, sie müßten, zur Completirung, unter andere Regimenter gesteckt werden. Die Offiziere wurden „verdankt." Darüber brach großer Unwille aus. Viele Abtheilungen zerrissen ihre Fahnen, wobei Rautencranz die seinige mittels eines Ducatens, den er spendete, gerettet und dann zum Andenken aufbewahrt hat. Mit Mühe brachte er es bei dem Prinzen Eugen, dem es der Hofkriegsrath selbst an Allem mangeln ließ, dahin, daß jeder Offizier wenige Ducaten Reisegelds und Pässe erhielt. In Eisenach bekam er, als Entschädigung für das verfehlte Unternehmen, 300 Thlr. Abfindungsgeld. Er wollte nun nach Holland, und hielt sich einstweilen bei seinem treuen Gönner Utterodt auf. Da bot ihm General von Wangenheim eine gothaische Compagnie an, mit der er 1703 in die Niederlande zum Dienste der Holländer rückte und bei dem unglücklichen Gefechte war, in welchem General Obdam durch Boufflers geschlagen wurde. Im folgenden Jahre bestand er ein Duell mit einem Franzosen, der in holländischen Diensten stand, und erhielt eine Stichwunde, die für tödtlich gehalten wurde, von der er aber doch wieder genas. 1706 nach Italien gerückt, focht er in der Schlacht bei Turin mit und ward abermals verwundet. 1707 wohnte er dem unglücklichen Zuge auf Toulon bei, wo Prinz Johann Wilhelm von Sachsen-Gotha[1]) fiel, und ging dann auf Werbung. 1708 nahm er an der Belagerung von Exilles und Fenestrelles Theil, und blieb dann bis 1712 in Piemont und Savoyen. 1713 ging er wieder auf Werbungen. Dann kam eine Zeit des Friedensdienstes für ihn. 1715 wurde er Major, 1716 Obristlieutenant, 1718 Obrist und Commandant von

1) Johann Wilhelm, geb. 4. Oct. 1677, zweiter Sohn des Herzogs Friedrich's I., Bruder des Herzogs Friedrich's III. (Th. II, S. 159 ff.), fiel 15. Aug. 1707 vor Toulon.

Altenburg. In den Feldzügen von 1733—1736 rückte er wieder an den Rhein, und von da führte ihn der Kriegsgang noch einmal nach Italien. 1736 kam er wieder nach Altenburg, von wo er, der Kriegsrechnungen halber, nach Wien gesendet ward. Er hatte sich soviel Achtung in der kaiserlichen Armee erworben, daß er zum Eintritt in dieselbe eingeladen ward, was er jedoch ablehnte. 1740 wurde er Generalmajor, 1758 Generallieutenant. Er wurde in dieser Zeit zu Sendungen nach Hannover und in den Haag gebraucht und regulirte 1744 drei Regimenter für Holland. Am 24. Sept. 1716 hatte er sich mit Margarethe Francisca Sibylle Freiin von Herzberg vermählt († 1. Dec. 1783). 1738 kaufte er das Rittergut Nauendorf, das er Rautenberg nannte. 1754 stiftete er ein Garnisonslazareth für Altenburg. Er starb, ohne Kinder zu hinterlassen, am 1. Sept. 1760.

---

6. Deutsche in Rußland.

Der Generallieutenant von Hochmuth, dessen Avancement vom Hirtenknaben in Kirchberg im sächsischen Erzgebirge zum russischen General im dritten Bande dieser Sammlung (S. 305 ff.)[1]) besprochen worden, hatte sich in Rußland verheirathet und zwei Söhne erzeugt, zu deren Infor-

---

1) Wenn dort gesagt ist, sein zweiter Bruder, Nathanael sei Pastor in Thalhayn gewesen, so ist das irrig. Sein zweiter Bruder hieß Nathan und wurde 1701 Pastor in Zschorla (Ephorie Zwickau), wo er am 28. Sept. 1729, 60¾ Jahr alt, starb. Derselbe hatte aber drei Söhne, von denen der Aelteste Christian Nathanael hieß (geb. 1. Oct. 1703) und 1735 Pfarrer in Thalhayn, 1750 in Zschorla wurde. Dieser war in zweiter Ehe mit einer Schwester Gellert's verheirathet. Der zweite Sohn wurde Cantor in Kirchberg. Der dritte, Gottlob Friedrich (geb. 30. Juni 1716), sollte erst Soldat werden, fand aber doch die Theologie sicherer, ging 1736 auf die Universität Leipzig und wurde 1745 Diakonus, 1750 Pastor in Wahrenbrück.

mirung und als seinen Cabinetsprediger er gegen Ende des Jahres 1731 den M. Johann Gottlieb Schreiner (geb. zu Leipzig 26. Jan. 1692) aus Leipzig berief. Letzterer blieb aber kein volles Jahr bei ihm, sondern wurde im October 1732 von dem in russischen Diensten stehenden Prinzen von Hessen-Homburg als Hof- und Festungsprediger nach Sulock berufen, wo der Prinz eine lutherische Kirche bauen ließ, welche Schreiner am ersten Pfingsttage des Jahres 1733 feierlich einweihte. Schon am 6. Oct. 1733 mußte er als Hof- und Bataillonsprediger mit nach Polen ziehen, wo er bis 1735 blieb und dann das Heer in die Krimm begleitete. Hier wohnte er u. A. der Erstürmung von Oczakow bei. 1738 wurde er dem Pastor Schattner in Moskau adjungirt, ging aber, nach kurzer Zeit, mit Empfehlungen an Brühl nach Sachsen zurück, wo er auch 1740 Diakonus zu Marienberg und 1742 Pastor zu Gahlenz wurde. — Jener Prinz von Homburg war Ludwig Johann Wilhelm, ältester [1]) Sohn des Landgrafen Friedrich Jakob und der Elisabeth Dorothea von Hessen-Darmstadt. Er war am 5. Jan. 1705 geboren, wurde erst im Hause des Oberhofpredigers Richier in Homburg, dann zu Orbisfeld, Helmstädt und Gießen gebildet, war eine Zeit lang darmstädtischer Capitain, ging aber 1723, mit seinem jüngeren Bruder Karl († 28. April 1728), nach Rußland, wie es scheint nicht ohne Speculation auf eine Großfürstin. Er wurde russischer Obrister, 1725 Generalmajor, befehligte gegen Schweden und in der Ukraine, wurde 1730 Generallieutenant, Generalgouverneur von Astrakan und Chef der Truppen in Persien, zog 1733 durch die Ukraine und Volhynien nach Polen, ward 1735 Generalfeldzeugmeister, 1736 General en Chef und Commandirender in der Ukraine, unterstützte die Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth und ward dafür 1741 Generalfeldmarschall. Er vermählte sich am 20. Jan. 1738 mit Anastasia, einer Tochter des Fürsten Georg Trubetzkoi und

1) Eigentlich unter sieben Geschwistern das fünfte Kind. Aber die Aelteren starben frühzeitig.

Witwe des Fürsten Cantemir. Krankheit nöthigte ihn, mildere Himmelsstriche aufzusuchen, und er starb auf der Reise, zu Berlin, am 23. Oct. 1745.

7. Ein streitlustiger Pfarrer.

Kleincrostitz in der Ephorie Eilenburg gehörte erst denen von Hacke, dann denen von Crostewitz. Bei dem Tode des Balthasar von Crostewitz († 16. Nov. 1652), der eine noch junge Witwe und einen geistesschwachen Sohn hinterließ, zeigte sich Ueberschuldung und es brach Concurs aus. Der Pastor Jonas Ditzscher in Hohenleina heirathete die Witwe und glaubte dadurch in das Gut zu kommen. Dieser Ditzscher war (8. Mai 1603) zu Altranstädt geboren, ein Pastorssohn, nach absolvirten Studien Feldprediger geworden und 1637 nach Hohenleina gekommen, wo er sich (9. Jan. 1639) mit Maria Selnecker verwitwete Pastor Kirsten verheirathet, auch einen Sohn mit ihr erzeugt hatte.[1]) Nach ihrem Tode heirathete er, wie gesagt, die verwitwete von Crostewitz, Frau Anna Maria, eine Tochter Otto's von Crostewitz auf Lomsel, mit der er noch drei Söhne und zwei Töchter erzeugte.[2]) Der Stiefsohn, den sie ihm mitbrachte, kam durch einen Zufall um. In dem Gute konnte der Pfarrer sich aber nicht behaupten, denn es hatte sich ein gefährlicher Concurrent eingefunden: der Rittmeister von Wackernagel, der im 30jährigen Kriege den tollen hessischen Fritz gefangen genommen hatte und deßhalb bei dem Kurfürsten sehr gut stand. Wackernagel kaufte den Gläubigern

1) Jonas, starb als Pastor zu Wahrenbrück; sein Sohn gleiches Namens als Pastor zu Schilda.

2) Der älteste Sohn (geb. 9. Sept. 1653) wurde Substitut des Vaters, starb aber vor ihm (25. Juni 1680). Nun wurde Johann Benedict Metzler Substitut und bald auch Nachfolger, von dessen Bruder Benjamin u. A. die Buchhändler Metzler in Württemberg stammen.

ihre Foderungen ab und erhielt einen Immissionsbefehl. Der streitbare Pfarrer trieb ihn zwar wieder ab; indeß wurde das Gut, während der Dauer des Processes, sequestrirt. Endlich gewann der Rittmeister den Proceß; aber sofort entspann sich zwischen ihm und dem Pfarrer ein neuer Proceß über das Liquidationsgeschäft. Im Laufe desselben begegneten sie sich einmal auf der Straße und geriethen so aneinander, daß der Rittmeister dem Pfarrer ein Pistol auf die Brust setzte. Darüber erwuchs ein dritter Proceß und der Rittmeister fiel bei dem Kurfürsten in Ungnade. Vor seinem Tode versöhnte er sich aber noch mit dem Pfarrer insoweit, daß er das heilige Abendmahl von demselben annahm. Ueber den Proceß verglich sich der Pastor, nach dem Tode seines ältesten Sohnes und Substituten, dergestalt, daß er noch 750 Fl. und ein Füllen herausbekam. Aber freilich hatte er ihm wol 3000 Fl. gekostet. Er starb noch in dem Jahre (20. Dec. 1686), wo er den Vergleich geschlossen.

8. v. Bockerodt.

Johann Gotthilf von Bockerodt wurde zu Halle, als ein Sohn des dasigen Conrectors, am 15. Mai 1693 geboren. Er ging mit seinem Vater nach Gotha, wo dieser Rector wurde, und studirte später in Halle Theologie. 1711 wurde er Hofmeister bei dem Sohne des russischen Generals Baron Rönne, dann bei dem Sohne des Grafen Bruce,[1]) dann bei dem Fürsten Cantemir,[2]) als dessen Secretair er fun-

1) Jakob Daniel, Graf von Bruce, geb. 1670 zu Moskau, aus einer in Rußland eingebürgerten schottischen Familie, Sohn eines Generals, ward Generalfeldzeugmeister, commandirte die Artillerie bei Pultawa, † 1735.

2) Fürst Demetrius, starb als Director der petersburger Akademie 1723. Sein ältester Sohn, Antiochus, war 1709 geboren, fungirte

girte. Er sollte hierauf Schaffirow's Sohn auf Reisen begleiten, woran ihn aber, am Abend vor der Abreise, ein Fall verhinderte, der ihn längere Zeit an die Stube fesselte. Nun wurde er Privatsecretair des preußischen Gesandten von Mardefeld. [1]) 1728 wurde er Bürgermeister in Königsberg. 1734 ging er als Legationssecretair wieder nach St. Petersburg und blieb daselbst bis 1737, wo er ins Cabinet berufen und bei dem auswärtigen Departement beschäftigt ward. 1739 wurde er Geheimer Cabinetsrath, als welcher er am 5. März 1756 starb.

---

9. v. Rebentisch.

Johann Karl Freiherr von Rebentisch, der Sohn eines k. k. Hofkammerraths und Kammerdirectors in Siebenbürgen, der von einem alten mährischen Geschlechte abgeleitet wurde, war 1710 geboren und trat frühzeitig in die Armee, wo er bis zum Major aufgerückt war, als er 1747, als Flügeladjutant und Obristlieutenant, in preußische Dienste trat. Hier wurde er 1755 Obrister und, nachdem er bei Prag verwundet worden, 1757 Generalmajor. Er hatte sich mit einer Tochter des ersten schlesischen Grafen von Schafgotsch, Hans Anton (geb. 19. April 1675, Reichsgraf 1708, † 19. März 1742), aus dessen zweiter Ehe mit der Gräfin Anna Theresia von Kolowrat (geb. 9. Sept. 1690, vermählt 29. Juni 1710, starb, nachdem sie 14 Kinder geboren, 29. Aug. 1756), der Gräfin Maria Anna Hedwig, (geb. 2. Febr. 1719, † 19. Nov. 1765), verehelicht. Bei Schweidnitz gefangen, wurde er 1758 ausgewechselt und focht mit bei Kunnersdorf. Sein Unglück wollte, daß er bei dem berühmten Finkenfang bei Maxen abermals gefangen

---

als russischer Gesandter in London und Paris, an welchem letzteren Orte er 12. April 1744 †.

1) S. oben S. 183.

ward. Erst der Friede führte ihn nach Preußen zurück, wo er sofort vor ein Kriegsgericht gestellt und nach Spandau geschickt ward. 1764 nahm er seinen Abschied und ging nach Wien, wo ihn der portugiesische Gesandte [1]) zur Einführung des preußischen Exercitiums in der portugiesischen Armee engagirte. In Lissabon auf das Gnädigste empfangen und zum Generallieutenant ernannt, hatte er doch seine Wirksamkeit kaum angetreten, als er, im August 1765, starb.

---

10. Spanischer Reichthum.

Joseph Joachim Guzman, Herzog v. Montalegro, Marquis von Sales, war der Sohn des Grafen Martin Dominico von Montalegro († 18. Mai 1722) und Theresia's, einer Tochter des Marquis Ambrosio von Los Ballazes. Er begleitete 1731 den Infanten Don Karlos als Staatssecretair nach Parma, folgte ihm auch nach Neapel und wurde hier Director der Kriegs- und Seesachen und 1740 Herzog und Marquis. 1746 wurde er aber entlassen, weil er gegen eine Truppensendung in die Lombardei war. Er ging nach Spanien, wurde in den Staatsrath aufgenommen und 1749 Gesandter in Venedig, wo er am 16. Juni 1771 †. Seine Schwester, Donna Isabella, war mit dem Herzog von Arcos vermählt. Er selbst hinterließ eine eheliche Tochter in Amerika und mehrere uneheliche Kinder, deren Legitimation er anordnete. Bei seinem Tode hatte er 700,000 Ducati zu Venedig, ebensoviel zu Genua, 60,000 Duc. in England, 500,000 Thlr. zu Amsterdam und 1 Million Duc. zu Neapel stehen.

---

1) Don Ambrosio Freyre d'Andrade e Castro war mit einer Gräfin Schafgotsch verheirathet, mithin mit Rebentisch verwandt worden.

Nachträge.

(Zu Band I, S. 245 und 277.) Die Gräfin Rindsmaul, mit welcher von Nüßler in seiner Jugend an dem Hofe zu Drehna lebte, und die Gräfin von Hohberg, welche ihre letzten Jahre bei ihm in Berlin zubrachte, waren eine und dieselbe Person. Maria Crescentia Gräfin von Rindsmaul war in sehr jungen Jahren, der Religion halber, aus Steiermark nach Sachsen gebracht und am Hofe zu Dahme lutherisch erzogen worden. Sie heirathete später den Grafen Max Leopold von Hohberg, Amtshauptmann zu Fürstenberg, dessen zweite Gemahlin sie wurde, und der sie am 4. März 1730 als kinderlose Witwe hinterließ. Sie starb zu Berlin am 10. Juni 1755 im 56. Jahre.

(Zu Th. II, S. 261—262; vergl. auch Th. III, S. 310 ff.) Wilhelm Ludwig Freiherr von Imhoff, Sohn des Freiherrn Anton Albrecht, der den Altranstädter Frieden mit abschloß und deshalb auf den Königstein kam, wurde am 13. Febr. 1702 geboren und war anfangs Page am Hofe zu Dresden. Er trat dann in polnisch-sächsische Kriegsdienste, wo er 1740 Major wurde und sich 29. Dec. 1730 mit einem Fräulein von Nostitz vermählte. 1747 ging er in holländische Dienste und † im Nov. 1770 als Generalmajor und Gouverneur zu Coevorden.

(Zu Th. II, S. 312 ff.) Die Familie der Freiherren und Reichsgrafen von Promnitz, welche in Th. II, S. 312 ff. dieses Werks eine ausführliche Besprechung von anderer Seite her gefunden hat, war im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts durch die dem Kaiser und den Kurhäusern Sachsen und Brandenburg geleisteten Dienste, durch ansehnlichen Gütererwerb und Erbschaften, sowie durch mehrere hervorragende Persönlichkeiten zu so großer Bedeutung gelangt, daß es dem Unterzeichneten die Mühe zu verlohnen schien, nochmals auf dieses hochangesehene Haus zurückzukommen, theils um zu den historisch-genealogischen Ermittelungen jenes Aufsatzes noch einige, vielleicht nicht unwesentliche Nachträge zu liefern, theils um mehrere der früheren Angaben nach der Aussage anderer glaubwürdiger Geschichtsquellen und neuer aus dieser Familie ihm vorliegender Autographen zu modificiren.

Hinsichtlich des Breslauer Bischofs Balthasar, von dem mit seinem Großneffen Abraham 1613 eingehenden Lassendorfer Zweige, ist im II. Theile sattsam nachgewiesen und hervorgehoben worden, wie viel er durch Erwerbung der Herrschaften Pleß (1542), Sorau und Tribel (1556 vermittelst Ankaufs) zum steigenden Glanze seines Hauses beigetragen habe. Nur ist dieser Balthasar nicht erst 1548, sondern bereits 1539 zum Bisthum Breslau gelangt. Man kennt selbst den 17. Dec. dieses Jahres als das Datum seiner Wahl zum Nachfolger des Jakob von Salza. Und kurz darauf war es auch, wo ihm Philipp Melanchthon sowol als Ambrosius Moibanus zu seiner Standeserhöhung Glück wünschten; denn ihre Briefe wurden 1541 in Breslau gedruckt, und um dieselbe Zeit auch ein lateinisches Carmen unter dem Titel: Obtestatio Silesiorum ad Episcopum Balthasarem, das dem neuen Bischof die allgemeine Zufriedenheit der schlesischen Bevölkerung mit seiner Wahl bezeugen sollte. Da er im Jahre 1561 starb, so erreichte er ein Alter von nahebei 74 Jahren, und saß an die 23 Jahre auf dem bischöflichen Stuhle.

Den jüngern oder den Weichauer Zweig, an welchen das Familienmajorat überging, stiftete des Bischofs gleich-

namiger Oheim († 1480), und wurde derselbe fortgepflanzt durch dessen Sohn Kaspar, ältesten Enkel Heinrich, Urenkel Anselm und Ururenkel Seyfried, welcher nach des Bischofs Balthasar Ableben die Herrschaft Sorau erbte, kaiserl. Rath und eine Zeit lang Kammerpräsident in Ober- und Niederschlesien war, 1593 als Abgesandter des Kaisers nach Polen ging und 1597 im Alter von 63 Jahren starb. Reich an Kindern war dieses Seyfried Ehe mit Ursula, geb. Freiin von Schaffgotsch. Sie zählte ihrer zwanzig, worunter drei Söhne namentlich auszuzeichnen: Heinrich Anselm, Weighard und Seyfried.

Seyfried, der jüngste, erhielt auf ausdrückliche kaiserliche Verordnung, um seiner als kaiserl. Oberst im Türkenkrieg geleisteten Dienste willen, nach Aussterben der Lassendorfer Linie (1613) die Herrschaft Pleß, die an den ältesten der Brüder hätte fallen sollen. Er starb unvermählt.

Weighard, der mittelste, dem Hoyerswerda zufiel, hatte einen gleichnamigen Sohn, der kaiserl. Kämmerer, Kriegsrath und Oberst war, nebst andern schlesischen Edlen von Rudolf II. 1609 den Majestätsbrief erhielt und 1618 starb. Mit dessen einzigem Sohne Seyfried, der alle seine Kinder überlebte, endigte 1650 auch der mittlere Zweig.

Bei weitem wichtiger, als die Vorgenannten, ist der älteste Bruder Heinrich Anselm (geb. 1564, † 1622). Erzählt wird von ihm, die Universität zu Frankfurt a. d. O. habe ihn 1578 zum Rector magnificus creirt — eine Ehre sonder Gleichen für einen Vierzehnjährigen. Er war kaiserl. Rath, Kammerherr und Landvogt des Markgrafthums Niederlausitz. Mit seinem Bruder (oder viel wahrscheinlicher dem Neffen) Weighard befand er sich 1613 auf dem Regensburger Reichstage, wie die von Beiden unterzeichneten Gedenkblätter darthun. Mit seiner ihn überlebenden Gattin Sophia geb. Freiin von Kurtzbach zeugte er acht Kinder, von denen vor allen Sigismund Seyfried zu bemerken ist. Denn so, nicht Sigismund Friedrich, ist sein Name, wie er sich denn auch auf einem mit seinem Wappen reich geschmückten Blatt vom Jahre 1628 „Sigmundt Seyfridt, Herr von Promnitz" unterzeichnet.

Er war 26. Juli 1595 geboren, dreimal vermählt, 1623 mit Anna Margarethe Freiin von Putbus, 1647 mit Katharine Elisabeth Freiin von Schönburg, 1651 mit Agnes Freiin von Nackenitz, und starb 30. Juni 1654 als erster Reichsgraf von Promnitz, kaiserl. und kursächs. Rath, Kammerherr und Landvogt in der Niederlausitz. Er bekannte sich zur protestantischen Kirche. Als, wie oben bemerkt, im Jahre 1650 sein Vetter Seyfried ohne Leibeserben abging, fiel die von diesem ererbte und besessene Herrschaft Pleß an Siegmund Seyfried. Um nun die Lehen zu empfangen, verfügte er sich 1651 an den Kaiserhof und empfing von Ferdinand III. nicht allein, weshalb er gekommen war, sondern überdies, aus freier kaiserlicher Entschließung, den Reichsgrafenstand. Nicht also erst in seinem Todesjahr 1654, nur daß die Ausfertigung der kaiserl. Urkunde sich bis ins Jahr 1652 oder sogar 53 verzogen haben mag. Unmittelbar nachdem er den Kaiserhof verlassen hatte, vollzog er in Preßburg seine dritte Vermählung.

Diese dritte Ehe blieb kinderlos. Aus der ersten und zweiten hatte er dagegen fünf Söhne, und zwar aus jener 1. Erdmann, über dessen Nachkommenschaft und deren Fata Th. II. S. 313 bis Schluß Ausführliches beigebracht ist; 2. Leopold, von welchem nichts bekannt; 3. Otto (geb. 1634), der 1663 als kaiserl. Oberst bei Preßburg fiel und keine Nachkommen hinterließ; 4. Ulrich Hipparch (geb. 1636), der aus kaiserlichem Hauptmannsdienst in den Dienst des großen Kurfürsten von Brandenburg übertrat und darin bis zum Generalmajor stieg, ihn aber 1680 mit kursächsischen Diensten vertauschte und 1695 als Generalwachtmeister und Oberst zu Roß, auch Kriegsrath und Kammerherr starb. Er stand im Rufe eines sehr gelehrten Mannes. Wie weiland seinem Großvater Heinrich Anselm zu Frankfurt, wurde ihm im Alter von 18 Jahren (1654, dem Todesjahre seines Vaters) zu Gießen die Würde eines Rector magnificus übertragen. Daß seine Descendenz schon mit seinem Sohne Anselm a. 1726 erlosch, ist in Th. II. nachzulesen. — Aus der zweiten Ehe Siegmund Seyfried's stammte der fünfte Sohn Heinrich (geb. 1650, gest. 1693),

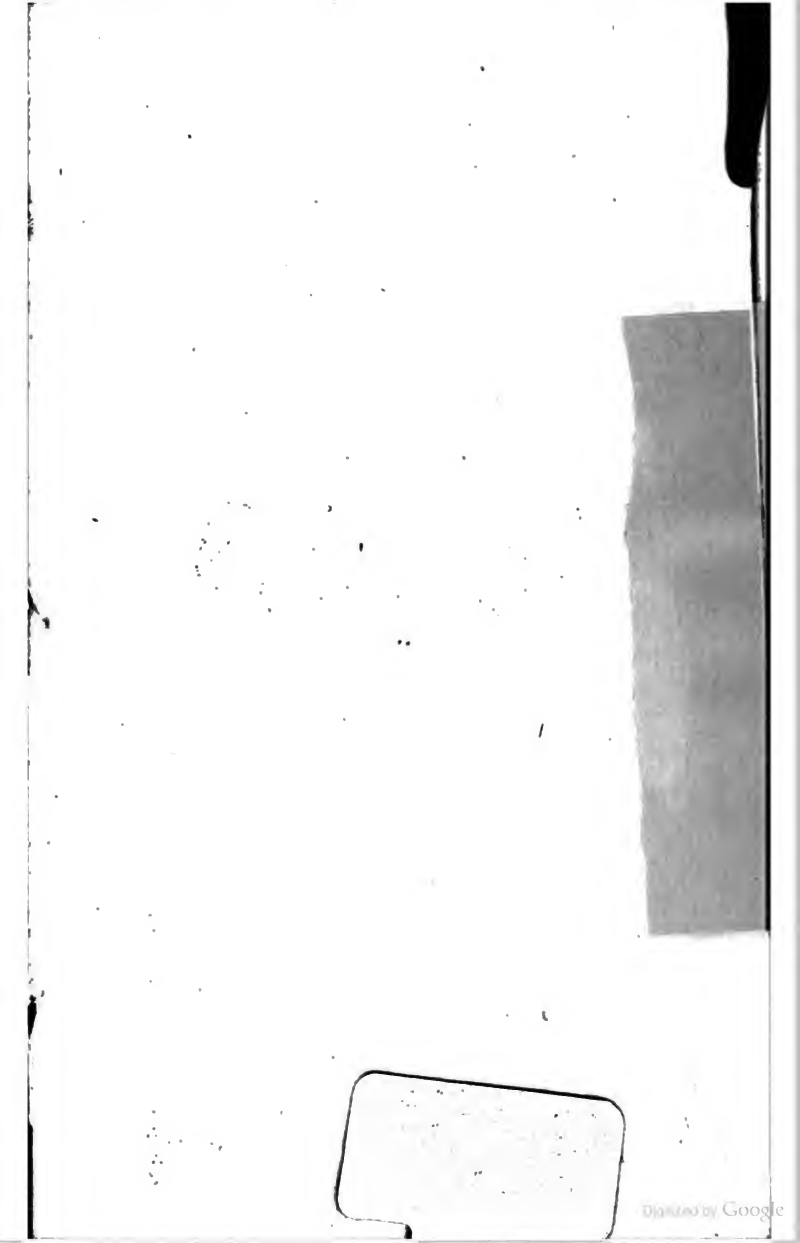
kursächsischer Kammerherr, Generalmajor und Oberst über ein Regiment zu Fuß, dessen Nachkommenschaft mit seinem 1680 gebornen Sohne Erdmann im Jahre 1704 ausging.

E. Köhler.

Zu Th. III, S. 23 und 123 ff.) Wie der Gräfin von Rochlitz in Sachsen, so wurden auch der Gräfin von Urach (der Grävenitz) in Württemberg wegen des heiligen Abendmahls Schwierigkeiten gemacht. Sie meldete sich 1708 bei dem Diakonus zu Urach, M. Georg David Zorn, zur Beichte, wobei sie darauf rechnete, daß dieser damals noch junge Mann, auf seiner geringen Stelle, nicht den Muth haben werde, ihr Begehren abzuschlagen. Er that es aber, nach genommener Rücksprache mit dem ihm vorgesetzten Special, doch und versagte der Gräfin Absolution und heiliges Abendmahl, ermahnte sie jedoch mit aller Sanftmuth und Bescheidenheit, sich in Geduld zu fassen und den Ausgang der Verhandlungen abzuwarten, welche eben damals die kaiserliche Commission in Tübingen pflog. Noch in derselben Nacht eilte das erzürnte Weib nach Urach und bestimmte den Herzog, dem sie vorspiegelte, daß Zorn sich mit Reden gegen ihn vergangen, denselben am nächsten Tage, dem Vorabend des heiligen Pfingstfestes, durch 12 Gardereiter verhaften und nach Hohen-Staufen bringen zu lassen. Als er an das Thor von Urach kam, begegnete ihm sein Special, dem er noch zurief: ego vincula patior propter Christum. Indeß erregte dieses Verfahren einen solch allgemeinen Sturm des Unwillens im Lande und auch die höchsten Stände, auch die fürstlichen Agnaten verwendeten sich so nachdrücklich für Zorn, daß er bald wieder der Haft entlassen wurde. Er † am 28. Jan. 1735 als Special zu Urach.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.




3 2044 098 620 438